Aus vereinten Kräften

Aus vereinten Kräften.



Studie von Eduard von Gebhardt.

Aus vereinten Kräften.

BEITRÄGE,

gesammelt

zum Besten der Leprakranken.



Bibliotheca universitatis Dorpatensis

ST. PETERSBURG.
1895.

Рисунки дозволены цензурою. С.-Петербургъ, 29 Ноября 1894 г.

Rst.
3321

Типографія А. Бенке, Новый переулокъ, д. № 2.

INHALT.

Seite

Chr. Mickwitz — Poetisches Vorwort I
Vorwort III
Leopold von Schröder. — Der tönende Felsen — Ein Märchen 1
Mia Holm — Gedichte 11
Dr. Max von Lingen — Aus dem litterarischen Nachlasse Karl Ernst von Baers 17
Dr. A. Lupus — Poetische Uebertragungen 50
Eugénie Horst — Nebel — Novellette 55
..h...i — Gedichte 59
H. Siéger — Gedichte 61
Graf Paul von Kotzebue — Eine Mission nach Teheran und Ispahan . . 63
Dagobert — Gedichte 93
* * * — Gedichte 95
Lilly Baronin v. Vietinghoff — Am Gestade — Ein Märchen 98
Lilly Baronin v. Vietinghoff — Vom müden Vogel — Ein Märchen . 105
Ina Gutfeldt — Gedichte 111
Dr. Baron A. Heyking — Der moderne Rationalismus und das Wunder — Kritische Streiflichter 114
Anna v. Lilienfeld — Gedichte 149
Clas v. Ramm — Gedichte 151
Elsbeth Treffner — Märchen — Mit Zeichnungen von Anna v. Wahl . 153
Corfiz Holm — Gedichte 164
Isabella Baronin Ungern-Sternberg — Zur Handschriftendeutung . 167
Nora Dittrich — Gedichte 183
A. v. H. — Gedichte 186

Seite
A. v. R. — Wasser. — Ein Bild aus dem Seelenleben 188
Herm. Friedmann — Gedichte 216
O. O. — Aus den Briefen und Papieren Peters des Grossen 219
Carl Leonhard von Hahn — Gedichte 245
U. — Der stille, klare Bergsee — Gedicht 248
W. v. Kügelgen — Einige Aphorismen aus den Briefen des Verfassers der Erinnerungen eines alten Mannes 250
Fr. P. — Es war ein Traum — Gedicht 261
Chr. Mickwitz — Gedichte 263
Prof. v. Gebhardt und Prof. v. Bochmann — Zwei Studien.

Poetisches Vorwort.

Es grüsst herauf aus verschollener Zeit,
Aus dem Dunkel finsterer Tage,
Umhüllt von freundlicher Dichtung Kleid
Eine alte liebliche Sage.

Der «Arme Heinrich» ist sie genannt;
Schon war sie halb verklungen,
Bis spät Chamisso ein neues Gewand
Um Hartmann's Lied geschlungen.

Es war ein Ritter — so meldet das Buch —
Den schwer der Himmel geschlagen:
Er musste am blühenden Leibe den Fluch
Des Aussatzsiechthums tragen.

Von allen gemieden, ein freundloser Gast,
Ein Schrecken der heimischen Gaue,
So fand er nirgends Raum noch Rast,
Herr Heinrich von der Aue.

Kein Heiltrank half, kein scharfer Stahl,
Die Krankheit liess sich nicht bannen,
Bedeckt von Schwären, zerfleischt von Qual,
So irrte er ruhlos von dannen.

Nur eine Rettung blieb ihm allein,
Ihm winkte Heilung und Leben,
Wenn ihm ein Mägdelein zart und rein
Ihr Herzblut wollte geben.

Und so geschah's! Ihm wurde Rath,
In selbstlos eifernder Güte
Bot ihm das Opfer der Liebesthat
Die holdeste Mädchenblüthe. — —

Und was aus nebelgrauer Zeit
Die alte Sage uns kündet,
Das hat in Frauenherzen auch heut
Die Opferflamme entzündet.

Gen Himmel lodert der Liebesbrand;
Zum Besten der Lepra-Kranken
Zieh hin drum, Buch, das Frauenhand
Still wob aus der Dichtung Ranken.

Chr. Mickwitz.

VORWORT.

«Aus vereinten Kräften» ist das kleine Sammelwerk benannt, das in seinen bescheidenen Ansprüchen sich hier um einen freundlichen Empfang bei den geneigten Lesern bewirbt. Es ist entstanden um einem schmerzlichen Elend Erleichterung zu bringen. Zu einem Buche ist es geworden durch freie Beiträge vieler menschenfreundlichen Geber, die um seinen Zweck zu fördern, gerne hingaben was sie gerade besassen und sich desshalb vertrauensvoll der Beurtheilung eines theilnehmenden Publikums preisgeben.

Die Einen brachten was ihnen eine Stunde stiller Träumerei eingegeben, wenn die Seele leise in poetischen Klängen den Ausdruck ihrer Stimmung gesucht hatte; theils schüchtern gespendete Beiträge, nur dargebracht um ebenfalls, wenn auch in der bescheidensten Weise, an einem Werke der Menschenliebe mitzuwirken.

Andere wählten mit grossmüthiger Bereitwilligkeit aus dem Schatz theurer Andenken, die ein in der Erinnerung heiliggehaltener lieber Heimgegangener ihnen hinterlassen hatte, um so Worte und Gedanken der grossen Männer unseres Landes als eine schöne und werthvolle Spende für das Wohl der leidenden und verstossenen Mitmenschen zu liefern.

So sind Aussprüche einiger Männer, auf die das Land stolz sein kann, neben den Erstlingsversuchen noch ungeübter Anfänger zu stehen gekommen. Doch beseelt sie alle ein Geist, ein Zweck weiht und adelt auch die bescheidensten Blüthen in diesem Strauss, mag ihre Art und ihr Werth auch verschieden sein.

Es ist dieser Geist hilfbereiter Menschenliebe, es ist der gute Zweck Unglücklichen zu helfen, der die Kritik entwaffnen wird, selbst wenn sie Recht haben mag, missbilligend auf unbeholfene Formen des Ausdruckes, künstlerisch unfertige Leistungen zu blicken, auch hin und wieder sich nicht enthalten kann, die unsicher tastenden Gedanken zu belächeln, die ein Gefühl wiederzugeben streben, ohne sich zur Klarheit durchzuringen zu vermögen. Aussprüche eines grossen Denkers, Briefe eines reinen Mannes und die Thaten eines heldenhaften Kriegers, die in diesem Buche enthalten, sichern jedem das menschlich Edle verehrenden Geiste ungetrübten und vollen Genuss beim Durchblättern desselben.

Die Aussätzigen unserer Provinzen, für die der Ertrag dieser Sammlung bestimmt ist, verdienen sicherlich das innigste Mitleid jedes Menschenfreundes. Giebt es ein entsetzlicheres Loos auf Erden? Hoffnungslos sehen sie einem langsam nahenden, entsetzlichen Ende ins Angesicht, sie müssen tausend Tode sterben, bevor ihre Leiden erlöschen. Ihren Mitmenschen, ihren Angehörigen sind sie ein Gegenstand des Abscheus, des Grauens und unwillkürlicher Furcht. Sie müssen zu allen Körper- und Seelenqualen das Bewusstsein tragen, dass sie ihren Liebsten eine Quelle des Giftes, der grässlichsten Lebensgefahr sind. Kein Stern strahlt in solch' finstere Nacht, denn diesen Aermsten kann kein Arzt helfen. Die ärztliche Kunst, so gross ihre Fortschritte in den letzten Jahrzehnten sein mögen, verhüllt den Aussätzigen gegenüber ihr Haupt und wendet sich trauernd ab. —

Mag indess die Wissenschaft ohnmächtig sein, die Menschenliebe ist es nie. Kann sie nicht heilen, so kann sie trösten, lindern. Sie kann zu den Aussätzigen sprechen: «Ihr seid Verstossene, ich biete euch ein Heim, ein schützendes Dach über eurem Haupte, Pflege in euren bitteren Schmerzen, Unterhalt und Kleidung. —

«Ihr fürchtet das Gift, das Euch zerfrisst, auf eure Umgebung zu übertragen, hier ist eure Wohnstätte, in der ihr in Frieden eure Tage zu Ende leben könnt, ohne Anderen Verderben zu bringen, wo ihr nicht einsam seid, sondern in der Gemeinschaft mitfühlender Leidensgenossen». —

Es ist eine Aufgabe der Menschenliebe den Aussätzigen Zufluchtstätten zu errichten, wie sie höher nicht gedacht werden kann. Mit Stolz und Freude kann die Gesellschaft in dieser Hinsicht auf ihre bisherigen Leistungen blicken, denn schon ist manches in unserer Heimath für die Leprösen geschehen, aber lange noch nicht genug. Es ist noch immer eine materielle Unmöglichkeit, allen notorisch Aussätzigen Aufnahme in Leprosorien zu sichern, und bevor dieses Ziel erreicht ist, hat die Gesellschaft weder ihre Menschenpflicht vollkommen erfüllt, noch sich selbst vor der Seuche genügend geschützt. Es darf noch lange nicht an Rast und Ruhe in dieser Angelegenheit gedacht werden, trotz aller Opfer, die sowohl hochherzige Corporationen, als wohlthätige Privatpersonen der Förderung dieser Sache gebracht haben. — Aus vereinten Kräften soll in diesem Buche ein neuer Grund und Baustein für ein neu zu errichtendes Leprosorium gelegt werden. Der Zweck kann jedoch nur erreicht werden, wenn sich viele, ja tausende von Lesern unserem Streben anschliessen und ihr Scherflein willig beitragen. — Die Schriftsteller, Dichter und Künstler, die sich an diesem Stammwerk betheiligt haben, sind ganz machtlos, wenn ihnen die Theilnahme und der Beistand des

Publikums fehlen sollte; aus diesem Grunde bitten wir: unterstützt dieses Unternehmen! Kauft dieses Buch! Und lasst Eure Freunde es kaufen! Helft uns bauen an einem neuen Asyl, das aus vereinten Kräften errichtet werden solle Gott zur Ehre, vor grässlicher Krankheit zur Wehr. Der Einzelne kann nichts. — Nur durch den guten Willen Vieler kann Grosses und Schönes erreicht werden. Im Namen der Armen, für die wir bitten, danken wir dem Leser im Voraus für seinen Beistand. — Mag ihn der eine oder andere Beitrag enttäuschen, das Bewusstsein, ein wohlthätiges Werk gefördert zu haben, wird ihn reich dafür entschädigen.

Im Namen unserer künftigen Pflegeanbefohlenen danken wir auch herzlich allen Mitwirkenden, deren Beiträge so reichlich eingegangen sind, dass wir manches nicht haben aufnehmen können, um das Buch nicht zu sehr anschwellen zu lassen. Möge uns niemand darob zürnen. Innigen Dank zollen wir Herrn A. Böhnke, dessen treffliche Buchdruckerei Druck und Satz zu einem Preise hergestellt hat, wie er dem Edelmuth des bekannten Förderers aller humanen Bestrebungen entspricht; dem Herausgeber der «Niwa», Herrn Ad. Marks, dessen ausgezeichnete Kunstanstalt uns die Reproduction der Kunstblätter opferwillig hergestellt hat; Herrn Otto Kirchner, dessen weitbekannte Buchbinderei die geschmackvollen Einbände zum Selbstkostenpreis geliefert hat; den Herren Buchhändlern, die beim Verkaufe ihre Commissionsgebühr möglichst beschränkt haben; ihnen allen, die an diesem Unternehmen uneigennützig gewirkt haben, oder noch wirken werden, sei der Segen der vollempfundenen Dankbarkeit der unglücklichsten unserer Nächsten.

Der tönende Felsen.

Märchen

von

Leopold von Schröder.

Es war einmal ein grosser grauer Felsen,—das ist nun schon viele Jahrhunderte her, — der lag etwas abgesondert von dem übrigen Gebirge in einer einsam abgelegenen Gegend. Unten an seinem Fusse wuchs ein schöner grüner Wald, stattliche Tannen und Buchen, die zur Frühlingszeit wunderschön lichtgrün anzusehen waren. Es grasten auch schlanke, schöne Rehe und stolze Hirsche in dem Walde, und Vögel aller Art, Finken, Meisen und Nachtigallen sangen darin die schönsten Lieder, die Einen munter und frisch, die Andern schmelzend weich und schön, jedes nach seiner Natur und Weise. Eichkätzchen huschten durch die Zweige der Buchen und suchten nach schmackhaften Bucheckern. Auf dem Boden des Waldes und an seinem Rande wuchsen viel schöne Waldblumen, Anemonen, wilde Rosen, Maiglöckchen, Nachtviolen und das zarteste, feinste Farrenkraut. Weiter hinauf, auf dem Abhang des Felsens, da wo er durch Wind und Wetter manche Risse und Spalten bekommen, wuchs auch eine junge Birke, die hatte ihre Wurzeln um den Felsen herum geschlungen und manches feine Fäserchen war tief in die Spalten des Gesteins hineingedrungen. Es war schön um den Felsen herum, insbesondre

zur Maienzeit, aber der Felsen selbst war leider hässlich genug! So plump, so rauh, so formlos lag er da, ein riesengrosser grauer Klumpen, Das wusste er auch selbst ganz genau und es that ihm weh bis ins innerste Herz hinein, wenn er all die frühlingsfrische Schönheit um sich herum blühen sah und sich selbst so hässlich, so grundhässlich.

«Wenn ich mich nur irgendwo verstecken und verbergen könnte, dachte er oft und seufzte tief in sich hinein. Aber nun liege ich da, so gross und ungeschlacht, weit über die höchsten Bäume hinausragend, dass Jederman mich sehen muss und mit Widerwillen sein Auge von mir abwendet. Wenn ich mich nur irgendwo verbergen könnte, das letzte Plätzchen im Walde sollte mir nicht zu schlecht sein. Ich wollte mich ganz still in meinem Schlupfwinkel halten, um mich herum würde das junge Leben grünen und ich würde still träumen beim Waldesrauschen und Vögelsingen. Wenn ich auch selbst nichts an mir hätte von der Schönheit, so würde ich mich doch an Allem freuen, würde still und glücklich sein. Das ist doch nicht viel verlangt und dennoch ist es mir nicht gegeben. Ich muss dastehen in meiner plumpen Hässlichkeit zum Spott und Hohn für Jedermann.» Und er seufzte noch einmal tief auf.

«Warum seufzest du, alter grauer Felsen, sprach die junge Birke, die auf ihm wuchs und Alles am deutlichsten hören konnte. Warum seufzest du? Hast du etwas, was dich traurig macht?»

«O ja, dessen habe ich leider nur allzu viel,» sagte der Felsen und seufzte wieder so recht aus dem innersten Herzen heraus.

«Aber was ist es denn, vertrau es mir doch an,» bat die Birke mitleidig. «Vielleicht kann ich dir etwas helfen.»

«Ach lass nur, lass nur! Du kannst mir nicht helfen, und Niemand auf der Welt kann mir überhaupt helfen. Ich bin so wie ich bin, und das ist meine Qual und mein Elend.»

«Thu ich dir vielleicht weh mit meinen Wurzelfasern, die sich in dein Gestein bohren? Ich will versuchen, ob ich sie nicht herausziehen kann und mehr an der Oberfläche des Gesteins hinklettern lassen.»

«Nein, nein, lass das nur, das macht mir nichts, das bereitet mir keine Schmerzen, dazu bin ich viel zu hart.» Und er seufzte wieder.

«Warum seufzest du nur? Sprich es doch aus, lieber Felsen, was dich quält, bat die Birke. Schon das wird deinen Schmerz erleichtern.»

«Als wenn du das nicht selber siehst und weisst? grollte der Felsen. Du bist jung und mitleidig und darum willst du mich trösten, aber du siehst es doch deutlich genug, wie hässlich und abscheulich ich aussehe und hörst es mit eigenen Ohren, wie die Leute vorbeigehen und sprechen: «Wie kommt nur dieser abscheuliche plumpe Felsen in die schöne Umgebung? Wenn der nur weg wäre! Er verdirbt Einem die ganze Aussicht.» Glaubst du, dass ich das nicht höre, und bis ins innerste Herz hinein empfinden muss?»

«Was die vorübergehenden Leute sagen, kümmert mich wenig, erwiderte die Birke. Mir bist du lieb gerade so wie du bist. Deine hohen Steinwände gewähren mir Schutz vor den wilden Stürmen, an dir halte ich mich fest, aus deinem Gestein saugen meine Wurzeln die Nahrung, die meinen Stamm schwellen und wachsen lässt und meine Blätter in der Frühlingszeit lieblich grün färbt. Dir verdanke ich doch Alles, mein Hort, mein Schirm und mein Ernährer.» Und die Birke schmiegte sich zärtlich an das graue Gestein und küsste es mit ihren zarten Blättern.

«Ach geh nur,» sagte der Felsen, «wo anders würdest auch du es besser haben als bei mir, würdest reichlichere Nahrung finden als bei mir und stolzer emporwachsen. Ach, ich kann ja nicht mehr geben, als ich habe.»

«Und mir ist das genug, ich liebe dich, und ich brauche nicht mehr, als du mir giebst.»

«Du liebst mich, blühende junge Birke? Ach das sind doch nur Worte des Mitleids. Wie kann man einen Stein lieben? Ich fühle es, wie ich in meinem Innersten kalt und starr bin, — nichts als Stein.»

Und die Sonnenstrahlen kamen, küssten das Gestein und wärmten es und wollten gar nicht fort von ihm.

Auf einem recht stillen Plätzchen sass eine kleine grüne Eidechse, sonnte sich recht behaglich und schmiegte sich an den warmen Felsen.

«Nirgends ist es doch so prächtig warm wie bei dir, du alter grauer Felsen. Du verstehst dich darauf, die Sonnenstrahlen zu fangen und zu halten. Sie lieben dich wohl auch besonders und kommen reichlicher zu dir, als anderswohin.»

«Ach wenn du wüsstest, wie kalt es in mir ist, du würdest schaudern, kleine Eidechse, und mich bemitleiden.»

«Davon spüre ich nichts, sagte die Eidechse, ich finde blos, dass du so schön warm bist wie nichts Andres in der Welt; und das Warme ist meine grösste Schwärmerei.» Dabei funkelten die Aeuglein der Eidechse so recht vergnügt und behaglich.

Und die Sonnenstrahlen, die das Wort des Felsens gehört hatten, küssten ihn immer heisser und inniger, und suchten ihn zu wärmen. Aber es konnte doch nur an der Oberfläche wirken, und der arme Stein fühlte innen doppelt die alten Qualen.

Eine schöne weisse Wolke kam heran und begrüsste den Felsen.

«Ich komme von deinen Vettern, den Bergen da drüben,» sagte sie.

«Ja, die haben es gut,» grollte der Felsen, «die sind schön und stattlich, haben schöngeformte Rücken, Gipfel und Zacken; das hebt sich so schön von dem blauen Himmel ab. Die Menschen kommen hin und freuen sich daran und sind ganz entzückt. Aber bei mir heisst es nur immer: Der verdirbt die ganze Aussicht, der entstellt hier nur die schöne Gegend.»

Und es war dem armen Felsen so weh ums Herz, dass ein schmerzlicher Ton sich empor rang aus seiner Tiefe.

Ein tiefes Mitleid ergriff die Wolke: «Traure doch nicht! Auch dir ist so manches Schöne bescheert. Sieh, wie der Wald zu deinen Füssen prächtig grünt, wie die Blumen blühen und Alles so schön ist rings umher!»

«Ja wohl, Alles schön rings umher, aber ich allein so hässlich, so starr, so kalt, so elend, so namenlos elend!»

Und die Wolke schauerte in tiefem Mitleid, und ihre warmen Tropfen fielen leise nieder auf den starren Fels.

«Ja Mitleid, Mitleid, das allenfalls spendet man mir noch, sagte der Felsen bitter, daran muss ich mir schon genügen lassen.»

«Wie Unrecht thust du aber uns, rauschten der Wald und die kleinen Blumen. Fühlst du es nicht, wie dankbar wir dir sind? Du bist doch unser Beschützer. Wie könnten wir bestehen, wie könnten wir fröhlich grünen und blühen, wenn du uns nicht schirmtest mit deinem mächtigen Leibe. So können wir fröhlich gedeihen, aber gingest du fort, da wären wir bald verloren. Wir sind dir dankbar, wir lieben dich, wir gehören zu dir, und schauen so oft fröhlich zu dir empor, der du uns nie verlässest. Die Vögel, das sind die Kinder des Waldes, die singen dir unsern Dank.»

«Ach, das malt ihr auch nur so aus in eurer Phantasie, sagte der Felsen düster. Ich habe da kein Verdienst dabei; habe kaum jemals daran gedacht, dass ich euch beschirme. Wenn es geschieht, so ist's ein Zufall, weil ich nun schon hier stehe und doch nicht fort kann. Zu danken habt ihr da nicht viel, es ist wirklich nichts, wofür ich euren Dank verdiene.»

«Aber wir, flüsterten Steinkraut und Moos, die auf dem Felsen wuchsen und wucherten. Dürfen wir dir nicht dankbar sein? Du bist unser Ein und Alles. Was wir sind und haben, verdanken wir dir, haben wir von dir, du guter Felsen!»

«Schweigt, schweigt, ihr armen Kleinen, Steinkraut und Moos, mir wird nur immer weher ums Herz bei euren Worten. Ich will ja dankbar sein für eure Liebe und Anhänglichkeit, aber was ich da tief innen in mir trage, das bittre Weh, wird nie dadurch gestillt. O wie sie lastet, diese Qual! Immer wieder und wieder kommen die Gedanken! Giebt es denn nie Erlösung und Befreiung für mich von diesen Schmerzen?»

Und der Felsen zitterte und bebte vor Schmerz.

Traurig schwiegen Steinkraut und Moos. Die Bäume und Blumen hörten auf zu rauschen und zu flüstern. Sie liebten den

grauen Felsen, aber sie konnten ihn nicht verstehen. Nur der Wind rauschte noch um das Gestein und sprach: «Harr' aus, du armer Felsen! Ich bin gefahren über endlos viele Länder und Städte. Es giebt viel Leid in der Welt, aber auch Trost und Erlösung erblühen oft, eh man es denkt.»

Stumm stand der Felsen da in seinem Weh. Er fühlte, wie eine tiefe Sehnsucht ihn aus der Qual emporzog in ein anderes Land, ein herrliches Land des Lichtes und der Freude, wo auch er dastehen würde in neuer, ungeahnter Schönheit. Jetzt begann aufs Neue die Qual, jetzt lagerte sich eine dumpfe Betäubung auf ihn. Und es wuchs die Qual, die ihn immer wieder an sein elendes Dasein erinnerte, es wuchs die Sehnsucht, dass er fast zu vergehen glaubte. Da brach es hervor aus seiner Felsenbrust, er wusste es selbst nicht, wie und woher—ein mächtiges, sehnsuchtsvolles Klingen, es rang sich los, es rang sich empor, himmelan, himmelan! In freudigem Schrecken stand der Felsen da. Was war das? Wuchsen ihm Flügel, die ihn emportragen sollten, hinauf, hinauf in das geträumte Land?

Und aufs Neue kamen die Töne hervor, tief aus den innersten Schachten. Sie rangen sich mühsam durch das harte Gestein und zitterten melodisch durch die Lüfte, schön und frei, wie selige Geister, die sich über alles Erdenleid erheben. Und als die Töne schwiegen, da lauschten Bäume, Blumen und Vögel, die Wolke und der Wind noch immer ganz entzückt, denn Alles, was sie sonst gehört hatten, verschwand wie ein Nichts vor der Schönheit dieser Melodieen.

Beglückt und beseligt, wie von der schwersten Last erleichtert, schlummerte der Felsen ein zur Nacht. Aber als er des andern Morgens aufwachte, war Alles wieder wie früher. Er war noch immer derselbe hässliche, plumpe, graue Felsen, in der altbekannten Gegend. Der Wald stand da wie zuvor, und die Birke auf dem Felsen; das Steinkraut und das Moos, selbst die Eidechse, es war Alles wie am gestrigen Tage. Hatte er denn geträumt? War ihm nichts Neues widerfahren? Er betrachtete sich aufmerksam von oben bis unten, ob er nicht an irgend einem Punkte verändert war. Nein, nein,

er war noch immer derselbe hässliche, graue Felsen, er war es und er musste es wohl bleiben, es war doch Alles nur ein Traum gewesen.

Und aufs Neue kam die Qual über ihn. Also Alles sollte bleiben wie zuvor. Eine Ahnung, eine Sehnsucht sollte er in sich tragen nach etwas Schönerem, nur um noch mehr, nur um grenzenlos elend zu sein.

So stand er da, in starrem stummem Schmerz. Der Wald rauschte ihm seinen Dank, die Birke schmiegte sich an sein Gestein, die Sonnenstrahlen küssten ihn, aber er achtete nicht auf das Alles, — in sich verloren stand er da, halb betäubt, träumend von einer entschwundenen Hoffnung.

Aber als der Abend herabsank, horch — es war kein Traum, — da kamen aufs Neue die Klänge aus dem Gestein, immer mächtiger, immer voller, immer schöner quollen die Harmonieen hervor, strebten hinauf, trennten sich, vereinten sich wieder, verschlangen sich, immer reicher, immer kühner, schwangen sich auf immer höher und höher, bis sie im blauen Himmel selbst sich zu verlieren schienen.

* * *

Zu jener Zeit war viel Frömmigkeit und Christenglaube im Lande, und die Fürsten und die Reichen der Städte hatten sich vereinigt und reiche Mittel zusammengebracht, ein würdiges Gotteshaus im Lande zu errichten. Hohe Preise waren ausgesetzt, um einen schönen Plan für den Bau zu erlangen, aber nichts von alledem, was die Baumeister geliefert, konnte den hohen Forderungen entsprechen. Denn für die neuen grossen Mittel, die mit viel Mühe und frommem Eifer gesammelt waren, sollte auch etwas Neues, etwas Schöneres und Gewaltigeres geschaffen werden als alles Bisherige. Die Risse aber, welche die alten kundigen Meister bis dahin geliefert hatten, waren, wenn auch mit einigen Verbesserungen, doch im Wesentlichen nach der alten Weise.

Da war aber noch ein junger gottesfürchtiger Baumeister, der war von tiefer Sehnsucht erfüllt, einen würdigen Plan zu gestalten zu des Heilands Lob und Preis. Aber so oft er auch Zirkel und Stift angesetzt, nichts befriedigte ihn, nichts schien ihm genug zu thun der hohen Aufgabe, nichts stillte die Sehnsucht, die er in sich trug. In sich gekehrt, still und fleissig sass er an dem Werke, zeichnete, rechnete und zerstörte wieder, mühte sich so lange, lange, bis ihn endlich eine tiefe Schwermuth erfasste, weil er sich als zu schwach und gering erkannte, das Werk zu vollbringen, die hohe Aufgabe zu lösen, den Plan so rein und erhaben zu entwerfen, dass er des Heiligen wahrhaft würdig wäre. In seinem demüthigen Sinn hätte er auch gern einem Andern den Preis überlassen, wenn dieser nur der hohen Aufgabe wirklich entsprochen hätte; und nicht der Ehrgeiz war es, der ihn verzehrte. Aber auch nicht Einer der Andern brachte Etwas zu Stande, das ihm gut genug zu sein schien, er konnte die Versuche der Andern nicht für gelungener halten, als die seinigen, und so zog er endlich in tiefer Schwermuth hinaus in Wald und Gebirge. Nach langer Wanderung kam er in einen Wald von hohen Buchen und Tannen, der am Fusse eines grossen hässlichen Felsen sich hinzog. Hier legte er sich müde nieder auf das Moos, um auszuruhen, und schaute sehnsüchtig empor. Die hohen Stämme der Buchen schienen ihm hohe Hallen zu bilden und es wurde ihm ganz andächtig zu Muthe, als wenn er in einem Tempel wäre. Wie er so halb träumend dalag und sehnsüchtig seiner hohen Pläne gedachte, da ertönten mit einem Mal leise Klänge, die immer lauter und lauter, immer voller und mächtiger anschwollen und sich endlich wie zu einem gewaltigen harmonischen Bau zusammenschlossen. Hinauf, hinauf, gleich gewaltigen Pfeilern, strebten die mächtigen Töne; stiegen auf, als könnte keine Schranke sie halten, aber dann neigten sie sich langsam, leise einer dem andern zu, bis sie sich an der Spitze mit einander berührten und nun dastanden in festem Verein. Und mehr und mehr wuchsen empor, ordneten sich, vereinten und verschlangen sich oben und strebten hinauf zu himmelanragender

Spitze. Und welch lieblicher Schmuck sprosste hervor auf allen Seiten! Blumen und Kreuze von Stein und kleine Thürmchen in reicher Zahl, die auch hinauf strebten gleich dem ganzen Bau, aber bei bescheidenerem Ziele stehen bleiben mussten. Zwischen die hohen himmelanstrebenden Klänge wob des jungen Meisters Phantasie in bunten Bildern die heiligen Geschichten, die er so oft gehört. Träumend lag er da, wie verzückt. In diesen Tönen offenbarte sich ihm ein Dunkles, Wunderbares, das ihn hinauf zog, immer höher und höher. Jetzt ahnte er, dass er für seine himmlische Sehnsucht die irdische Gestalt doch noch finden werde. Lange nachdem die Klänge sich schon hoch im Blau verloren hatten, lag er noch träumend da, dann raffte er sich auf, sprang freudig empor und schritt nach Hause.

Des andern Tages kam er wieder und hatte all sein Handwerkszeug mitgebracht. Er lagerte sich in den hohen Buchenhallen neben dem grauen Felsen, und als gegen Abend die Klänge sich wieder hören liessen, da fing er an zu arbeiten. Er entwarf, er überlegte, er zeichnete, er mass, er zirkelte und rechnete in heiligem Eifer, bis die Dunkelheit hereinbrach und die Töne in der stillen Nacht verklangen.

So kam er jeden Abend wieder und schuf mit regem Fleiss, was er ersehnte. Immer schöner und reicher wurden die Harmonieen, immer schöner und reicher sein harmonischer Bau, den seine fromme Sehnsucht höher und immer höher hinauf streben liess. Und als er so geraume Zeit an dem Werke gearbeitet, war der Plan vollendet und er konnte ihn den anderen Meistern zeigen. Da aber entstand allgemeines Staunen und ehrfürchtige Bewunderung. Das war ein Neues, ein wunderbar Schönes; und alle bekannten, dass sie dergleichen nicht zu schaffen im Stande wären.

«Es ist Musik, Musik, sprach ein Weiser unter ihnen. Das ist kein Haus mehr, kein gewöhnlicher Tempel, es ist Musik, die auf zum Himmel strebt.»

Und als das Gotteshaus gebaut werden sollte, da führte der junge Künstler die Werkmeister hinaus in den Wald, zeigte ihnen

den grossen grauen Felsen und sprach: «Aus diesem Felsen sollt ihr mir die Steine brechen, das ist ein tönender Felsen.»

Und es geschah Alles nach seinen Angaben, und aus dem hässlichen grauen Felsen wurde ein wunderbar schöner Tempel gebaut.

Wohl bereiteten Haue und Meissel dem armen Felsen viel Qual, aber er litt sie gern, denn er fühlte, dass er nun in einen neuen schöneren Zustand übergehen sollte. Er hoffte und sehnte, — aber dass er so wunderbar schön werden könnte, das hätte er nie träumen und ahnen können.

Jetzt war er ein Münster geworden, ein herrlicher himmelanragender Münster, dem heiligsten Dienste geweiht, und von allen Seiten strömten die Gläubigen herbei, die des neuen Gotteshauses Schönheit bewunderten. Voll freudigen Stolzes stand er da und doch voll Demuth, der graue Felsen in seiner neuen Gestalt.

«Es ist gefrorene Musik,» sagte ein Weiser, der den Münster betrat.

Der Wind aber wehte um den Münsterthurm und sprach: «Ich ahnte es wohl! Aus dem Schmerz und aus der Sehnsucht wird das Schönste geboren hier auf Erden. Ob es wohl ebenso ist auf jenen Sternen?»



Gedichte

von

Mia Holm.

Klagelieder.

I.

Tod, du schäumst heran wie Flut,
Brichst das Sein zusammen;
Fährst herab wie Blitzesglut,
Zündest Schmerzensflammen.

Wirfst zu Boden Menschenglück,
Schleuderst Stolz in Scherben —
Nichts hält deinen Arm zurück —
Müssen sterben — sterben. —

Tückisch bist du wie ein Dieb
In der Nacht gekommen,
Hast mein Herz, mein Blut, mein Lieb,
Hast mein Kind genommen!

II.

Dass er ganz ein Engel werde,
Legt den kleinen Leib zur Ruh!
Aber nicht mit schwerer Erde,
Schüttet ihn mit Blumen zu.

Zarter Blume glich mein Kindchen,
Halb noch träumend, kaum erweckt,
War gleich ihr von jedem Windchen
Rauh berührt und leicht erschreckt.

III.

Sie war es wie lebend — es rollte ihr Haar,
In mondlichtdurchzitterten Wellen;
Ich sah auch ihr blühendes Lippenpaar
Sich öffnen und lächeln und schwellen.

Und tief aus den Augen, da stieg es herauf,
Wie leuchtende zitternde Funken —
Da hob ich die Arme verlangend auf —
Und bin dann zu Boden gesunken.

Ich raffe mich auf, und ich seh mich allein,
Verlassen und öde die Stube;
Sie ging wohl zurück in den schwarzen Schrein,
Zurück in die traurige Grube.

IV.

Kennt Ihr den Sturm, das eis'ge Wehn,
Das unsre Seelen bricht?
Habt Ihr den grausen Tod gesehn
Im liebsten Angesicht?

Ich sah ihn dort; er blickte kalt,
Hat höhnend aufgelacht —
Da sank ich hin, da ward ich alt
In einer einz'gen Nacht.

V.

Wie greift der Frühling mir an's Herz
Mit seinem stillen Werden!
Im Lenze gab ich einst voll Schmerz
Mein Kind dem Schoss der Erden. —

Und wachen nun die Blumen auf
Mit Duften und mit Glänzen,
Ist's mir, es blühe mit herauf
In all den Blütenkränzen.

VI.

«Gieb mir Blumen!» war Dein leises,
Müdes, allerletztes Wort —
Und so bring ich Dir denn Blumen,
Toter Liebling, fort und fort.

Seele warst Du, da Du lebtest,
Seele ganz, mein liebes Kind —
Bring Dir nicht Azalien, Tulpen,
Die doch farbenprächtig sind.

Keine Blumen ohne Seelen,
Keine Blumen ohne Duft:
Goldlack, Veilchen und Reseden
Leg ich still auf Deine Gruft.

VII.

Seh ich die Sonne blinken
In süssem Abendschein
Und seh ich sie versinken,
Mein Kind, so denk ich Dein.

So still und ohne Leiden
Nach Kampf und schwerstem Schmerz,
So lieblich war Dein Scheiden,
So leise brach Dein Herz.

Seh ich die Sonne blinken
In süssem Abendschein,
So möcht ich mitversinken
Und endlich bei Dir sein.

VIII.

Meine Sinne alle schlafen;
Doch mein Geist ist hell und wach:
Denk den Schlägen, die mich trafen,
Meinem wehen Schicksal nach.

Was so tief mich niederdrückte
Lässt mich los — ich öffne weit
Mein Gemüth, das leidentrückte,
Unbegrenzter Seligkeit.

Gleich ist's, gleich, was wir erleben:
Was die Herzen uns zerreisst,
Kann zu reinstem Glück erheben,
Kann verklären unser Geist.

Wunderglaube.

Zweifelt Ihr das Wunder an:
Freundschaft zwischen Weib und Mann?
Aelter ist sie, als die Liebe,
Denn das erste Menschenpaar,
Selig vor dem Sündenfalle,
Einst in solcher Freundschaft war. —
Und nicht starb sie, lebt noch heute,
Ob sie selten auch erglüht,
Einer Blume gleich, die einmal
Nur in tausend Jahren blüht.

Zwei Wünsche.

Einen Lenz möcht ich erleben,
Der da ganz von Veilchen blau;
Veilchendüfte ohne Ende,
Veilchen nur, wohin ich schau. —

Und ein Land möcht ich betreten,
Wo ich ganz in Kindern steh:
Kinderaugen ohne Ende,
Kinder nur, wohin ich seh.

Sternschnuppe.

Redet! sprecht zu mir, ihr Sterne,
Die ihr ewig schweigend zieht!
Löst das wirre Lebensrätsel!
Oder singt ein Ruhelied!

Und von allen löst sich einer,
Gleitet klingend niederwärts,
Fällt in meine finstre Seele
Und durchstrahlt mein dunkles Herz.

Aus dem litterarischen Nachlasse
KARL ERNST von BAERS.

Mitgetheilt von Dr. **Max von Lingen.**

«Es ist einmal Alles interessant und wichtig, was den alten Herrn von Baer betrifft.»

(Aus einem Brief Professor Moritz von Engelhardts an den Akademiker Gregor v. Helmersen den 9. December 1876; zu vergleichen: G. v. Helmersen, K. E. v. Baers letzte Lebensstunden S. 2.)

K. E. v. Baer erzählt im vierten Capitel seiner Selbstbiographie, dass er als vierzehn- oder fünfzehnjähriger Knabe der «ärztliche Gehülfe» seines Hauslehrers Glanström gewesen sei; die Praxis wurde auf dem väterlichen Gute Piep und den benachbarten Dörfern betrieben; Glanström war ein ehemaliger studiosus medicinae, der infolge politischer Verhältnisse seine Studien in Deutschland hatte unterbrechen müssen. Seine und seines gelehrten Schülers Thätigkeit war dem Landvolke bei dem damaligen Mangel an Aerzten hochwillkommen. Der Amanuensis, der sich späterhin am 29. August 1874, am Tage seines sechzigjährigen Doctorjubilaeums, scherzend als «Deserteur der Medicin» bezeichnet hat, konnte allmählich auch selbständiger auftreten und wurde auch der besoldete Impfarzt der Umgegend.

Nicht ohne Bedeutung sollte dieser Anfang in der Ausübung des ärztlichen Berufs für die Folgezeit bleiben; manchen Einblick in

das Leben der Esten konnte der junge Heilkünstler sich verschaffen. Die allererste Druckschrift des später so fruchtbaren Schriftstellers — eine Recension, die im Jahre 1812 erschien — bezog sich auf dem Estenvolke zu gewährende medicinische Hülfe. (Selbstbiographie S. 145 und 511.) Als der junge Doctorand sich nach einem passenden Thema für seine Dissertation umsah, fiel seine Wahl auf eine Arbeit, die wiederum mit seiner so früh begonnenen Behandlung kranker Esten in Zusammenhang stand; er stellte sich die Aufgabe, die den Esten besonders eigenthümlichen Krankheiten zu untersuchen; von allgemeinem Interesse ist dabei, dass nach des Verfassers eigner Meinung: «ein Gefühl für Verbesserung des Zustandes der Esten aus ihr zu sprechen schien». Und dies «Gefühl» beruhte auf den von dem jungen Baer gemachten Beobachtungen.

Das Werk, dem die folgenden Blätter eingereiht werden sollen, will an seinem Theil die Noth der an der Lepra erkrankten Esten lindern helfen, dieser Zweck desselben, in Beziehungen gebracht zu den obigen Ausführungen über K. E. v. Baers erste Thätigkeit als Jünger des Aesculap, möge es berechtigt erscheinen lassen, dass einiges jetzt dem Drucke übergeben wird, was sonst wohl nicht so leicht der Verborgenheit des Familienarchivs entnommen worden wäre. Der alte Baer billigte es nicht, dass «den Todten allerhand Nachreden, Briefe und Zettel nachgesendet würden.» Eine in seinem Nachlasse befindliche Notiz sagt: «Wie glücklich sind doch Achilles der Tapfere, Tell der Wackere und Numa der Weise. Die Phantasie hat sie geschaffen und mit den besten Farben ausgeschmückt, und sie haben keine Briefe hinterlassen, welche Ludmilla Assing herausgeben könnte.»

Ehe wir nun an eine chronologische Betrachtung des litterarischen Nachlasses K. E. v. Baers — so weit er ein grösseres Publicum interessiren kann — gehen, ist es am Platze, einige Worte über die Geschichte dieses Nachlasses zu sagen.

Baer hatte, — wie viele Gelehrte, — die Gewohnheit, alle Entwürfe und Concepte wissenschaftlicher Arbeiten, gelegentliche Notizen, Briefe, Dispositionen zu Reden u. s. w. zu sammeln und

aufzubewahren. Nach seinem an 16./28. November 1876 in Dorpat erfolgten Tode war es keine leichte Arbeit, alle diese Papiere, von denen doch gar viele von grosser Bedeutung waren, zu sichten und zu ordnen. Der nun in Königsberg wirkende Professor Dr. Ludwig Stieda hat sich mit einem wahren Bienenfleisse, mit vollem Verständnisse und liebevoller Pietät diesem Werke hingegeben. Alles was sich auf die Wissenschaft im engsten Sinne bezog, wurde der Akademie der Wissenschaften in Petersburg als der natürlichen Erbin dieser Schätze überwiesen, nachdem Stieda alles sehr genau katalogisirt hatte; es war eine Riesenarbeit, von deren Schwierigkeiten der Verfasser dieser Zeilen Einsicht gewinnen konnte, als er an der Hand des Stiedaschen Katalogs den auf die Anthropologie bezüglichen Theil des Nachlasses durchsah. Ein derartiger Einblick in die Werkstätte eines grossen Geistes ist ungemein fesselnd und belehrend. Baer hat in dem Schlussabschnitte die «für die Veröffentlichung» bestimmten, aber nicht dazu gelangten Aufsätze behandelt; man könnte die da gegebene Liste auf Grund all dieser Manuscripte sehr erweitern. Es gehört einmal zum Wesen eines so umfassenden Geistes, wie Baer es war, dass er sich weite Grenzen setzt. Und von Baer liegt uns in der Lebensbeschreibung das etwas wehmüthig klingende und bedeutsame Geständniss vor: «Ohne Zweifel habe ich mehr wissenschaftliche Interessen verfolgt, als mir gut war.» (S. 441). Die ganze wissenschaftliche Hinterlassenschaft des ehemaligen Mitglieds der Akademie liegt wohlgeborgen in einem in den Bibliotheksräumen der Akademie der Wissenschaften aufgestellten Schranke; noch jetzt werden die da niedergelegten Schriften benutzt, namentlich von Reisenden, die in auch von Baer besuchte ferne Länder Wanderungen unternehmen und vorher die Litteratur der betreffenden Gegenden genau studiren wollen.

Alle Papiere, die sich auf Baers Leben und Weltanschauung beziehen, mannigfache Erinnerungsblätter und Familienbriefe sind Baers Verwandten von Stieda übergeben worden; sie gehören einem langen Zeitraume an, vom Jahre 1801, wo der grosse Forscher ein vielversprechender Knabe von neun Jahren war, bis in das späteste

Greisenalter, wo der Weltweise wegen fast völliger Erblindung nicht mehr selbst schreiben konnte. Von einigen dieser Schriftstücke soll nun auf den folgenden Blättern gehandelt werden.

«Erinnerungen sind Reichthümer des Lebens. Sie bilden ein Capital, von dem unsre Phantasie die Zinsen hebt, so oft sie sich nach ihnen sehnt, und das einzige, das sich nicht vermindert, wenn man von ihm zehrt. Im Gegentheil schwindet der Schatz nur demjenigen, der unbenutzt ihn stehen lässt.» Diese Worte hat der alte Baer 1850 in das Stammbuch seiner Tochter geschrieben, als diese als Braut ihren letzten Geburtstag im elterlichen Hause feierte. Von den «Reichthümern des Lebens» Baers erzählt uns seine Lebensbeschreibung und die 1878 von Stieda herausgegebene Biographie. Einige Ergänzungen dazu als Selbstzeugnisse Baers mögen nun im Folgenden gegeben werden.

Der vortreffliche erste Hauslehrer des jungen Baer, Steingrüber, legte besondern Nachdruck auf den mathematischen Unterricht. Eine Schwester Karl Ernsts und eine Cousine wurden von dem eifrigen Praeceptor auch zu einem Cursus in der mathematischen Geographie herangezogen; für diese hatte der jugendliche Mitgenosse des Unterrichtes die Vorträge des Lehrers nachgeschrieben. Das Heft umfasst 67 Seiten und führt den Titel «Kurzer Entwurf der mathematischen Geographie, nachgeschrieben von Carl Ernst Baer seit dem 28. November 1801 bis 1802 in Piep.»

Der Inhalt des Leitfadens zerfällt in sechs Abschnitte, von denen der erste Abschnitt «Von der Gestalt der Erde», der letzte «von dem jährlichen Laufe der Erdkugel um die Sonne» handelt. Orthographische Fehler und Versehen laufen mit unter, doch zeugt die ganze Abfassungsweise dieses ersten litterarischen Products von eingehendem Verständniss des Gegenstandes. Baer leugnet es, dass er besonders mathematisch beanlagt gewesen sei; doch diese ehrwürdige Urkunde des neun- und zehnjährigen Knaben liefert den Beweis frühzeitiger Begabung für Mathematik. Späterer Zeit gehört ein Heftchen an, das die Ueberschrift «Physik» trägt, hauptsächlich

aber physikalischer Geographie gewidmet ist; es beginnt mit einer Betrachtung über Chronologie; eigenthümlich berührt uns der Schluss derselben. Der Mann, der sich später so für das Auffinden der Mammuth interessirt hat, schreibt hier: «An einem Arm der Lena hat man ein Rhinozerosgerippe gefunden, das noch Haut und Ueberbleibsel von Sehnen hatte; andere Rhinoceros- und Elefantengerippe hat man in Sibirien viel gefunden.»

In der lateinischen Sprache war Baer gut bewandert; hat er doch an der medico-chirurgischen Akademie eine ganze Reihe von Jahren Vorlesungen über vergleichende Anatomie und Physiologie lateinisch gehalten; auch einen guten lateinischen Stil hat er geschrieben. Specimina dafür werden wir weiter unten finden. Im Griechischen hat er es aber nicht so weit gebracht. Die in seinem Nachlasse gefundene, von ihm zusammengestellte «Kurze griechische Grammatik» enthält denn auch nur die allerersten Anfänge, und auch diese lassen philologische Akribie vermissen, denn die Accentzeichen fehlen.

Für die Dichtkunst hat Baer immer Interesse und Empfänglichkeit gezeigt; auch dafür haben wir Belege; namentlich weist darauf hin eine Liedersammlung, die er als zwölf- und dreizehnjähriger Knabe sich angelegt hat; sie ist betitelt: «Nützliche und unterhaltende Lieder, geschrieben von Carl Ernst Baer.» Nicht ohne litteraturgeschichtliches Interesse ist es, sich anzusehen welche Gedichte der junge Sammler abgeschrieben hat; können wir doch daraus Rückschlüsse ziehen, welche litterarischen Erzeugnisse zu jener Periode in das ultima Thule, als welches wir das Estland jener Zeit zu betrachten haben, gewandert sind. Die Anthologie beginnt mit einem «Liede des blinden Harfenspielers Falkenau», späterhin schliesst sich an «Trostlied des blinden Harfenspielers Falkenau». Von wem die Gedichte verfasst sind ist leider nicht gesagt. Ahnte wohl der fröhliche Knabe, der 1804 die Elegieen abschrieb, dass auch ihm siebenzig Jahr später der theilweise Verlust des Augenlichtes bevorstand? Lebensfreude beseelt den jungen Baer, ein Aus-

druck derselben ist die Wahl der beiden bekannten Lieder: «Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht» von Usteri und «Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher» von M. Claudius. Pfeffel ist mit dem «Tabaksliede», Schiller mit dem «Räuberliede» und mit einem kleinen Abschnitte aus dem «Liede von der Glocke» vertreten; aus der französischen Dichtung finden wir einige «Chansons de Monsieur Florian en Estalle». Näher liegt uns aber ein von Pastor J. G. Lampe, Prediger an der evangelisch-lutherischen St. Petri-Kirche in St. Petersburg, verfasste Hymne «An Seine Majestät den Kaiser Alexander I, nach geschehener Huldigung im März 1801». Der Patriotismus des Eleven hatte die Wahl auf dieses Gedicht fallen lassen, in dem die Hoffnungen, die sich an die Thronbesteigung Alexanders I knüpften, ihren Ausdruck fanden; ein Jahrzehnt später feierte der Doctorand seinen Landesherrn schon begeistert in einem von ihm selbst verfassten Carmen. (Zu vergleichen K. E. von Baer. Eine biographische Skizze von Dr. Ludwig Stieda. S. 27, 28.)

Ein weiteres Eingehen auf das Liederbuch würde uns zu weit führen, es möge eben der Hinweis genügen, dass die Auswahl der betreffenden poetischen Erzeugnisse für die damaligen Anschauungen Baers charakteristisch ist. Als zu derselben Periode gehörig sehen wir ein merkwürdiges Heftchen an, das den Titel trägt: «Gnomonik» und die Widmung: «Heilige Urania, Dir weihe ich diese Blätter!» Gnomonik bedeutet bekanntlich Sonnenuhrkunst; so bilden auch Berechnungen von Sonnenuhrbeobachtungen den Inhalt des Heftes. Bekanntlich hat Baer die 1807—1810 in der Domschule verbrachten Jahre als die glücklichsten seines Lebens angesehen und wiederholt in diesem Sinne sich auch nachdrücklich in der Autobiographie ausgesprochen. Mit Wehmuth vergangener Zeiten gedenkend haben wir hier drei Documente anzuführen, die sich auch auf den Aufenthalt Baers in dieser Anstalt beziehen. Als am 29. August 1864 das fünfzigjährige Doctorjubiläum des ruhmreichen Gelehrten gefeiert wurde, da betheiligte sich auch die geistige Pflegestätte seiner Jugend an diesem Feste; in ihrem Auftrage überreichte der Geheimrath Dr. Aug.

Wilhelm Schneider, welcher mit dem Jubilar im Jahre 1810 zugleich diese Anstalt verlassen hatte, eine Jubelschrift: «Der Maigraf und seine Feste» verfasst vom Oberlehrer Eduard Pabst. Die vorgedruckte Dedication hat folgenden Wortlaut: «Seiner Excellenz dem Herrn Geheimrath und Ritter Karl Ernst v. Baer, Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, bringt als ihrem ehemaligen Zögling zum fünfzigjährigen Doctor-Jubiläum am 29. August (10. September) 1864 ihre aufrichtige Verehrung dar die Estländische Ritter- und Domschule. 1864. Reval.»

Der von allen Seiten Gefeierte war durch diese Ehrenbezeugung, die von seiner geliebten Lehranstalt ausging, so gerührt, dass er schon am Tage nach dem Feste antwortete und zwar doppelt, mehr officiell in lateinischer, mehr privatim in deutscher Sprache. Beide Zuschriften sind höchst bedeutsam und beweisen, wie pietätvoll Baer der Domschule stets gedacht hat. Die lateinische Antwort lautet: «Ad scholam equestrem et cathedralem, quae Revaliae floret».

Tuum tibi reddo; si quid in litteris, ut proficerem mihi contigit, me tibi id debere, nunquam oblitus sum. Rudem enim me recipisti-puerum, magistrorum solertia fotum et bonis artibus imbutum dimisisti adolescentem, scientiae amore incensum. Tuum ergo est, quod bono semine germinavit. Tuum tibi reddere sinas gratias quam maximas agentem alumnum Carolum Ernestum a Baer.

Petropoli die festo III. Cal. Sept. MDCCCLXIV.*).

---

*) Während derartige Adressen in lateinischer Sprache häufig an das Phrasenhafte streifen, finden wir in diesem kurzen aber gehaltvollen Dankesworte nichts davon; es ist angebracht, es auch in deutscher Uebertragung wiederzugeben: «Das von Dir Empfangene erstatte ich Dir zurück. Wenn es mir geglückt ist in der Wissenschaft etwas zu leisten — dass ich Dir das verdanke, habe ich niemals vergessen. Denn Du hast mich als einen unerfahrenen Knaben empfangen; als einen von der Sorgfalt der Lehrer gehegten und gepflegten, mit den schönen Künsten vertrauten Jüngling, in dem die Liebe zur Wissenschaft entflammt war, hast Du mich entlassen. Dir gehört also an, was infolge des guten Samens aufgesprossen ist. Gestatte, dass der Dir den grössten Dank wissende Zögling Karl Ernst v. Baer Dir das wiedergiebt, was Dir angehört.»

Das deutsche Schreiben möge auch hier wiedergegeben werden:

«Der Ritter und Domschule zu Reval, der treuen, liebevollen Pflegerin meiner Jugend, welcher ich verdanke, was ich an wissenschaftlicher Vorbildung und wissenschaftlichem Interesse bis in's Alter bewahrt habe, sage ich meinen herzlichen und tiefgefühlten Dank für das Interesse, das auch sie mir freundlich bewahrt und zu meinem Jahresfeste durch eine Gabe bewährt hat.» Der Inhalt derselben, die historischen Nachweisungen eines alten deutschen Freudenfestes, muss sehr unbekannt sein, da keiner der Anwesenden bei Ueberreichung der Schrift den Ausdruck «Maigraf» und seine Function kannte.

Dr. K. E. von Baer, Schüler der Domschule 1807—1810.

St. Petersburg, 30. August 1864.

Noch ein drittes Schriftstück ist erhalten, das beredtes Zeugniss davon ablegt, wie anerkennend Baer seiner Domschule stets gedachte. Ein Datum fehlt; es liegt aber nahe zu vermuthen, dass es in Anlass des 1869 gefeierten 550-jährigen Jubiläums der Lehranstalt abgefasst worden ist. Die Schriftzüge sind die für Baers Alter charakteristischen: «Jubeat Deus ter optimus maximus, ut schola nostra acropolitana per longam saeculorum seriem floreat et ope linguae *Germanicae ab atavis nobis tradita humanitatis et eruditionis fundamenta* late dispergat in patriae augustioris et amplioris incrementum et salutem. Quod felix faustumque sit.»

Diese Zeugnisse legen dar, wie Baer, der im Verlauf seines langen Lebens manche Schule kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, häufig schon von Amtswegen, seine Domschule geliebt hat. Der Leser der Selbstbiographie wird finden, dass das Capitel, das Baers Schülerleben schildert, von dem Greise mit besonderer Wärme geschrieben worden ist; es giebt ein anschauliches Bild von dem frischen Leben und Treiben des empfänglichen Jünglings. In seinem Nachlasse hat sich Manches gefunden, was das dort Angegebene noch verdeutlicht; so heisst es in der Lebensbeschreibung von dem «poetischen Abschnitte seines Lebens», dass er mit dreien seiner

Kameraden aus Prima eine Art Kränzchen gegründet habe. Die jungen Leute, Baer nennt sie nicht, es sind aber ausser ihm der spätere Propst Assmuth, mit dem Baer eng befreundet war, Hippius, mit dem er auch nach Jahrzehnten in Petersburg in Verbindung geblieben ist, und Hoffmann — kamen zusammen, um sich zunächst mit dem Lesen lateinischer Classiker zu beschäftigen; mit Recht sieht Baer darin einen Beweis, dass sie sich nicht mit Schularbeiten überladen fühlten; dann «gingen sie zu einem deutschen Dichter über und tranken zuletzt Thee.» Es scheint nun, dass es bei den Zusammenkünften bei einer theoretischen Beschäftigung mit der Dichtkunst nicht geblieben ist, dass die jungen Leute sich angeregt gefühlt haben, auch eigene kleine Gedichte vorzutragen. Unter Baers Papieren hat sich ein Heftchen gefunden, das mehrere Carmina enthält, die in diese Zeit zu verweisen sind, — und zwar besonders aus dem Jahre 1808. Heitere Schulerlebnisse geben den Stoff zu manchem Poem. War doch K. E. v. Baer zu seinem Glücke kein altkluges Wunderkind, sondern ein fröhlicher Schüler. So ist das erste Gedicht «Der Classenbesuch» betitelt:

Einst war ein schreckliches Getös
In einer von den Classen,
Darüber wurde Rikers bös,
Er konnt' den Zorn nicht fassen.

Was, ruft er, wie geht es dort zu?
Sie lärmen wie in Schenken,
Sie haben Concert und pfeifen dazu
Sie tanzen und springen auf Bänken.

Auf riss er dann die Classenthür,
Die fast aus ihren Angeln sprang.
Sagt, was treibt ihr denn hier?
Was ist das für Gesang?

Den ausgelassenen Zöglingen wird nun von dem gestrengen Praeceptor gehörig der Text gelesen, ja mit Klagen bei den Curatoren gedroht, das hat denn auch die gewünschte Wirkung:

Alle sassen steif und stumm,
Fast wie angenagelt;
So wie es die Puter thun,
Wenn es hat gehagelt.
Langell allein, der Eisenfresser,
Hat gefunden Muth;
Das Sprechen, denkt er, ist hier besser,
Das Schweigen thut nicht gut.
Ich, Herr Professor, kann bezeugen,
Ich habe wahrlich nichts gethan,
Das Lärmen ist mir garnicht eigen,
Ich bin ein sehr gesetzter Mann.

Der kleine Kreis nennt sich bald «poetische Gesellschaft», sie feierten Herrn Pilar v. Pilchau als ihren Maecenas:

Herrn Carlberg zum Trutz
Nimmt er die Dichtkunst in Schutz,
Und jegliche Woche nimmt er auf in sein Haus
Die poetische Gesellschaft mit Mann und Maus
Und auch mich beherbergt er,
Mich, den armen Karl v. Baer.

Dem zweiten Semester gehören auch verschiedene Gedichte an, die einigen Schulkameraden gewidmet sind; der junge Poet hat sie in einem, noch jetzt erhaltenen, Heftchen gesammelt, das die Aufschrift trägt: «Poetische Aufsätze, gesammelt von C. E. Baer. Erstes Heft. Im Jahre 1807. Oktober, November, December, Reval.» Der Hauptheld der poetischen Versuche ist ein Herr Heinrichsen. Offenbar ein Commilitone Baers in der Domschule, vielleicht der im

Album Academicum unter № 668 angeführte Joh. Friedrich Heinrichsen aus Estland, der, 1791 geboren, später Inspektor der Kreisschule in Werro war. Baer nimmt zunächst «den gewaltigen Pegasusreiter» in nicht sehr schonender Weise vor; eine Anmerkung besagt: «Geschrieben den 16. und vom Katheder gelesen den 17. Oct. 1807 um 11 Uhr.» Der Angegriffene bleibt die Antwort nicht schuldig, und sein Parte ist unparteiisch genug, das auch nicht in den zartesten Ausdrücken abgefasste Gedicht aufzunehmen. Zur Erbauung der Mitschüler wird das Opus wenige Stunden nach dem Baerschen am 17. Oct. um 3 Uhr vom Katheder verlesen. Man sieht hieraus, dass die Domschüler anno 1807 von der modernen Ueberbürdung noch unberührt waren. Karl Ernst ist um eine Antwort nicht verlegen, er ist zu jeder Genugthuung bereit und sagt von sich:

«Mein Name ist überall bekannt
Und wird mit den grössten Männern genannt.
Man findet ihn im Himmel und auf der Erde,
In letzterer ist er eine Beschwerde,
Man trifft ihn in dem nördlichen Meer
Und in Polens Wäldern noch mehr.

Am 19. Oct. 1807 um 11 Uhr Morgens wird das Carmen vom Katheder herabgelesen.

Mehr elegisch gehalten ist das vorletzte Gedicht «Der Abschied». Es beginnt mit den Versen:

Als ich zum letzten Male in heimischen Gefilden
Der schönen Sonne Glanz im Westen sah verschwinden,
Da war es mir so eng, so eng ums Herz,
Ich fühlte tausendfach der Trennung herben Schmerz.

Der junge Dichter giebt nun weiter seinem Kummer, dass er aus der Heimath scheiden müsse, Ausdruck; umsonst mahnt ihn die

Herrlichkeit der ihn umgebenden Natur daran, sein Trauern aufzugeben. So wenig wir von der Metrik des poetischen Versuches erbaut sein können, so fesselt uns doch der Inhalt desselben.

Pietätvoll wendet sich der Sohn an seine Eltern:
«Ihr Eltern, die Ihr mich in frommer Zucht erzoget,
Die Ihr das Böse fliehn, das Gute lieben lehrtet,
Die Ihr schon früh das Unrecht und das Recht in meinem Herzen woget,
Und meine Freuden gern, so viel Ihr konntet, mehrtet.
Gott, der alles sah, mög' tausendfach Euch lohnen,
Was Ihr mir gethan, schon seit so langer Zeit,
Ich wünsche Euch nicht Gold noch eitle Kronen.
Ein langes Leben nur, voll von Zufriedenheit.»

Es bleibt nicht bei der Anrufung der Eltern, die, bei aller Unvollkommenheit der Form, beredtes Zeugniss ablegt von der dankbaren Gesinnung, die den jungen Dichter beseelt; der lyrische Schwung steigert sich noch. Der alte Baer sagt bei der Besprechung der Zusammenkünfte der «poetischen Gesellschaft» (Seite 11 seiner Selbstbiographie): «Ich brauche nicht zu sagen, dass neben Freundschaften auch andere Regungen des Herzens sich lebhaft genug entwickelten. Aber diese wollen, bei aller Offenheit, auch im Alter noch im heiligen Schrein der Verschwiegenheit verschlossen bleiben.» Da wäre es denn ein Unrecht, weiter auf den Inhalt des Gedichtes einzugehen. Ist es auch kaum möglich festzustellen, welcher «Abschied» speciell gemeint ist, da gerade bei diesem Gedichte das Datum fehlt, so trägt doch die Dichtung das Gepräge, dass in ihr viel Selbsterlebtes enthalten sei. Man ist versucht, das Carmen in das Jahr 1810 zu verlegen, wo es für den Jüngling Karl Ernst Abschied nehmen hiess von der geliebten Domschule.

Wie oben schon erwähnt wurde, bezeichnet Baer seine Domschulzeit (1807—1810) als den poetischen Abschnitt seines Lebens;

anders verhält es sich mit den Studienjahren in Dorpat (1810—14). Interessant sind einige Angaben Stieda's über diese Periode in seiner Baer-Biographie, Seite 24; er weist nach, dass der studiosus medicinae einem Geheimbunde, dem Orden der Harmonie, angehört habe. Gründer desselben war der Student der Medicin Ernst Conrad Stoffregen (Album Academicum № 492) aus Livland, der als 22-jähriger Jüngling in der Schlacht bei Bautzen 1813 gefallen ist. Im Jahre 1811 bestand die Vereinigung aus 18 Jünglingen, ihre Aufgabe war, mit vereinten Kräften einen günstigen, veredelnden Einfluss auf ihre Commilitonen auszuüben. Den Mitgliedern war unverbrüchliches Schweigen über alles den Orden Betreffende auferlegt. Bald nach Baers Abgange löste sich der Verein auf, die Papiere, das sogenannte Archiv des Ordens, wurden verbrannt, nur die Erinnerung lebte fort in den Herzen der Betheiligten.

Baer hat es mit dem Versprechen des Schweigens über diese Verhältnisse sehr ernst genommen während seiner ganzen Lebenszeit. Keine einzige Andeutung findet sich darüber in seiner Selbstbiographie, kein einziges Blättchen giebt Kunde darüber in seinem Nachlasse, nie pflegte der alte Herr darüber zu sprechen.

Bekanntlich wurden durch Baers Einfluss Facultätsverbindungen hergestellt, nachdem zeitweilig die Landsmannschaften sich aufgelöst hatten. Bei feierlichen Aufzügen hat der junge Studiosus als Senior der Mediciner functionirt, so bei dem Rectorwechsel im August 1812, als Grindel schied und Parrot das Rectorat übernahm.

Einseitigkeit war Baer während seines ganzen Lebens fremd; so verkehrte er denn auch während der Studienzeit durchaus nicht mit den Heimatgenossen oder mit den Facultätscollegen allein.

Ein Freund geistig angeregter Geselligkeit ist der junge wie der alte Baer stets gewesen, viele werden noch gern an seine Freitag-Abende in Petersburg, an seine Mittwoch-Abende in Dorpat zurückdenken; dem Humor ist er auch allzeit zugethan gewesen. Belege dafür, dass er während der Burschenjahre in Dorpat neben der ernsten Arbeit auch dem Frohsinn gelebt hat, finden sich auch

in den von ihm hinterlassenen Papieren, die sich auf die Jahre 1810—14 beziehen. Manchem Freunde hat er da ein Denkmal gesetzt, so dem studiosus juris Paul Eduard Baranius aus Estland (1811—14 Alb. Acad. № 635). Es sei gestattet, auf den Inhalt dieser Blätter etwas näher einzugehen. Betitelt sind sie «Panegyricus oder Lobrede auf Paul Eduard Baranius. Herausgegeben u. durchgesehen vom Grafen Ursino, Hofbiographen zu Schloss Henning. Mit Noten u. Register für Burschen u. Philister. Dorpat. Im Verlage des Biographen zu Schloss Henning 1811.»

Wir erfahren aus dem «Register», mit wem «Graf Ursino», das heisst K. E. v. Baer, in Dorpat zusammen gewohnt hat, denn unter H heisst es: «Henning Schloss, die Residenz der Henning. Dieses ist der Hauptsitz der Burschenwelt. Das Personal besteht aus seiner Excellenz dem Leibmedicus Etatsrath Wehrmann (Alb. Ac. № 488) dem Grafen Ursino, Regierungsrath Hippius (Alb. Acad. № 637) und Doctor Hoffmann (Alb. Acad. № 667). Unter den «Noten» möge herausgehoben werden die sechste. Im Texte des Panegyricus, der sonst nicht von allgemeinem Interesse ist, ist die Rede von einem Bären, der den Nordpol verlassen hat. Die Note besagt nun: Dieses soll quasi gewissermassen ein Witz sein, und es ist unter solchem Baeren niemand anders zu verstehen, als der Student Carolus Ernestus v. Baer, der, ich kann es versichern, recht ein guter Kerl ist und kein Menschenfleisch frisst und die Menschen, die ihn lieben, gern wiederliebt.»

Sub verbo «Burschen» finden wir die Erklärung: «Ein allgemein bekanntes Wort, das eine edle Menschenclasse bedeutet.»

Eine mehr poetische Verherrlichung erhält der Pastor Biedermann. Von dem Gedichte, dessen Gegenstand er ist, existiren mehrere Entwürfe; vorgetragen wurde es am 29. Sept. 1811 in Schloss Henning.

Der Dichter lässt hier seiner Phantasie freien Spielraum und feiert den studiosus theol. Ferdinand Biedermann als Pastor; in Wirklichkeit gestalteten sich die Verhältnisse anders. Biedermann musste

1812, wahrscheinlich wegen Mittellosigkeit, sein Studium aufgeben, wurde Hauslehrer in Estland, später Lehrer an der Stadttöchterschule in Dorpat, Musiklehrer am Gymnasium und am Elementarlehrer-Seminar daselbst; 1869 ist er in Dorpat gestorben. (Alb. Acad. № 524).

Wesentlich anders hat sich die Zukunft des Freundes «Graf Ursino» gedacht.

«Es lebe unser Biedermann,
Dem wir ein Gläschen weihen,
Er sei stets ein beglückter Mann
Und soll bald Pastor sein.»

Der junge Pastor soll sich bald eine junge Pastorin holen; die Jugendfreunde, die von sich mit Recht sagen können: «Wir werden alt und bleiben froh — des Burschenstandes werth», wollen ihm dann bald auf seinem Pastorat besuchen; der Dichter lässt dem Plane sogleich die Ausführung folgen. Für uns Epigonen ist es fesselnd dabei wahrzunehmen, wie viele wohlbekannte estländische Namen aus jenen alten Zeiten uns citirt werden. Schon dieses rechtfertigt vielleicht ein näheres Eingehen auf das Gedicht *).

Herr Doctor Baumann[1] geht voran,
Ihm folgt das Kirchenhaupt[2],
Riesigenkampf[3] und Wehremann[4]
Und Baer, so wie man glaubt.

*) Die nachfolgenden Personalnachrichten sind dem Album Acad. der Kaiserlichen Universität Dorpat entnommen. Bearbeitet von A. Hasselbladt (Dorpat) u. Dr. G. Otto (Mitau), Dorpat 1889.

[1]) Carl Wilh. Baumann № 374 aus Estland, geb. 1788, stud. med. 1808—12; Arzt in Podolien, hierauf in Wolhynien † 1828.

[2]) Unter dem „Kirchenhaupt" meint hier Baer Christ. Gust. Knüpffer (№ 489) geb. 1789, stud. theol. 1809—12, 1822—28 Prediger in Jegelecht in Estland † 1828.

Propst Assmuth[5] schliesst die Procession,
Mit seinem Hirtenstabe;
Vor ihm Hoffmann,[6] mein lieber Sohn,
An dem ich Freude habe. —
Wir hatten auch Juristen mit:
Höppner[7] und Hippius,[8] —
Mit ihnen hielten gleichen Schritt
Gloy[9] und Baranius.[10] —
Tief sinnend wankte hinten nach
Die Philosophenschaar,
Die von dem ganzen Weltall sprach,
Von Staaten und Altar. —
Sie stritten über Mensch und Vieh
Und wurden endlich wild.
Wie hiess denn die Philosophie?
Boustedt[11] und Mohrenschildt![12]

---

3) Des Rythmus wegen hat sich dieser Name wie der folgende eine kleine Veränderung gefallen lassen müssen. Georg Carl Riesenkampff, geb. 1793, stud. med. 1810 — 14, Stadtphysicus in Reval † 1835 (№ 578).

4) Johann Ernst Wehrmann, geb. 1792, stud. med. 1809—12, 1812—22 Inspector u. Lehrer; 1822—24 Mitdirector, 1824—34 Director der Domschule zu Reval, hierauf Erzieher in Petersburg † 1860 (№ 488).

5) Ed. Joh. Assmuth, geb. 1792, stud. theol. 1810—12; 1819—52 Pastor zu Torma und Lohhusu † 1853. A. war ganz besonders befreundet mit Baer (№ 576).

6) Georg Hoffmann, geb. 1794, stud. med. 1810—12, † als Student 1812 (№ 607).

7) Alex. Höppener, geb. 1793, stud. jur. 1811—13. Secretär des estländischen Oberlandgerichts. Rath der estländischen Gouvernementsregierung † 1850 (№ 609).

8) Carl Ferd. Hippius, geb. 1792, stud. jur. 1811 — 14; † 1875 in Petersburg. War Verwalter der Güter des Grafen Kuscheleff-Besborodko; stand in Petersburg in regem Verkehr mit Baer (№ 637).

9) Joh. Georg Heinrich Gloy, geb. 1792, stud. jur. 1811 — 13, † 1865 als Bürgermeister in Reval (№ 636).

10) Paul Ed. Baranius, geb. 1793, stud. jur. 1811—14, † 1857 als Beamter in Petersburg (№ 635).

Glücklich legt die Schaar die weite Wanderung zurück; freudig begrüsst sie der Pastor:

«Es sind olldörptsche Bursche da
Gekommen in mein Haus!»
Er springt von seinem Lehnstuhl auf
Und reicht uns froh die Hand,
Wir schlagen drein nach Burschenbrauch
Recht kräftig, dass es schallt. —
«Drob bin ich froher als ein Kind,»
Ruft er vor Freude aus
Und manches Freudenthränchen rinnt
In des Herrn Pastors Haus.
Sein liebes Weibchen, hübsch und flink,
Sieht lachend bald auf ihn,
Versteht des trauten Gatten Wink
Und eilt ihn zu vollziehn. —

Es erfolgt nun eine kleine Libation, die alma mater dabei zu feiern liegt nah:

«Es lebe Dorpat ruft man aus,
Wo Professores lesen,
Es lebe jedes frohe Haus,
Wo wir vergnügt gewesen!»
Reminiscenzen werden nun
Von Jedermann erzählt:
«Freund, kennst Du noch den alten Mann,

---

11) Die Familie nannte sich später Buchstaedt. Herm. Magn. Buchstaedt, geb. 1793, stud. phil. 1811—14. Gutsverwalter in Estland, später in Tschernigow, † 1860 (Alb. Acad. № 671).

12) Rob. v. Mohrenschildt, geb. 1792, stud. phil. 1811—14, lebte in Estland † 1849. (Alb. Acad. № 641).

Dem wir oft Geld gezählt?
Gedenkst Du, Freund, noch öfters an
Den Abend bei dem Biedermann?
Und bald darauf in Hennings Haus?
Da lebten wir in Saus und Braus!
Und wie der Baer den Zettel nahm
Und draus zu lesen fing,
Das Lied von Pastor Biedermann,
Das war ein schnurrig Ding!»

Einer späteren Zeit gehört ein Gedicht an, auf welches hier nur hingewiesen ist, weil es bereits mehrfach abgedruckt ist. Stieda hat es in seiner Baer-Biographie aufgenommen (Seite 27) und L. v. Schröder citirt es in der Baltischen Monatsschrift 1893 bei Gelegenheit seines Aufsatzes «Jugendbriefe C. E. v. Baers an Wold. v. Ditmar» (S. 266, 267). Ursprünglich stand das Lied in der Dörptschen Zeitung vom 3. April 1814, № 35. Am 25. April (7. Mai) bei Gelegenheit der von der Studentenschaft ausgehenden Feier des Einzuges der verbündeten Truppen in Paris wurde mitten in der Stadt, auf einem öffentlichen Platze, unter reger Betheiligung des Publicums ein Fest gefeiert, wobei das erwähnte schwungvolle Gedicht, das den Stud. K. v. B. zum Verfasser hat, nach der Melodie «Setzt euch, Brüder, in die Runde» gesungen wurde. Nur die erste Strophe möge wiedergegeben werden.

«Uns'rer Feinde Frevelthat!
Frankreichs Heere sind vernichtet,
Russlands Adler aufgerichtet
In der stolzen Seine-Stadt.
Zu dem blauen Himmel töne
Unser heisser Dank empor.
Jubelt, Russlands brave Söhne,
Jubelt im vereinten Chor u. s. w.

Damit schliessen wir die Uebersicht der Gedichte Baers, die sich auf seine Studienzeit beziehen, ab und gehen zu einem Poem über, das einer etwas späteren Zeit angehört. Vorher sei nur noch ein Wort von Julius Eckardt angeführt, das auch die Berücksichtigung der poetischen Versuche des jungen Studiosus begründen soll. «Ueber den ersten 13 Jahren des Bestehens der Dorpater Universität liegt ein romantischer Zauber, den jede aus jener Zeit erhaltene Zeile, jedes von der Tradition aufbewahrte Wort so frisch und so reich über den Forscher und Freund vergangener Dinge ausgiesst, dass dieser sich bis ins Herz hinein erquickt fühlen muss. Man hat diesen Abschnitt nicht mit Unrecht als das heroische oder goldene Zeitalter Dorpats bezeichnet.»*)

An ihrem Theile werden die kleinen Carmina Baers zur Charakteristik jener uns Epigonen fern abliegenden und doch so interessanten Periode beitragen.

Im Frühling 1817 hatte Baer das ihm durch Professor Burdach angetragene Amt eines Prosectors an der Universität zu Königsberg angenommen. Um von seinen Angehörigen sich zu verabschieden, unternahm er im Mai 1817 eine Reise in die baltische Heimat. Dort konnte er am 29. Juni der Hochzeit seines älteren Bruders Louis mit Auguste v. Arvelius in Reval beiwohnen; er feiert das Fest in einem Gedichte, das, bei Gressel in Reval gedruckt, jetzt wohl eine bibliographische Seltenheit geworden ist. Sowohl dieser Umstand, als auch vornehmlich der poetische Schwung, die Wärme, die sich in diesem dichterischen Erzeugnisse aussprechen, mögen es motivirt erscheinen lassen, wenn wir dem Gedichte in extenso Aufnahme gewähren.

Was ist der hohen Gaben beste,
Die Götter Sterblichen verliehn?
Wie heissen sie, der Freuden grösste,

*) Jul. Eckardt, «Die baltischen Provinzen Russlands,» II. Auflage 1869, S. 369.

Die nur dem Glücklichen erblühn?
Es ist der Schönheit holde Blüthe,
Es ist des Weibes Liebesblick,
Es ist der Gattin sanfte Güte,
Der Ehe still geräuschlos Glück.

Was kann mehr Heiterkeit dem Leben
Als Perus Gold und Siegesruhm,
Was kann Zufriedenheit ihm geben,
Mehr als ein stolzes Herrscherthum?
Die Gattin nur ist's, die im Kreise
Der Ihrigen sich still erfreut,
Die Lebenspfade sanft und weise
Mit Blumen unbemerkt bestreut.

Was kann des Mannes Kraft bewahren
Im ernsten Kampf auf rauher Bahn?
Was wird vor Kleinmuth ihn verwahren,
Wenn ihm des Schicksals Schrecken nahn?
Es ist des Weibes treues Sorgen,
Das liebend jede Bürde theilt,
Und jeden Unfall, der verborgen
Dem Gatten droht, zu mildern eilt.

Was ich als höchstes Glück gesungen,
Was Bruderliebe dir erfleht, —
Du hast es heute schon errungen
In Der, die Dir zur Seite steht;
Was kann mein Wunsch Dir grössres sagen,
Da Dich Augustens Hand entzückt!
Nur dass mit ihr in späten Tagen
Die goldne Hochzeit Dich beglückt.

Ist vorliegendes Poem auch zunächst nur ein Gelegenheitsgedicht, so ist es doch nach Form und Inhalt so vollendet, dass es klar darlegt, dass der Naturforscher K. E. v. Baer, wenn sich die begeisternde Veranlassung ihm bietet, auch als würdiger Jünger Apollos sich erweist. Die dichterische Begabung hat auch den Greis nicht verlassen, wovon manches Gedicht aus späterer Zeit Zeugniss ablegt.

II.

Wir wollen uns jetzt aber einem ganz anderen Theile des handschriftlichen Nachlasses Baers zuwenden, um auch in dieser Hinsicht dem grossen Gelehrten und Denker gerecht zu werden. — In den Händen der Familie des verstorbenen Akademikers ist ein Convolut von höchst fesselnden Aufzeichnungen; zum ganz geringen Theile sind es Auszüge und Notizen aus den Werken verschiedener Forscher, jedes mal wird dann der Fundort genau citirt; zum grössten Theile finden wir hier Baers eigene Gedanken niedergelegt; alles ist, oft recht unleserlich, auf einzelne Blätter und Blättchen geschrieben. Die Zahl der Blätter beträgt gegen hundertfünfzig. Sie sind in acht Abtheilungen geschieden, deren Umschläge folgende Titel tragen I. Instinkt; II. Materialismus; III. Philosophie; IV. Gottheit, V. Religion; VI. Wunder und Weisheit aus der Kinderstube; VII. Seele; VIII. Seele und Geist.

Der Titel dieses letzten Umschlages ist nicht von Baers Hand geschrieben und enthält unter anderen acht Zettel, die nicht von seiner Hand stammen, sie sind also in eine Zeit zu verweisen, wo der alte Herr seines schweren Augenleidens wegen nicht mehr selbst schreiben konnte, sonst tragen alle Schriftstücke Baers characteristische Züge. Schwer dürfte es aber fallen, chronologisch festzustellen, welchen Perioden des Lebens des Gelehrten die einzelnen Blätter angehören. Viele von den Gedanken haben in veränderter Form in den Werken Baers Aufname gefunden; vielfach führen uns

die Zettel die ursprüngliche Form vor: sehr zahlreiche Gedanken finden sich aber nur hier ausgesprochen; Baer ringt dabei zuweilen mit der Form; wir beobachten das rastlose Streben, dem im Geiste Zurechtgelegten die möglichst klare Fassung zu geben. Diese Papiere gewähren uns also einen höchst interessanten Einblick in die Werkstätte eines grossen Geistes. Eine Auslese aus diesen Aphorismen darf wohl auf allgemeine Theilnahme Anspruch erheben; sind es auch lose Blätter, die uns vorliegen, so scheint doch ein rother Faden durch sie zu gehen. Es ist das der Gedanke, den der grosse Naturforscher als sein: «Wissenschaftliches Testament», bezeichnet. Er sagt: «Dieses wissenschaftliche Testament sollte die Frage erörtern: Was kann das endliche Ziel des Studiums der Natur sein, und wohin kann es führen? Ist namentlich die Besorgniss derer gegründet, welche fürchten, dass die Naturwissenschaften unsere religiösen Ueberzeugungen untergraben werden? Dann wäre für die Menschheit mehr verloren als gewonnen. Wenn die Naturwissenschaften nothwendig das Alte einreissen, an dem ich in sorgenvollen Tagen Trost und Stärkung hole, so kann es mir wenig nützen, dass sie mir dagegen die Gesetze vom Laufe der Sterne und den Grund vom Wechsel der Jahreszeiten vorhalten.»

Und noch deutlicher spricht er sich aus, wenn er äussert: «Ich habe nie gefühlt und noch weniger erkannt, dass das Studium der Natur meinem religiösen Bedürfnisse nicht entspräche. Im Gegentheil hat es mir geschienen, dass dieses Bedürfniss erhöht und gereinigt würde, und dass es immer mehr befriedigt wird, je tiefer man Befriedigung sucht. Wohl kann ich nicht leugnen, dass ich mich zuweilen in Opposition gefühlt habe mit den alltäglichen, religiösen Ansichten, wenn sie Dankbarkeit fordern dafür, dass die Allmacht das Feld mit goldenen Aehren gesegnet hat. Es tritt mir dann wohl die Frage entgegen: Reicht Dein Blick nicht weiter? Weisst Du denn nicht oder willst du nicht daran dich erinnern, dass der Bauer mit saurem Schweiss das Feld bearbeitet und den Samen eingestreut hat? Er hat auf die bestehenden Naturverhältnisse

vertraut, dass der Samen in feuchter Erde keimt, Wurzel und Stengel treibt, von welchen letzterer den Samen in grosser Zahl enthält.» Baer schwebt hier eine Auseinandersetzung vor, die er wahrscheinlich während seiner Königsberger Zeit mit einem Pastor aus Pommern, den er auch namhaft macht, *) gehabt haben muss. Der Pastor meinte, die Wissenschaft sei auf Lüge gebaut; des Naturforschers lakonische Antwort lautete nach seiner eigenen Angabe: «Ach nein!»

Was aber verhilft dem Denker zu einer solchen Anschauung, wie sie oben dargelegt worden ist? Darüber belehrt uns der Schluss eines Vortrages, den der Königsberger Professor — in diese Zeit wird das Blatt zu verweisen sein — über «die Weisheit in der Kinderstube» gehalten hat. Es heisst da:

«Es ist kein Winkel auf der Erde, der nicht voll Wunder wäre, die aber nicht wunderlich sind, sondern voll gleichmässig andauernder Wunder; es ist kein Winkel, der nicht das harmonische Zusammenwirken dieser Wunder zeigte, der dadurch nicht eine harmonische Weltordnung nachwiese und also nicht einen einheitlichen harmonischen Grund der Welt nachwiese. Es giebt keinen Menschen auf der Erde, der nicht schon durch sein Dasein eine sittliche Weltordnung nachwiese, und in dessen Innern nicht eine innere Stimme forderte, dieser sittlichen Weltordnung Folge zu leisten, und der nicht das Bedürfniss der Anbetung hätte.» **)

Baer tadelt es, dass die Theologen sich zu wenig um die Wunder der Natur bekümmern, er will die grosse Wirkung einfacher Naturgesetze nachweisen: «In der That scheint es mir die höchste Aufgabe, die Kenntnisse der Kinderstube zur Erkenntniss zu erheben». Sein Vortrag soll an seinem Theil dazu beitragen; eine ganz populäre Ausdrucksweise wird dazu gewählt, wie eine hierhergehörige Notiz beweist, die die Ueberschrift «Luft» trägt. Der Redner wendet sich an seine Zuhörer mit der launigen Bemerkung: «Wir alle, die wir hier

*) Baers Bemerkung lautet: «Eifer des Pastor Essen aus Kantern in Pommern. Er meint die Wissenschaft sei auf Lüge gebaut. Ach nein!»

**) Zu vergleichen: «Reden» etc. I. Theil, S. 72, S. 270.

sitzen, sind damit beschäftigt uns gegenseitig zu vergiften, doch erschrecken Sie nicht, meine Damen, es ist damit keine Anklage verbunden, denn Niemand thut es absichtlich, sondern nur aus Nothwendigkeit, indem er athmet. Auch ist dafür gesorgt, dass keine Gefahr damit verbunden ist. Der Luftocean ist noch grösser und allgemeiner als der Wasserocean». (Zu vergleichen Reden etc. I. Theil, S. 203).

Demselben Zwecke dient der in geistreiche Form gekleidete Inhalt eines anderen, «Schwere» betitelten Zettels: «Wie schön, wenn es keine Schwere gäbe! Die Erde ist der fürchterlichste Tyrann, aber es ist die wohlthätigste Tyrannei; sie kommt dem Menschen in jedem Momente zu gute; ohne Schwere wäre der Mensch in jedem Augenblicke in der fürchterlichsten Todesangst.»

In dieselbe Gruppe gehört das Blatt, das von dem Wachsthum des Grases handelt: «Sprosst nicht ohne Zuthun des Menschen, wenn die wiederkehrende Frühlingswärme den Schnee zum Schwinden gebracht hat, das Gras aus dem Schoosse der Erde hervor? Sie denken vielleicht im ersten Augenblick: das Gras ist ein freundlicher Schmuck des Bodens, hat jedoch lange nicht den Werth für uns wie das reifende Aehrenfeld. Indess alle Thiere, *) welche dem Menschen von höchstem Werth sind, nähren sich von Gras und Kräutern: Rind, Schaf, Kamel, Rennthier, Schwein, Lama, Pferd. Der einzige Hund ist ein Raubthier und doch nur ein halbes, denn er lässt sich auch mit vegetabilischer Kost allein ernähren und dann ist er für Menschen geniessbar. Der Mensch hat wenig mehr zu thun als sein Eigenthum zu halten, um sich seine Fleischnahrung zu verschaffen. Indessen muss doch in vielen Gegenden für die Ernährung des Viehes während einer langen Zeit des Jahres gesorgt werden.»

Der Zettelserie über: «die Weisheit aus der Kinderstube» entnehmen wir auch einige Noten, die sich auf das Ethische beziehen: «Die Mutterliebe ist reiner Naturtrieb; ohne sie kann kein Mensch

*) Ein ähnlicher Gedanke findet sich ausgesprochen in den Reden etc. I. Theil, S. 242.

gross werden. Der Staat ist eine Erweiterung der Familie. Die Familie ist in der Natur gegründet.»

«Das Gewissen ist das Gefühl der Verpflichtung gegen andere. Die Anbetung ist das Gefühl für eine höhere Macht.»

«Die Mutter liebt das Kind, sie liebt es um so mehr, je hülfloser es ist; die Mutterliebe ist nicht eine Frucht der Cultur, denn sie ist in allen Völkern, sie ist auch im Thiere; sie ist eine Nothwendigkeit. Je grösser die Sorge, die ein Kind macht, desto lebendiger die Mutterliebe. Man kann sonst wohl nicht sagen: Je mühevoller ein Geschäft ist, um so lieber wird es».*)

Bekanntlich hat sich nach Baers Tode ein lebhafter Streit über seine religiöse Stellung erhoben; auf diesen näher einzugehen ist hier nicht der Ort, aber drei bedeutsame Dicta über die Religion, aus seinem Nachlasse sind hier wohl anzuführen.

«Der Quell der Religion liegt nicht in der Wissenschaft; er liegt in einem andern Gebiete, das ebenso gross und reich ist, — das wir das Herz oder das Gemüth des Menschen nennen. «Das Gemüth ist der Vater und die Phantasie die Mutter der Religion», sagt Strauss (Hermann Sam. Reimarus, S. 279). Aus dieser Quelle allein sollten die Theologen schöpfen. Gegen die moralischen Lehren des Christenthums hat noch kein Angriff sich erhoben». «Der Mensch ist ein Gedanke Gottes, auf die Erde herabgedacht».**)

Die ganze Abfassungsweise der zuletzt angeführten Aussprüche, die Art des Niederschreibens legt die Vermuthung nah, dass wir es mit der Disposition eines Aufsatzes oder eines Vortrages zu thun haben; das wird auch dadurch bestätigt, dass der «Schluss» uns im vollen Wortlaut angeführt wird.

«Ehret die Wissenschaft, denn sie ist die langsam reifende Frucht vieler Arbeit des menschlichen Geistes, der ein Abbild des

*) Der Gedanke findet sich ausgesprochen auch in den Reden etc. I. Theil, S. 281, 282.

**) Mehr allgemein ist der Gedanke angeführt «Reden» etc. I. Theil, S. 275.

göttlichen ist. Ehret den *Glauben*, denn er ist die innere Sehnsucht nach dem Unendlichen — und des Menschen höchste Ausstattung, der Magnet, der ihn zu seiner Vervollkommnung leitet. *)

Ehret den Glauben in welcher Form ihr ihn findet, denn Ihr habt nicht das Recht zu sagen: «diese Form ist allein die richtige da Ihr kein volles Wissen von Gott haben könnt. Für jeden Menschen ist die Form die richtige, die in Harmonie mit seiner Geistesbildung steht. Giebt es verschiedene Stufen des Wissens, obgleich die Wahrheit nur *eine* ist, warum nicht verschiedene Formen des Glaubens.— Von der Pflege des geistigen Menschen, wenn er die Schule verlassen hat, von der Seelsorge, wäre aber zu wünschen, dass sie auch der Naturwissenschaft sich mehr befleissigte, denn sie handelt von der Offenbarung Gottes in der Welt.»

Ein Gelehrter in Deutschland, Prof. Dr. R. Stölzle in Würzburg, ist in gegenwärtiger Zeit damit beschäftigt, ein umfassendes Werk über Baers Leben und Weltanschauung zu schreiben. In einem seiner Briefe an den Herausgeber vorliegender Erinnerungen bemerkt er: «Was mich von jeher an Baer angezogen hat, das ist die vornehme und gemüthstiefe Haltung gegenüber allem Religiösen.»

Und müssen wir dem deutschen Forscher nicht Recht geben, wenn Baer sagt: «Ein vollkommen begründetes Recht, die von der Tradition überlieferten Wunder zu leugnen, hat, wie es mir scheint, eigentlich der Naturforscher nicht. Das könnte er nur haben, wenn er genau wüsste, wie die Kräfte den Stoffen innewohnen.»

In einem, den Schriftzügen nach zu urtheilen früherer Zeit angehörenden Zettel findet sich eine Ansicht ausgesprochen, die an das citirte: «wissenschaftliche Testament erinnert. «Die Naturwissenschaften beschäftigen sich theils mit den *Naturgesetzen*, theils mit den einzelnen Erscheinungen der Natur, aus denen man eben jene Gesetze ableitet. Was können aber die Naturgesetze anders sein als die Gedanken Gottes? Und was sind einzelne Natur-

*) Zu vergleichen Reden etc. I. Theil, S. 270.

körper anders als einzelne vorübergehende Realisirungen dieser Gedanken?

Ist es möglich, dass ein Naturforscher ein Gottesleugner sein kann? Ich glaube nicht. Dass die Naturgesetze ewig und unveränderlich sind, muss er anerkennen, dass von Menschen sie nicht ausgehen und von Thieren und Steinen auch nicht, gewiss auch. Es kann also nur darüber verschiedene Meinung sein, ob die Naturgesetze jedes einzeln durch sich selbst da sind, oder ob sie gemeinschaftlichen Grund haben, das heisst aber nichts anderes als zweifelhaft sein zwischen der Ansicht von v i e l e n Grundursachen der Dinge oder von e i n e r.»

Diese Aussprüche sind Etappen auf dem Wege zum Theismus, zu dem sich Baer allmählich durchgearbeitet hat. Und selbst, wo die theistische Auffassung sich noch nicht findet, welche Glaubensduldung, welche zarte Rüksichtnahme und Selbstbeschränkung spricht sich überall aus; diese spiegeln sich auch in folgenden Ausführungen wieder. — «Was würden Sie sagen, wenn jemand zu Ihnen träte und sagte: Das Haus das Du bewohnst, in dem Du Dich sicher wähnst und das Dich gegen die Angriffe der Witterung schützt, das Haus ist fehlerhaft gebaut. — Du musst es verlassen, denn es kann Dir Schaden bringen. Aber ein anderes, sicheres kann man Dir nicht geben, wenn man es einreisst. Hätten Sie Grund dankbar zu sein für diese Erkenntniss? Ich glaube nicht. Denn der zudringliche Freund hätte Sie entweder veranlasst, das Haus zu verlassen und der Witterung sich preiszugeben, oder, wenn Sie das nicht thäten, hätte er Ihnen die Ruhe und Sicherheit genommen ohne die Gefahr zu entfernen. — Aber wie ganz anders handelt der Freund, der zu Ihnen tritt und sagt: Ich habe wohl erkannt, dass das Haus, das Du bewohnst, nicht lange halten wird. Da habe ich Dir ein anderes, festes gebaut. Ziehe ein in dasselbe. So ist es mit dem stillen Bau der Naturwissenschaft.»

Einen von tiefer Auffassung, zugleich aber von Bescheidenheit Zeugniss ablegenden Gedanken finden wir niedergelegt auf einem

Blatte, das auch älterer Zeit angehört. «Die Gottesanschauung ist durch die Entwickelung der Naturwissenschaft immer grösser und würdiger geworden; sie ist von einem Bauarbeiter zu einem Bauherrn, von diesem zu einem Gesetzgeber geworden. Zugleich ist sie aber immer mehr zurückgetreten von einer Unmittelbarkeit der Anschauung, indem sie immer mehr unsern Anthropomorphismus abgelegt hat. Es ist nur das Gesetzmässige und Zweckmässige aller Vorgänge zum Bewusstsein gekommen. Ueber den Grund aller Dinge kann uns die Naturwissenschaft sicherlich keine Auskunft geben.*) Nur die wissenschaftliche Untersuchung unseres Denkvermögens kann uns anzeigen, unter welchen Formen wir an diesen Grund denken können, aber auch nicht nachweisen, wie er sicher ist. Wenn aber in unserem Denkvermögen eine Unvollkommenheit ist?» Von der Wandlung der Gottesanschauung handelt auch noch ein anderer Zettel, in dem aber Manches nur angedeutet ist: «Die Gottesanschauung zeigt sich als eine veränderliche in der Geschichte der Naturwissenschaften. Verfolgen wir die Veränderungen in der Bearbeitung der Naturwissenschaften, soweit sie die lebenden Wesen betreffen, seit dem dreissigjährigen Kriege. Diese Veränderungen gingen theils aus den äusseren Verhältnissen, theils aus den Naturstudien selbst hervor.

Gott als Bauarbeiter. Zähne — Mühlsteine; Bewunderung der Kunst und der Anzahl der Theile; die Mannigfaltigkeit der Formen. Das Lebendige wird als eine Maschine betrachtet.

Gott als Bauherr. Bewunderung der Zweckmässigkeit. Die Formen sind ein für alle mal gegeben. Die Kräfte, die in dem Körper wirken, führen den Bau der Formen aus. Die Zweckmässigkeit wird bewundert.

Teleologische Ansicht.

Gott als Gesetzgeber. Entwickelung. Fall der Blätter, die stärkere Behaarung der Thiere im Winter. Winterschlaf. Tiefere

*) Zu vergleichen Reden etc. I. Theil, S. 272, unten v. S. 48.

Gesetze in der Paarung. Verhältnisse der Geschlechter. Einfluss der Philosophie».

Wie hoch denkt Karl Ernst von Baer über Religiösität, wenn er sagt:*)

«Die Religiösität aber — an sich — ist nach meiner Meinung kein Traum, sondern eine innere Nöthigung, ein Bedürfniss, die äusserste und höchste Eigenthümlichkeit des Menschen.

Es ist wahrscheinlich ein dunkles Gefühl seines Verhältnisses oder seiner Abhängigkeit von einem höheren Wesen. Es gab kein Volk ohne Götter oder ohne Gott. Nichts hat so gewaltig umändernd auf Völker eingewirkt als ihre religiöse Ueberzeugung.

Auf die Pflanze wirkt nur ihre unmittelbare Umgebung, denn ihr Leben ist nur ein chemischer Process nach angeborenem Rhythmus.

An den niedersten Thieren sehen wir auch nichts mehr. An den höheren Thieren bemerken wir Nöthigungen, Triebe, die das handelnde Leben bestimmen. Trieb zur Athmung, zur Nahrung, zur Paarung, Trieb für die Jungen zu sorgen — ja Triebe für sie im Voraus ein Nest zu bauen, eine Wohnung, noch ehe sie da sind.» Dass ein Mann, den solche Gedanken über die Religion beseelen, dem Materialismus gegenüber energisch Front macht, können wir uns denken; hören wir die Bestätigung aus seinem Munde.**) Das Glaubensbekenntniss des Materialisten kann nur sein: «Ich glaube an einen Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Schwefel Phosphor, und gegen 60 andere einfache Stoffe, die sich untereinander aus eigener Macht verbinden und ihre Wirksamkeit so gegeneinander abgewogen haben, dass dadurch etwas ziemlich Vernünftiges zu Stande gekommen ist. — Ich glaube ferner an eine Gemeinschaft der Gravitation alles Stoffes u. s. w.»

Diesem krass, aber mit Humor formulirten materialistischen Glaubensbekenntnisse stellt nun Baer ein anderes entgegen, das er

*) Zu vergleichen Reden etc. I. Theil, S. 270.

**) Mehr allgemein findet sich die folgende Ausführung ausgesprochen Reden I. Theil, Seite 283, 284.

«das alte» nennt, das wir als solches nicht anerkennen werden, das aber höchst interessant ist, weil es wiederum von dem Ringen des Naturforschers nach einer theistischen Weltanschauung Zeugniss ablegt; das Bekenntniss findet sich auf demselben Blatte und lautet:

«Ich glaube an einen gemeinschaftlichen Urquell alles Daseins, obgleich ich diesen Urquell nicht ganz begreifen kann. Ich glaube auch, dass die sittlichen Forderungen, die ich in mir fühle, ebenfalls aus derselben Quelle stammen müssen. Jenes Glaubensbekenntniss, das materialistische, ist offenbar ein polytheistisches, denn mächtige und vernünftige Götter müssen jene Stoffe wohl sein, wenn sie so vernünftig sich gegen einander abgrenzen konnten. Dann sind aber auch die sittlichen Forderungen in mir ein Trug oder ein durch Erziehung erzeugtes Vorurtheil. Dagegen scheint mir das alte Glaubensbekenntniss nicht nur den Bedürfnissen meines Gemüths, sondern auch meines Verstandes zu entsprechen. Bei den Materialisten mag das anders sein.»

Diese Materialisten müssen, wie der Inhalt eines anderen, derselben Periode angehörenden Blattes uns zeigt, eine tüchtige Zurechtweisung sich gefallen lassen.

«Die vollkommenen Materialisten haben kein Recht von einem Ich zu sprechen, da sie nur aus einer Summe von stofflich verschiedener Fasern, Zellen, Platten, Schuppen und Flüssigkeiten oder flüssigen Atomen, zuletzt aus zusammenhängenden und nicht zusammenhängenden Atomen bestehen. Statt zu sagen: Ich meine — müssten sie sagen: Meine Hirnfasern meinen — oder da der Begriff von M e i n aus dem von I c h abgeleitet ist, dürften auch so sie nicht einmal sprechen, sondern sollten sagen: Die Hirnfasern in dem Kopfe den Du vor Dir siehst, meinen! Oder wenn sie etwas drucken lassen: Die Hirnfasern desjenigen Körpers, dessen Hände dieses niedergeschrieben haben, sind der Meinung, oder haben die Ueberzeugung secernirt. Aber ein gründlicher Materialist müsste die Vorstellung von Fasern vermeiden und diese als Ansammlung von Atomen anerkennen. Wenn er so consequent sein will, so möchte ich wohl

wissen, wie sein Atomencomplex meinem Atomencomplex eine Mittheilung machen will.» Gegen materialistische Anschauungen wendet sich auch das auf einem anderen, demselben Convolute (Materialismus) angehörenden Zettel Niedergelegte: «Die Hirnfasern produciren Gedanken ungefähr so, wie die Niere Harn, die Leber Galle producirt, sagen die Materialisten. Allein Niere und Leber produciren nicht eigentlich, sie ändern nur die chemische Zusammensetzung schon vorhandener Stoffe. Das Product ist eine Umänderung schon vorhandener Stoffe. Beim Denken mag auch irgend eine chemische oder physikalische Veränderung im Hirn vor sich gehen — allein der Gedanke ist doch sicher kein chemisches Product, wird auch nicht vom Hirn excernirt, sondern kann im Hirn zurückgehalten werden, durch die Stimmorgane hörbar, durch die Hand lesbar, durch die Geberde dem Erkenntnissvermögen eines Andern verständlich gemacht werden. Der Gedanke ist weder Ding noch Stoff — und kann doch sehr wirksam sein. Religion und politische Gedanken. — Posa — Papst. Der Gedanke ist ein Phänomen des Bewusstseins, ein Process desselben wie Harnbildung, Gallenbildung Processe des vegetativen Lebens sind. Dass die Gedanken so wirksam sind, ist ein schlagender Beweis gegen den Materialismus.»

Es ist eine kräftige, und doch massvolle Sprache, in der wir hier K. E. v. Baer die Polemik gegen die Materialisten führen sehen. Manche Frage, die ihm aus dem Lager desselben entgegengeworfen wird, sucht er zuerst in die richtige Fassung zu bringen und dann zu beantworten, so z. B. «Wann kommt die Seele in den Embryo? Die Seele kommt ebenso wenig in den Embryo, wie die Blume in die Pflanze, oder die Tulpe in ihre Zwiebel. Wohl aber entwickelt sich die Tulpe aus ihrer Zwiebel, die Blume aus ihrer Pflanze und die Seele aus dem Embryo, letztere aber ohne sichtbar zu sein.»

Ein schwer zu entzifferndes, vielfach durchcorrigirtes Blatt handelt von «der Norm im Wechsel.» Das darin Gesagte möge hier wiedergegeben werden, weil ein interessanter Gedanke in spannender Form hier ausgedrückt ist, doch möge hervorgehoben werden, dass nicht alles klargestellt ist.

«Das Beharrende im Wechsel der Erscheinung ist das Wesentliche. Wie im Menschen sein Ich, d. h. seine Subjectivität, das Wesentliche ist — nicht seine vorübergehende Erscheinung als Knabe, Jüngling, Mann, so muss es auch in anderen organischen Körpern der Lebensprocess sein.

Lebensprocesse mit einer chemisch-physikalischen Veränderung ohne Bewusstsein — Pflanze. *) Lebensprocesse mit physischen Veränderungen und Bewusstsein — Thiere.

Lebensprocesse mit physischen Veränderungen, Bewusstsein und der Fähigkeit zu Abstractionen — Menschen.» (?).

Manche Gedanken, fesselnd durch interessanten Inhalt und kunstreiche Form, liessen sich noch anführen aus der Zettelsammlung; vorliegende Zusammenstellung will aber durchaus keine Ansprüche auf Vollständigkeit erheben; diese wäre hier nicht am Platze. Nur solche Aphorismen Baers sollten herausgegeben werden, die auf allgemeine Theilnahme rechnen durften, die Fragen berührten, die an jeden Gebildeten herantreten.

Wollen wir noch einen zusammenfassenden Rückblick auf das aus dem Nachlasse Mitgetheilte werfen. Schalkhaft und mit leiser Selbstironie bemerkt der bescheidene Gelehrte am Schlusse seiner Autobiographie (Seite 519) bei Gelegenheit der Besprechung der Aufsätze, die für den Druck bestimmt waren, aber nicht dazu gelangten: «Wollte ich noch einen Abschnitt über die gedruckten Aufsätze, welche ungedruckt hätten bleiben können, hinzufügen, so könnte uns dieses Unternehmen zu weit führen.» Wir werden dem Altmeister der Naturforschung wahrlich nicht Recht geben in diesem Ausspruch; wir freuen uns, dass sein handschriftlicher Nachlass uns so viel Bedeutendes geboten hat. Seinem letzten Worte «Es ist Zeit zu enden» stellen wir die These entgegen: «Es ist nicht Zeit zu enden mit der Erforschung des Lebens und der Schriften Karl Ernsts v. Baer.»

«Das Kind ist des Mannes Vater,» sagt Wordsworth. Wenn das neunjährige Kind Karl Ernst die schwierigen Lehren der mathemati-

*) Zu vergleichen «Reden», I. Theil, Seite 276.

schen Geographie so leicht auffasst und wiedergiebt, sagen wir nicht da «ex ungue leonem!» Wenn wir die Gedichte des Jünglings Karl Ernst betrachten, tritt uns in ihnen nicht der theilnehmende, edle Mensch entgegen? Wenn wir die mitgetheilten wissenschaftlichen Noten, Spähne aus seiner Werkstatt, studieren, erscheint nicht vor uns der Geist und gewaltige Forscher?

Freudig schliessen wir Epigonen uns Goethe's Wort im Tasso an, indem wir es auf Baer beziehen:

«nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.»



Puschkins „Widmung“ und „Prolog“

des Poëms

RUSSLAN UND LJUDMILLA.

Deutsch von **Dr. Alexis Lupus.**

Widmung. (1820).

Für Euch, Ihr meines Herzens Wonne,
Ihr Huldinnen, für Euch allein
Schrieb, schöpfend aus der Sagen Bronne,
Ich dieses Wundermärelein.
Was ich in jenem Schacht gefunden,
Mit treuem Griffel trug ich's ein,
Und was in goldnen Mussestunden
Dann spielend ward zum Kranz gewunden,
Nehmt's freudig hin, wie ich's gepflückt,
Still lauschend grauer Vorzeit Flüstern. —
Lob ford'r ich nicht, bin reichbeglückt,
Wenn einst ein Mädchen, liebelüstern,
In meine sünd'gen Lieder blickt
Und insgeheim sich dran erquickt.

Prolog. (1828).

Am Seestrand steht 'ne grüne Eiche,
Mit goldner Kette rings geziert,
Auf der ein Kater — weit im Reiche
Verehrt als der erfindungsreiche —,
Bei Tag und Nacht umherspaziert.
Geht er nach rechts, so singt er Lieder
— Wer's hörte, sagt, gar lieblich kling's, —
Dann lauscht man einem Märchen wieder,
Wann, kehrend um, er geht nach links.

Dort giebt's der Wunder viel: es zeigen
Sich Teufel dort, dort sitzt auf Zweigen
Die Nixe; reich ist dort die Flur
An niegeseh'ner Thiere Spur;
Dort steht ein Haus auf Hühnerfüssen,
Das ohne Fenster, Thür und Pfort';
Auf Wiesen und im Walde grüssen
Erscheinungen den Wandrer dort;
Wann dort der Sonne Frührothstrahlen
Am Strande Alles goldig malen
Und er, getaucht in Purpurgluth,
Empfängt den Morgenkuss der Fluth,
Entsteigen den krystallnen Wogen
Der Ritter dreissig, hinterher
Der Alte, der im tiefsten Meer
Die dreissig Helden hat erzogen;
Dort lauscht entzückt der strenge Zar
Dem Königssohn, der wunderbar
Des Unholds Frohsinn weiss zu wecken;
Im Angesicht von Volk und Heer

Trägt dort ein Zaubrer einen Recken
Hoch in den Wolken über's Meer;
'ne Fürstin schmachtet dort gefangen,
Die treu ein grauer Wolf bewacht,
Steif wackelnd kommt dort angegangen
Ein Mörser, drin die Hexe lacht;
Dort ist der König Geiz zu sehen,
Der, Schätze häufend, hungert da;
D o r t fühlt man Russlands Odem wehen,
D o r t ist man seinem Herzen nah! —
Und ich war d o r t, bin hingesessen,
Wo jene grüne Eiche rauscht,
Hab' Meth genascht und unterdessen
Dem, was der Kater sprach, gelauscht.
Was ich behielt von den Geschichten,
Will ich getreulich jetzt berichten.

Nach H. Heine.*)

La forêt jaunit et frissonne,
La feuille commence à tomber,
Tout se fane, la mort moissonne...
Rien ne saura s'y dérober!

Sur la forêt, morne elle même,
S'allume un soleil attristé;
On dirait: le baiser suprême
Que lui donne, en partant, l'été.

Et moi, je voudrais fondre en larmes!
Ce tableau fait ressusciter

*) Dieses, wie auch das folgende Gedicht sind bereits in der «Nouvelle Revue» erschienen. (1886, Decemberheft.)

L'heure où, m'arrachant à tes charmes,
Je dus pour toujours te quitter!

La mort avait, ô mon idole,
Sur toi prononcé son arrêt:
J'étais, moi, l'été qui s'envole,
Et toi — la mourante forêt.

Dr. Alexis Lupus.

Nach H. Heine.

Le pauvre Pierre.

I.

Jean valse, il valse avec Margot...
Quel heureux mortel que cet homme!...
— Pierre est triste comme un sanglot,
Il est plus pâle qu'un fantôme.

Margot et Jean vont s'épouser,
Ils sont en brillante toilette;
Pierre est d'humeur à tout briser,
Il n'est point en habits de fête.

Il dit, les contemplant tous deux,
— En proie au chagrin qui l'accable —:
«Je me pendrais, là devant eux,
«Si je ... n'étais si raisonnable!»

II.

«J'éprouve au coeur un mal affreux,
«Je crois que tout mon sang si fige,

«Et j'erre ... j'erre ... malheureux,
«N'importe où mon pas se dirige.

«Comme s'il pouvait y guérir,
«Près de Margot mon coeur m'entraîne.
«— Mais son regard me fait mourir...
«Tant elle est heureuse et sereine!! ...

«Je fuis, je gravis le rocher,
«Là je serai seul tout à l'heure; —
«Là haut je n'ai rien à cacher,
«Je pleure, je pleure — et je pleure...»

III.

Le pauvre Pierre, d'un pas lent,
S'avance, blême et chancelant,
Et les passants de s'arrêter,
Et les filles de chuchoter:

«Avez-vous rien vu d'aussi beau?!
«Sans doute sort-il du tombeau
«Ce pauvre cher adolescent? —»
— Non, mes amours! ... il y descend. ...

Pour lui, dont le coeur est en deuil,
Le meilleur gite est un cercueil:
Car dans sa tombe il dormira,
Ce sommeil là — le guérira.

Dr. Alexis Lupus.

Nebel.

Novelette von Eugénie Horst.

Ganz still und grau lag das Meer da. Riesige, wallende Nebelmassen stiegen am Horizont auf und hüllten die weite und unermessliche Fläche in verschwimmenden Dunst. Dazwischen flog eine schlanke Silbermöve über das Wasser, setzte sich auf einen Stein und schüttelte die feuchten Flügel. Am Horizont im Westen glühte eine blutrote Scheibe, von grauem Nebel umschleiert, ohne Strahlen. Und gross und riesenhaft lag die ungeheure See da, still und träge und kalt. Auch die Luft war kalt und nass, ein feiner Regen fiel vom Himmel. Sie sassen oben auf einer Bank unter den alten Tannen, er sah sie an und sie starrte auf das graue Nass unten, stumm, mit glanzlosen Augen. —

«Lass es gut sein», sagte sie endlich. Sie hatte eine müde Stimme und auch das Lächeln, das dabei um ihren Mund glitt, war müde. «Nein!» stiess er rauh hervor, «du sollst mir sagen was es ist, das sich jetzt immer wieder zwischen uns drängt, das mir den Schlaf nimmt und dir das Lachen! Du bist mein und ich liebe dich!» Sie sah vor sich hin, als verstände sie ihn nicht, er fasste sie heftig am Arm und rüttelte sie: «Nein, nein, nicht so, nicht diese marmorne Apathie; ich weiss es ja, dein Blut ist rot und heiss wie meines, ich habe es gefühlt, als ich dich zum ersten mal auf

die Lippen küsste —, damals, als ich dir sagte, dass ich es für Lüge halte, für einfältige, empörende Lüge, dass du kein Herz hättest, dass du ein seelenloses Nixenphantom seist. Alle haben sie mich vor dir gewarnt, der Vater und die Freunde, ach — und so Viele, die dich zu kennen glaubten. Ich habe es aber nie geglaubt, ich wusste es, dass bisher Keiner es verstanden hatte diesen Schatz zu heben, ich wusste es, dass du lieben kannst, stärker und heisser als sie Alle, dass sie dich alle nicht verstanden, weil du nicht viel von Liebe zu peroriren verstandest und weil du nicht weinen kannst. Und wie ich dich nun hielt, stark und fest mit diesen Armen und dich fragte, ob du mein sein wollest, hast du mir da nicht gesagt, dass ich der Erste, unter Allen die dich schon dasselbe gefragt, der Einzige sei, bei dessen Anblick sich deine Seele rege und dein Blut schneller fliesse?! Und nun —, ist es ein Jahr her und morgen ist unsre Hochzeit, und woher nun dieser Nebel, dieser ewige, dumpfe Nebel auf dir, der mir den Verstand raubt und mich rasend macht!»

Während er so sprach, immer leiser, mit fliegender Stimme, und sie ansah, mit der qualvollen Frage in den Augen, hatte sie den Kopf auf die Brust gesenkt und die Augen geschlossen. Als er zu Ende war, hob sie langsam die Stirn und öffnete die Augen, gross und leer. Wieder sah sie auf die grauen Nebelmassen und die tote See und dann hub sie an, laut und klar und ohne jede Bewegung, — nur sehr weiss war sie im Gesicht und eigen metallen klang ihre Stimme: —

«Es ist alles wahr. Alles wie du es sagst. Sieh, von meiner Kindheit an habe ich mich immer schnell für Menschen begeistert. Ich war nie das was man engherzig oder kalt nennt. Ich hatte sie Alle gern, freute mich wenn sie da waren, konnte es auch verstehen, dass man einem Menschen zu Liebe alles Mögliche thun könne. Aber wie etwas ganz Fremdes überlief mich immer, wenn man mir etwas von Liebe vorlas oder vorsang, als von einem grossen, heissen Etwas, das die Menschen verzaubert und das Alle, Alle einmal überkommt, Kaiser und Bettler, Mann und Weib. Und wie sie das

nun auch von mir verlangten, Jahr für Jahr, — denn sie fanden mich schön, — und ich immer älter wurde, da meinte ich, mir fehle etwas, denn ich fand, dass sie alle ganz gute Leute waren, aber da drinnen blieb es glatt und still. Und wie ich das einmal einer klugen alten Freundin sagte, meinte sie lächelnd: «da lass nur erst den Rechten kommen». Und ich lächelte auch und dachte. — Und ich dachte, dass es das nicht sei, was mir fehle, nein, ganz was andres, Fremdes, Grosses, wovon kein Mensch mir bisher erzählt hatte. Sieh, du weisst ich habe immer viel gedacht und viel geträumt, und dazwischen fühlte ich dann, wie mich etwas hinaufhob, ganz hoch, und die Luft wurde immer dünner und reiner und oben war es still und kalt, einsam wie auf einem Gletscher. Dann fröstelte mich wohl und ich sah mich um nach einem Menschen. Ging ich aber wieder hinunter zu ihnen, waren sie mir alle wie ganz Fremde und ich meinte, ich müsse ersticken. Und so gingen die Jahre hin, und ich wurde fünf und zwanzig Jahr alt, ein ernstes stilles Mädchen und Keiner versuchte es mehr mit mir. Und dann bist du gekommen und ich — — fing wieder an zu träumen. Ich fühlte du seist wohl der «Rechte», denn mein Blut rann heiss, wenn ich dich sah und ich fühlte auch wie der graue Schleier, der auf meiner Brust lag, immer, immer, auch als ich noch ein ganz kleines Kind war, sich hob und es wurde hell. Und da glaube ich, das sei denn Liebe—. Und so wurde ich dein. Oft, wenn du mich ansahst, so heiss und flehend, dann wollte etwas in mir zerspringen und fiebernd zählte ich die Monde bis zu unsrer Hochzeit, bis morgen . . .; dann aber — seit den letzten Monaten, da — da kam er wieder der Nebel, immer grauer und kälter und oft, wenn du ganz nah bei mir sassest, weisst du wohl, dann war ich dir so fern, ferner als unten dort die Sonne in den Wellen und alles um mich her war weit weggerückt, ich ganz allein — und um mich her das grosse, graue, fremde Etwas, ich weiss nicht, wie ich es dir nennen soll, wohl was man Lebensräthsel nennt. Und immer öfter kam es und zuletzt habe ich es gewusst, dass das alles ich selbst bin, dieser Nebel, diese Leere und

meine dunklen Gedanken — nichts weiter. Und jetzt weiss ich auch, dass ich dich nie geliebt habe, dass es nur ein flüchtiges Aufzucken des Nervs war, von deiner Gluth berührt. Nein, fahre nicht so auf, sprich auch nicht, ich weiss alles, was du sagen willst, aber ich täusche mich nicht. Ich bin keine siebzehnjährige Schwärmerin mit überspannten Ideen, ich bin ein reifes, ernstes, müdes Weib. Es wird nie anders werden, ich habe auch noch nie ein Wesen wirklich geliebt. Hier am Meer möchte ich immer sitzen, still und träge und denken —, und zuletzt in Nichts zergehen.»

«Nein, du bist ja mein, und ich lasse dich nicht», schrie er auf und riss sie an sich, «morgen wird es kommen das grosse Etwas, das du «Lebensräthsel» nennst, und das Enthüllung und Erfüllung bedeutet; du bist krank und überreizt, aber ich mache dich gesund! Geliebte, ich muss ja zu Grunde gehen, wenn ich dich verliere.» —

«Nein», sagte sie sehr ruhig, immerzu in den Nebel starrend, «ohne mich wirst du nicht zu Grunde gehen, aber mit mir. Sage mir kein Wort mehr, halte mich auch nicht für unglücklich, ich bin nur müde. Und lebe weiter mit den Menschen, ohne mich. Dann wirst du sehen, dass draussen die Sonne ist und das Leben und hier nur Nebel und er ist grau und kalt.» —

Er stand langsam auf und ging einige Schritte fort, schleppend und schwer. Sie trat zu ihm, reichte ihm ruhig die Hand und sagte nur «Lebewohl». Er ging, er taumelte. Noch einmal kehrte er sich um und sah sie an: «Du!» schrie er laut auf und reckte die Arme, wie nach einem Schattenbild, das man vor dem Erwachen noch festhalten möchte. Sie aber sass unbeweglich und winkte ihm mit der Hand fort.

Die Sonne war untergegangen und die See lag noch bleierner. Und die Nebel stiegen. Sie sah es und lächelte, ein totes Lächeln. Und morgen war ihr Hochzeitstag. —

Gedichte

von

. . . h . . . i.

Gruss in die Ferne.

Unausgesprochene Schmerzen liegen
Wie Perlen in der kranken Brust,
O könnt' ich sie in Schlummer wiegen
Mit bitter-süsser Sangeslust!

Zum Taucher wird das heisse Sehnen,
Es hebt die Perlen an das Licht,
Und meiner Seufzer, meiner Thränen
Geheimniss, formt sich zum Gedicht.

Die linden Abendlüfte tragen
Mein Lied auf leichtem Fittig fort,
Und seiner Töne leises Klagen
Folgt grüssend Dir von Ort zu Ort.

Allerseelentag.

Was soll dies Träumen und dies Sehnen,
Wo Glück und Hoffnung längst entwich,
Was lockt auf's Neu' die Fluth der Thränen
In's Aug' dess' Jugendglanz erblich?

Die Seufzer, die den Busen schwellen,
Die Thränen, die das Sehnen gab,
Sie sind ein Kranz von Immortellen,
Auf längst gestorb'ner Liebe Grab.

Nachts.

Es tost durch die Lüfte das brausende Heer
Der nächtigen Sommergespenster,
Grell zucken die Blitze, der Donner rollt schwer
Der Hagel schlägt prasselnd an's Fenster.

Der Sturmwind braust und der Donner rollt,
Doch wilder noch tobt es im Herzen,
Du thörichtes Herz, Du hast's ja gewollt,
Nun trage, nun trage die Schmerzen!

Die Wolken verwehen, der Morgenglanz bricht
Mit goldigem Scheine durch's Fenster —
Im Herzen bleibt's Nacht — fort scheuchen das Licht
Des Grames stets wache Gespenster.



1. Zum Märchen von Elsbeth Treffner. Nach dem Aquarell von A. v. Wahl.

Gedichte

von

H. Siéger.

Le Flot.

Le flot grondant, le flot qui jamais ne dévie,
Plus puissant que l'amour, plus fort que les Titans,
Le flot vainqueur des dieux, le flot glauque du temps
Monte éternellement à l'assaut de la vie.

Il monte, son approche à la mort nous convie.
C'est en vain qu'éperdus nous lui crions «attends»,
En vain qu'il a broyé nos rêves haletants:
Le flot monte, gardant sa rage inassouvie.

Déjà le soleil baisse, et le souffle glacé
Qui précéde le flux sur mon front a passé . . .
Malheur, malheur! ô ma jeunesse, ô ma jeunesse!

Il t'a suffi d'un souffle, ô temps pour la flétrir,
Et rien ne fera plus qu'un jour elle renaisse,
Et rien ne la fera plus jamais refleurir.

En Poste.

En poste on a souvent des visions étranges,
De blondes visions, de brunes quelquefois,
Et l'on s'en va rêvant de femmes qui sont anges,
Avec de longs regards célestes ou sournois.

Les arbres du chemin dentèlent de leurs franges
Les lointains violets qu'assombrissent les bois,
Les corbeaux d'un vol lourd s'élèvent par phalanges
A la voix des grelots mêlant leurs rauques voix.

Or donc j'étais en poste et je rêvais, Madame,
Je rêvais en poète un idéal de femme,
Lorsqu'un affreux cahot me fit adresser tout droit.

Inquiet, je penchai la tête à la portière:
Vous vintes à passer dans un flot de lumière
Et je crus voir marcher mon rêve devant moi.

Eine Mission nach Teheran und Ispahan

im Jahre 1828.

Aus den nachgelassenen Papieren des General-Adjutanten.

Grafen Paul von Kotzebue.

Der 1826 begonnene, 1828 beendete russisch-persische Krieg der dem Oberbefehlshaber Paskewitsch den Ruhm eines talentvollen Heerführers und den Titel eines Grafen von Eriwan eintrug, gehört der Geschichte — und wir hätten uns mit demselben nur zu beschäftigen, um Kotzebue's Theilnahme an demselben hervorzuheben. Aber hier fehlen die Nachrichten gänzlich. Wohl liegen in dem Familien-Archive Journale einzelner Anführer über die Thätigkeit der ihnen anvertrauten Truppen, von Kotzebue ist in denselben nicht die Rede, obgleich sein Dienstformular erwähnt, dass er für Auszeichnung in einer Schlacht gegen die Perser zum Stabs-Capitain befördert worden, für sein Benehmen bei Belagerung der Festung Eriwan den Wladimir-Orden IV. Classe mit der Schleife, für Auszeichnung in der Schlacht vom 7. Juli 1827 eine allerhöchste Danksagung und für den Feldzug desselben Jahres mit Inbegriff der Belagerung von Sada-Abad den Annenorden II. Classe erhalten habe.

Nur einen Umstand hat er gelegentlich seiner Familie erzählt: Heftig an der Ruhr erkrankt, war er mit zwei Dienstkameraden im Lager zurückgeblieben — da erreichte ihn die Nachricht von einem bevorstehenden entscheidenden Zusammenstoss mit den Feinden. — «Lieber auf dem Schlachtfelde, als auf dem Krankenlager sterben?» sagte er sich, liess sich auf sein Pferd heben und eilte, von häufigen Anfällen seines Uebels gepeinigt, der ausrückenden Armee nach. Und sie wurden seltener je weiter er kam: sein fester Wille verhalf ihm dazu in den Reihen seiner Gefährten die Schlacht mitzumachen und den Sieg zu feiern. Dieser an sich geringfügige Umstand liefert uns einen Strich mehr zu dem Gesammtbilde des Menschen und Soldaten.

Erst nach Beendigung des Krieges, durch den am 10. Februar 1828 in Turkmantschag unterzeichneten Friedensschluss, beginnt Kotzebue's selbstständige Thätigkeit in Persien und über diese Episode seines Lebens liegen ausführliche Aufzeichnungen von seiner Hand vor. Nur Dinge, die seit fast 70 Jahren jedes Interesse verloren haben, sollen hier übergangen werden. — Das Erzählte sind seine eigenen Worte.

Nach dem Friedensschluss handelte es sich darum den Schach von Persien Fotts-Ali-Schah einen Gesandten zu schicken, um ihm zu dem Aufhören der Feindseligkeiten Glück zu wünschen. Die Wahl fiel auf den General Baron Friedrich Rosen. Der Obrist Graf Tolstoy und ich wurden ihm als Begleiter beigegeben. Ausser den Obliegenheiten, die mir meine Eigenschaft als Generalstabsofficier auferlegte, hatte meine Ernennung noch den Zweck, in den Provinzen Persiens die russischen Kriegsgefangenen zu sammeln und in ihr Vaterland zurückzuführen.

Nachdem die letzten Schwierigkeiten in Betreff der in Goldbarren zu entrichtenden Kriegsentschädigung gehoben waren, machte sich die Gesandschaft den 18. Februar von Mianals aus auf den Weg nach Teheran. Sie bestand, unter Führung des General Rosen,

aus dem Flügeladjutanten des Kaisers Obristen Tolstoy, meiner Person, dem Capitain Kurganoff, dem Lieutenant Drakuli, dem Armenier Omams-Kara-Oglu als Dolmetscher, einem Adjutanten des Generals, einem Ulanenofficier mit 20 Mann seines Regiments und einigen Kosaken. Jeder von uns hatte seine Diener, so dass die kleine Truppe aus etwa 50 berittenen Männern bestand. Das Gepäck wurde auf Mauleseln befördert. Der Weg war sehr schlecht und oft mit Schnee bedeckt, eine von einförmigen Bergen begrenzte Wüste. Am dritten Tage unserer Reise, als wir uns der Stadt Zengan näherten, kam uns ein Neffe des Gouverneurs der Provinz, eines Sohnes des Schah's, mit etwa 50 Reitern zu unserer Begrüssung entgegen. Diese ganze Truppe begleitete uns bis zur Stadt, während einzelne Leute ihre Reiterkünste producirten. Haufen von Einwohnern drängten sich auf unseren Weg; Bettler und Träger von sogenannten Geschenken, die keinen anderen Zweck haben, als dem Beschenkten den zehnfachen Werth derselben abzunehmen, machten das Vordringen fast zur Unmöglichkeit, bis die mit Stöcken und Peitschen bewaffneten Polizeidiener, die unbarmherzig auf das Volk und dessen aus Obst, Blumen und dergleichen bestehende Gaben losschlugen, den Durchgang gesäubert hatten. Am Stadtthore wurde das Weiterschreiten noch schwieriger, bis wir endlich unsere im Hause des Vizirs von Zengan, Mirza-Faki, bereitgehaltene Wohnung erreichten. Gleich nach unserer Ankunft erschienen 10 Diener mit Kuchen und eingemachtem Obst und dann auch unser Wirth selbst. Mirza-Faki sprach viel und verblüffte General Rosen mit seinen Schmeicheleien.

Der folgende Tag war der Ruhe geweiht und ich benutzte ihn zu einem Besuch bei dem Prinzen Schikh-Ali-Mirza. Er bewohnte ein sehr geräumiges Gebäude. In dem ersten Hof standen an den Mauern entlang 2 — 300 Bewaffnete; nachdem ich mehrere Corridore durchschritten, gelangte ich in einen zweiten Hof, in dessen Mitte sich ein kleines Haus erhob, und an einem geöffneten Fenster desselben erblickte ich den Sohn des Schahs. Etwa 50 höhere Officiere

der in Zengan vereinigten Truppen hielten sich in tiefem Schweigen an den Wänden. Zwei Scharfrichter mit gewaltigen Beilen standen im Vordergrunde. Der Prinz sass auf einem schlechten Filzteppich und lud auch mich nach der üblichen Bewillkommnungsphrase zum Sitzen auf den Fussboden ein. Mein Besuch war kurz. Nach genossenem schlechtem Thee und einer persischen Wasserpfeife, Kaljan, empfahl ich mich. Auf meinem Heimwege mussten 6 Polizeidiener die Neugierigen mit Stockschlägen von mir abhalten. Das Volk ertrug die Misshandlungen mit viel Geduld und Ergebung. An demselben Tage lieferten uns die Perser einen Beweis ihrer Barbarei und ihrer Verachtung für jeden Christen. Der Officier und die Soldaten unserer Escorte wurden auf offener Strasse beschimpft und mit Steinen beworfen. Auf die Klage des Generals schickte der Prinz Schikh-Ali-Mirza ihm seine Polizeidiener und Scharfrichter mit der Bitte, die erkannten Schuldigen sofort hinrichten zu lassen. Es blieb bei dieser Genugthuung. Je tiefer ich nach Persien hineinkomme, je näher ich die despotische und schwache Regierung beobachten kann, diese niedrigen Charaktere, diese Unordnung, um so mehr schreckt mich der Gedanke, allein zu bleiben unter diesen ehrlosen Creaturen, mit Tausend meiner armen kriegsgefangenen Landsleute, die Leben und Freiheit von mir erwarten.

Den 22. verliessen wir Zengan, an Gärten und Ruinen vorbei, die bei der persischen Bauart aus Lehm sehr leicht entstehen, und bald nur noch durch Unebenheiten des Bodens Spuren früherer Pracht verrathen Auf diese Weise sind Städte, die früher berühmt waren, fast gänzlich von dem Erdboden verschwunden. In den Orten, die wir durchzogen, hatten sich viele Frauen auf den Dächern versammelt, um uns zu sehen; die hübschesten hoben verstohlen ihre Schleier und zeigten uns ihre entzückend schönen orientalischen Gesichter. Ein gefangener Kosak stellte sich mir vor und schilderte mir seine traurigen Erlebnisse; auf dem Transport von der russischen Grenze hatten mehrere seiner Cameraden, durch Krankheit und Erschöpfung geschwächt, nicht weiter gekonnt, die Perser

schnitten ihnen Ohren und Nasen ab und begruben sie lebend, wobei sie die Grausamkeit so weit trieben, dass die Gefährten der Unglücklichen die Einscharrung bewerkstelligen mussten! Der Gefangene wurde von unseren Ulanen in einer Weise empfangen, die mich bis zu Thränen rührte: sie umarmten und küssten ihn und in einem Augenblicke waren seine Lumpen einem vollständigen Anzuge gewichen.

Bei vortrefflichem Wetter setzten wir unsere Reise auf einem guten Wege fort. Schöne Dörfer bedeckten die mit Bewässerungs-Canälen durchschnittene Ebene, die sich durch Cultur und frische Vegetation auszeichnete. In einem Schafstall wurde ein heiteres Frühstück eingenommen. Begegnungen zur Begrüssung waren häufig. Vor Kasbin empfing uns der Vizir dieser Stadt, Mirza-Nagi, mit einem Gefolge von 300 vortrefflich berittenen Leuten, die uns durch ihre ausserordentliche Geschicklichkeit in kriegerischen Spielen belustigten. Grosse Volksmassen erwarteten uns am Thore und auf den Strassen, so dass wir Mühe hatten bis zu unserer im Hause des Vizirs bereiteten Wohnung durchzudringen. Kaum angelangt, brachten uns 20 Diener Obst und Confitüren als Bewillkommnung. Wieder erschienen Gefangene bei mir — ein Unterofficier und zwei Kosaken. Durch sie erfuhr ich, dass ein desertirter Kosak in unserem Garten arbeite. Ich suchte ihn auf — er erschrak bei Anblick eines russischen Officiers, drückte aber den Wunsch aus, in das Vaterland zurückzukehren, wenn man ihm Straflosigkeit zusichere. — Hier wurden unsere Ohren zum erstenmale durch die infernalische Musik zerrissen, welche in Persien den Untergang der Sonne begleitet. Später hörten wir in Teheran täglich dieses unglückselige Concert. Ein Besuch bei dem Vizir Ali-Nagi wurde nur durch eine echt persische Schmeichelei desselben bemerkenswerth; er sagte dem General Rosen, seine schönen Augen hätten die böse Zeit beschworen und den Horizont von Wolken gereinigt. Rosen übergab ihm eine Liste der in Kasbin befindlichen Gefangenen, deren Auslieferung dem Friedenstractate gemäss für die Zeit meiner

Rückkehr aus Teheran versprochen wurde. Wird das Versprechen auch gehalten werden?!

Ich war glücklich, das hübsche Kasbin den 27. Februar zu verlassen. Die Unannehmlichkeit in Betreff der Gefangenen hatten mir den Aufenthalt verleidet und mich den Character der Perser erst recht kennen gelehrt. Der uns begleitende Minister Abdul-Hassan-Khan, der doch Jahre lang die meisten Staaten Europas bereist hatte, handelte gestern in folgender Weise: Zehn Reitern, die uns auf Befehl des Prinzen von Zengan nach Kasbin begleitet hatten, gab General Rosen 10 Ducaten. Hassan liess sie sofort zu sich kommen und nahm ihnen unter Androhung der Bastonade das Geld ab und behielt es! Wir mussten einen Seitenweg einschlagen, weil auf der Hauptstrasse in den Dörfern nichts mehr zu haben war, sie waren vollständig ausgesogen durch vornehme Reisende und Regierungsbeamte, die oft mit 30—40 Pferden nicht einen Heller für Lebensmittel und Futter zu zahlen pflegen. Wenn mich in meinen Nachtquartieren in Betreff meiner bevorstehenden Expedition trübe Gedanken zu erfassen drohten, las ich alte Briefe meiner theuren Verwandten und erwärmte mir das Herz mit den Bildern aus der Heimath.

Auf der häufig durch Regen, Wind und Empfangsfeierlichkeiten beschwerlich gemachten Weiterreise kamen wir nach Solimanie, wo der Schah in einer äusserst malerischen Lage ein von prachtvollen Gärten umgebenes Lustschloss errichtet, in welchem er jährlich einige Tage zuzubringen pflegt. Eine aus Turkmenen gebildete Leibwache garnisonirt daselbst und stand zu unserem Empfange in Reih' und Glied. Aber der vornehmen Nachbarschaft wegen entvölkert sich die reizende Gegend. Die Umgebung des Schah hat nur sehr undeutliche Begriffe von mein und dein.

Den 1. März näherten wir uns endlich der persischen Hauptstadt Teheran. In einer Entfernung von 12 Werst von derselben erschienen zu unserer Begrüssung 3 Khans mit etwa 200 Reitern. Vor ihnen her wurden reichgeschirrte Pferde geführt — die Zahl dieser nicht berittenen Thiere wächst bei solchen Gelegenheiten mit

der Würde der Abgesandten. Bald darauf folgte ein zweiter Haufe Reiter. Sie begleiteten den Vizir des Gouverneurs von Teheran. Endlich 4 Werst vor der Stadt kam uns ein General-Adjutant des Schahs mit 400 Reitern entgegen, die uns, auf beiden Seiten des Weges aufgestellt, ehrerbietig durchliessen. Mit diesem ganzen Gefolge, aus dessen Reihen Einzelne hervorsprengten, Speere warfen und kriegerische Uebungen ausführten, näherten wir uns den Mauern der Stadt und trotz der Bedeckungen wurden unsere mit dem Gepäck folgenden Leute von dem Volk mit Steinen beworfen.

Wir wurden in unsere, in aller Eile von 200 Arbeitern in Stand gesetzte Wohnung geführt. Eine Ehrenwache von 50 Mann in rothen Westen und weissen Beinkleidern machten dem General in ziemlich lächerlicher Weise die Honneurs vor der Thür. — Es meldeten sich 8 Gefangene bei mir, und am folgenden Tage noch mehrere; die Soldaten waren glücklich, russische Offiziere zu sehen, aber ein paar Junker und ein Apothekerlehrling hatten sich schon in einem solchen Grade persische Manieren angewöhnt, dass ich mich nicht enthalten konnte, ihnen eine Bemerkung darüber zu machen. Unterdessen erschien unser Frühstück: Milchspeisen, Gemüse, Käse und Süssigkeiten. — Abdul-Hassan-Khan, dem ich bald darauf einen Besuch machte, empfing mich in einem, seiner Meinung nach europäisch ausgestattetem Gemach; das asiatische war jedoch vorherrschend. An der Wand hingen die Bilder Alexander I., Nikolaus I. und des Schah's in goldenen Rahmen. Ich machte hier die Bekanntschaft des ersten Eunuchen, eines vornehmen Würdenträgers. Er glich auf ein Haar der alten Madame K....., auch die Stimme war dieselbe. Interessanter war mir ein Besuch bei dem englischen Doctor Mac-Neil, dessen Haus und Garten in Wirklichkeit einen europäischen Character trug. Seine Frau spielte die Harfe, seine Bibliothek enthält eine Menge guter Bücher — ich fühlte mich in die Heimath versetzt bei dem geistreichen Manne. Mac-Neil begleitete uns bis an den Ausgang, wo er uns bat, einen Augenblick zu verweilen: er müsse eine Laterne anzünden lassen. Ich wollte ablehnen, da die

Dämmerung nicht sehr vorgeschritten war. Er belehrte mich jedoch, dass ohne Ansehung der Person jeder, der Abends ohne Laterne auf der Strasse betroffen wird, ins Gefängniss wandern muss.

Noch vor Schluss des Tages wurde uns das Ceremoniell der Audienz beim Schah gebracht. Man muss Perser sein, um sich einzubilden, dass ein russischer General dergleichen annehmen wird. Rosen sollte sich nicht setzen dürfen, von dem Gefolge sollte nur Obrist Tolstoy mit seinem Chef in den Audienz-Saal, wir Uebrigen mussten im Hof unter den Fenstern bleiben. Die Geschenke sollten vorausgetragen und durch Abdul-Hassan-Khan dem Schah übergeben werden. Und dergleichen mehr. Der General antwortete darauf nur mit der Forderung, ihm Pferde zur Abreise zu stellen. Nach vielfachem Hin- und Herrennen wurden die Schwierigkeiten überwunden, nicht ohne thätige Einmischung des einflussreichen englischen Doctors. Rosen musste dafür bürgen, dass nicht jeder kleine russische Beamte sich die Rechte eines Gesandten anmassen würde und damit war Alles abgemacht. Nur für Tolstoy wurde kein Stuhl erlangt und er beschloss zu Hause zu bleiben. In der Zwischenzeit erhielt ich die Erlaubniss des Schah's, nach Ispahan zu reisen. Die Sache ist also entschieden. Ich habe mich schon so an den Gedanken gewöhnt, dass er mich nicht schreckt. Ich bin in der Lage eines zum Tode Verurtheilten, der mit Hülfe der Religion ihm kaltblütig in's Auge blickt. Der Prinz von Kasbin hat unterdess 12 Kriegsgefangene gegen 6 Pferde vertauscht; er weiss, dass ich es erfahren, und erbietet sich, die Sache rückgängig zu machen, wenn sie dem Schah nicht zu Ohren kommt.

Den 5. erschien endlich Abdul-Hassan-Khan mit der Nachricht, Alles sei für die Audienz vorbereitet, und man würde uns um 12 Uhr abholen. Der General schickte seinen Adjutanten mit den Geschenken voraus: 5000 Ducaten und einem mit Diamanten besetzten Dolch; einen Ring behielt Rosen sich vor persönlich zu überreichen. Punkt zwölf kam ein General-Adjutant des Schah's mit mehreren Offizieren, einer Menge von Polizeidienern und einem reichgeschirrten Pferde

für den General. Der Zug setzte sich in Bewegung; voraus marschirte eine Abtheilung unserer Ehrengarde, dann folgte die Polizei, dann Rosen, zu seiner Rechten die Offiziere seines Gefolges, links der General-Adjutant mit den Persern, seine Diener und Ulanen unserer Escorte schlossen den Zug. Auf dem Platze vor dem Schloss erwarteten uns zu beiden Seiten Artilleristen in rothen und blauen Westen mit 30–40 Kanonen. Nachdem wir vor der Pforte des inneren Hofes von den Pferden gestiegen, wurden wir in derselben Ordnung in die Wohnung des Chefs der Garden des Schah's geführt, wo eine grosse Anzahl rothgekleideter Mirza's bei unserem Eintritt sich erhoben. Wir nahmen für uns bereitete Lehnsessel ein, mussten Thee trinken und eine Wasserpfeife rauchen, und wurden dann bedeutet, der Schah sei bereit, uns zu empfangen. Nachdem wir einige von Bewaffneteu wimmelnde Gänge durchschritten, kamen wir in einen mit Cypressen bewachsenen Hof, in welchem mehrere Fontänen emporstiegen und die Leibgarde sich aufhielt, dann wieder durch gedeckte Gänge und endlich in einen von Canälen durchschnittenen Garten mit prachtvollen Pavillons. In einem derselben erblickten wir eine krystallene Badewanne, in einem anderen ein krystallenes Bett. beides Geschenke Kaiser Alexander I. In diesem Garten befand sich Niemand, wir mussten in einen anderen, noch schöneren. Hier sahen wir einen Pavillon mit Spiegelwänden und vergoldeten Colonnen, und in demselben, zwischen Spiegeln und Blumen, auf einer Erhöhung eine schwarze Stelle — es war der Schah, oder vielmehr sein Bart, der den Hauptbestandtheil seines Körpers bildet. Langsam bewegten wir uns vorwärts; etwa dreissig Schritte von dem Audienzlokal blieb der uns führende Ceremonienmeister stehen und meldete dem Herrscher das Nahen des Generals. S. M. rief laut: «er ist willkommen,» und wir setzten unseren Marsch fort. Nachdem wir uns der Ueberschuhe entledigt, betraten wir den Saal. Der Schah trug einen mit Diamanten geschmückten Rock; auf seiner persischen Mütze erhob sich eine von diamantener Agraffe gehaltene Feder von Edelsteinen. Zu beiden Seiten standen Hofbeamte mit der Krone, dem Szepter,

dem Säbel und der Flinte ihres Herrn. Alles das war so übersäet mit Diamanten, dass man nichts Anderes sah. Von dem Gesicht des Schah konnte man nur die Augen und die Nase unterscheiden, die übrigen Theile waren mit langen schwarzen Haaren bewachsen. Nach den üblichen Verbeugungen hielt General Rosen eine Rede, in welchem er zu dem Friedensschluss beglückwünschte. Die Antwort des Schah bewegte sich in Gemeinplätzen, von nun an würden die beiden grossen Reiche auf ewig verbunden sein, und dergleichen. Dann wurden die Offiziere des Gefolges vorgestellt; der hohe Herr machte uns Complimente in Betreff der Disziplin der Russen, und fügte hinzu, das Land habe durch seine eigenen Soldaten mehr gelitten, als durch die unsrigen. Als Rosen bemerkte, dass man ihn nicht zum Sitzen aufforderte, liess er sich ohne Weiteres auf dem bereit stehenden Sessel nieder. Nach der Audienz wurden wir nach der eben beschriebenen Weise nach Hause zurückgeleitet. Wir sahen später den Vizir von Kasbin im Besitz des dem Schah geschenkten Dolches; vielleicht hatte er ihn gekauft.

Die Vorbereitungen zu meiner Reise wurden unterdess gemacht. Ein Würdenträger ward zu meinem Mehmendar, Begleiter, Reisemarschall, ernannt, Mehemet-Ali-Khan. Während der letzten Tage meines Aufenthalts in Teheran speiste ich einmal bei Mac-Neil, wo von persischen Gedenksprüchen die Rede war, von denen mir die beiden folgenden bemerkenswerth schienen: «Die Zunge eines geistreichen Menschen ist wie der Schlüssel zu einem Schatz: so lange er schweigt, weiss man nicht, ob derselbe Diamanten oder Unrath enthält!» — «Wenn der Schah in einem Garten einen Apfel nimmt, entwurzeln seine Sklaven die Bäume; nimmt er mit Gewalt ein Ei, nehmen seine Soldaten tausend Hühner!» So etwas chatakterisirt die persische Regierung.

Auch das Harem-Leben wurde geschildert, und die grausame Strenge in demselben für eine Fabel erklärt. Frauen haben stets freien Zutritt, und da niemand den Schleier lüften darf, so haben die Gattinnen des Schah schon manchen Besuch von verkleideten

Männern erhalten; der Gatte soll sich in dieser Hinsicht keiner Täuschung hingeben, aber die Miene der Unwissenheit annehmen, und wehe dem Hinterbringer solcher Kunde! Er wird gepeitscht oder hingerichtet.

Mac-Neil brachte mir am folgenden Tage als Gabe der Favoritin Tag-el-Donleh zwei Kinder deutscher Colonisten, einen Knaben und ein Mädchen, drei armenische Knaben und ein armenisches Mädchen, sämmtlich jenseits der russischen Grenze geraubt; ich liess natürlich meinen unterthänigsten Dank ausdrücken — als ich mich jedoch näher mit den Gefangenen beschäftigte, gestand mir die Deutsche, die ihre Muttersprache fast vergessen hatte, die genannte Favoritin habe noch eine Deutsche im Harem versteckt. Es liegt in der persischen Natur, keine anscheinend edle Handlung ohne unedle Zugabe zu lassen. — Die sämmtlichen mir überantworteten Gefangenen mussten in Teheran bleiben, unter der verantwortlichen Aufsicht der Minister. Der Friedenstraktat bestimmte, dass für jeden nicht ausgelieferten Russen ein Perser zurückbleiben sollte.

Meine Abreise war auf den 14. März festgesetzt. Ich stand früh auf, um mein Gepäck voraus zu schicken, und war dann noch Zeuge einer Ceremonie: die Geschenke des Schah wurden uns überbracht. Der General erhielt ein reich geschirrtes Pferd, zwei Shawls, den Stern mit Diamanten des Sonnen- und Löwen-Ordens und 1000 Tomans; Graf Tolstoi die zweite Classe des Ordens, einen Shawl und 100 Tomans. Um eilf Uhr endlich ritt ich zum Thore hinaus — unzufrieden, weil eine lange beschwerliche Reise ohne Freunde und Kameraden vor mir lag; — getröstet, weil ein jeder Schritt mich dem Ende derselben entgegenbrachte. Ich zog durch eine Ebene, in welcher kein Grashalm wuchs, und nur durch künstliche Bewässerung das Gedeihen der Felder hervorzubringen war. Nach einer schlechten Nacht in einem Karavan-Sarai, wo die Schellen der Maulthiere und das Wiehern der Hengste mich nicht schlafen liessen, ging es weiter durch eine Gegend, die mit Recht den Namen «Thal des Todesengels» trägt — steiniger Boden,

schwarze Felsen, kein Grün, nicht einmal ein Tropfen Wasser. Endlich wurde das Auge durch Abwechselung erfreut, vor mir erhoben sich Berge, die das Volk — «Von denen man nicht zurückkommt» — nennt; der Boden aber blieb steinig und dürr—auf eine Entfernung von 75 Werst ist nur in einem einzigen Karavan-Sarai ein Trunk zu finden — eine menschenfreundliche Hand hat daselbst eine Cisterne gegraben, der unterirdische Canäle das Regenwasser zuführen. Die Cisterne war gefüllt und der Karavan-Sarai voll Reisender. Mein Quartiermeister verschaffte mir wohl einen Platz, indem er die Maulthiertreiber mit Peitschenhieben traktirte, aber ich zog es vor, mir ein Bett im Stall aufschlagen zu lassen, wo es verhältnissmässig geräuschlos herging.

Den 16. März erreichte ich zur Nacht einen hübschen, an einem Bach gelegenen Karavan-Sarai. Der Gründer, ein Barbier, muss ein lebenslustiger Mensch gewesen sein; das Thor trägt die Inschrift: «Wer Vergnügen genossen, gut gegessen, gut getrunken und gern mit Anderen getheilt hat, dem ist das Leben angenehm gewesen.» Leider musste ich weiter — meine Leute hatten hier keine Lebensmittel gefunden und den Ritt mit dem Gepäck bis zur Stadt Kam fortgesetzt. Diese nimmt einen sehr bedeutenden Flächenraum ein, enthält aber fast nichts als Ruinen. Nach vielen Unannehmlichkeiten und gewaltigem Schimpfen meines Mehmendar, dem ich meinen ganzen Vorrath von tatarischen Invektiven beifügte, bezog ich einen Karavan-Sarai, in dem ich kaum besser aufgehoben war, als auf der Strasse. Dabei Massen von Neugierigen vor meiner Thür, und nichts zu essen. Erst spät, als ich hungrig zu Bett gehen wollte, wurde ich mit einer Schüssel Hammelfleisch überrascht.

Den folgenden Tag musste ich die Pferde ausruhen lassen, und verlebte peinliche Stunden; das Volk drängte sich vor meiner Thür, auf der Strasse, auf den Dächern, um uns wie wilde Thiere zu betrachten, und nur durch ununterbrochene Stockschläge konnte der Eingang zu mir erhalten werden.

Den 19. erreichte ich Kaschan, das sehr hübsch inmitten seiner Gärten liegt. Auch das Volk ist ein friedlicheres; trotz der Neu-

gier, die wir erregten, traf nirgends ein kränkendes Wort mein Ohr, wie in den bisher durchzogenen Ortschaften. Ein persischer Schriftsteller hat nicht ohne Grund gesagt: «Jeder Hund von Kaschan sei mehr werth, als der erste Edelmann von Kam.» Polizei-Mannschaft geleitete mich zu einem hübschen Hause, das mir als Absteigequartier angewiesen war; der Chef der Stadt liess sich sogleich nach meiner Gesundheit erkundigen und schickte mir Confitüren mit der Entschuldigung, mich noch nicht selbst besucht zu haben.

Die Hitze war so gross, dass ich Kaschan vor Tagesanbruch verliess. Der Weg folgte zum Theil dem Lauf eines Baches, was in Persien eine Seltenheit ist. Später musste ich einen in Felsen gehauenen Pfad mühsam emporklimmen und oben überraschte mich ein reizender Anblick. Vor mir lag zwischen steilen Steinmassen ein azurblauer klarer See. Er ist künstlich angelegt; ein Damm von 15 Klafter Höhe hält das Gebirgswasser in seinem Laufe auf. Der See hat eine Länge von etwa 350, und eine Breite von 100—150 Klaftern. Ueberhaupt war der Marsch dieses Tages sehr angenehm; vier Werst lang ritt ich durch Dörfer mit amphitheatralisch sich erhebenden grossen Gärten, und die Fenster der Häuser sahen freundlich aus im Vergleich mit den monotonen Mauern ohne Ausblick, wie sonst überall. Auch die Frauen sind hier nicht so scheu wie anderswo — sie versammelten sich in Gruppen, um den Russen zu sehen, und auch die Coquetterie trieb ihr Wesen, wie in civilisirten Gegenden. Um das schöne Geschlecht genau zu beobachten, ergriff ich mein Fernglas; im ersten Augenblick ergriff Alles die Flucht, aber Eine nach der Anderen erschien bald wieder. Ein altes Weib trieb schliesslich die Jugend auseinander.

Die Bauern hatten mir gesagt, das Gebirge sei von Räubern bewohnt; ich musste mich daher entschliessen, den Maulthieren mit dem Gepäck nahzubleiben, und im Schritt weiter zu ziehen. Auch den folgenden Tag musste die Reise in derselben Weise fortgesetzt werden, obgleich das Gebirge hinter uns lag und der gefährlichste Punkt — die einzige Cisterne der Umgegend, wo die Räuber ihre Pferde

zu tränken pflegten. In dem Karavan-Sarai des Dorfes Murtschekhaur angelangt, fand ich einen mir vom Prinzen von Ispahan entgegengeschickten Bek, der schon sechs Tage auf mich wartete, und mir sagte, es sei eine schöne Wohnung für mich bereitet. Ich bestieg das Dach meines Karavan-Sarai, und erblickte in der Ferne die alte Residenz-Stadt der persischen Herrscher — «die Hälfte der Welt», wie mein Reisebegleiter sagte.

Den 25. März, eilf Tage nach meinem Abmarsch von Teheran, erreichte ich Ispahan. Die Stadt ist vor Zeiten in der That ausserordentlich gross gewesen, jetzt aber bilden die Ruinen und Lehmhäuser den Hauptbestandtheil. Vier bis fünf Werst musste ich bis zu meiner Wohnung reiten, weil man mich nicht durch den besser erhaltenen Theil leiten wollte, um einen Volksauflauf zu vermeiden. Endlich kam ich in eine breite gepflasterte Strasse; zu beiden Seiten standen an Canälen Rosenstöcke und eine Reihe von Pappeln. Nachdem ich eine schöne steinerne Brücke überschritten, bog ich rechts in einen prachtvollen Garten, in welchem sich meine Wohnung befand. Vor derselben erblickte ich etwa 30 russische Kriegsgefangene. Ihre Freude war unbeschreiblich — ihr Befreier war gerade am Ostersonntag angekommen; sie küssten mich und boten mir bunt gefärbte Eier an. Ein ebenfalls gefangener Offizier beschrieb mir die überstandenen Leiden der Unglücklichen. 112 Mann sind ohne ärztliche Hülfe gestorben und wurden eingescharrt wie die Hunde. Die Zahl wäre doppelt so gross gewesen, ohne das wohlwollende Benehmen des früheren Vizirs von Ispahan — Khesreff-Khan, der in Folge dessen seinen Posten und die Gnade des Schah verloren und 25,000 Tomans Strafe gezahlt hatte. Seitdem dürfen die Gefangenen sich nicht auf der Strasse zeigen, ohne mit Steinen beworfen zu werden. Von dem Dach meines Hauses konnte ich in einer abgesonderten Umzäunung die Gräber der Russen sehen. Schlaft ruhig, meine braven Kameraden! Meine Thräne ist die einzige, die Euch in der Fremde fliesst!

Meine Zimmer strotzten von Vergoldungen, ich genoss eine prachtvolle Aussicht, und doch richtete ich gen Himmel die einzige

Bitte — aus diesem Paradies erlöst zu werden! Ich benutzte am folgenden Morgen eine frühe Stunde, um die Herrlichkeiten meines Gartens zu bewundern. Ein Pavillon mit Spiegelwänden stand nah am Hause, ein Bassin mit einem Springbrunnen verdoppelte im Wiederschein die 20 vergoldeten Säulen, die es umgaben. Ueberall die ausgesuchteste orientalische Pracht.

Der Prinz liess mich um die Liste der Bedürfnisse der Soldaten bitten und sich entschuldigen, dass er mich nicht vor 2 Tagen besuchen könnte — die Fastenzeit wäre dann überstanden. Ich hatte ihn in Betreff einer Deutschen befragen lassen, die ich in seinem Harem wusste. Seine Hoheit leugnete die Thatsache, ich erklärte jedoch, dass ich ohne das Mädchen Ispahan nicht verlassen würde. Bald darauf schickte er mir vier Plateaus mit Zucker, Thee, Melonen und vortrefflichen Trauben. Ich musste leider vier Ducaten an Trinkgeldern dafür geben; als ich meine Tagesrechnung machte, fand ich, dass ich seit meiner Ankunft in 24 Stunden 20 Ducaten ausgegeben hatte, ohne etwas zu kaufen. 6 Ducaten waren in die Hände von Musikanten und Bärenführern gerathen, die mir die Strasse versperrt hatten — als russischer Gesandter, wie man mich nannte, durfte ich bei solchen Gelegenheiten nicht sparsam sein.

Den 28. sollte ich meine Audienz bei dem Prinzen Segf-el-dowle (Schwert des Kaiserreichs) haben. Ein Khan benachrichtigte mich, dass seine Hoheit mir keinen Stuhl anbieten und daher auch selbst stehen bleiben wollte. Ich ging darauf ein mit der Absicht, mich ohne Aufforderung zu setzen, sobald der Sohn des Schah es thun würde. Um 12 Uhr machte ich mich auf den Weg zum Saal, von Dienern und zahlreichen Polizeidienern begleitet, die mir eine Strasse durch das massenhaft versammelte schreiende Volk bahnten. Nachdem ich eine Menge mit Menschen gefüllte Corridore durchschritten, betrat ich einen prachtvollen Garten, und fand in einem Pavillon einen Vetter des Schah, einen überaus einfältigen Mann, der nicht zwei Worte vorzubringen wusste. Nachdem wir zusammen einen Kaljan geraucht und Thee getrunken, wurde ich von meinem Cere-

monienmeister zur Audienz geleitet, und erblickte in einem zweiten Garten den an einem Bassin stehenden Prinzen. Seine Umgebung hielt sich in einer bedeutenden Entfernung. Mein Begleiter verbeugte sich mehrere Mal tief, bevor wir in die Nähe seiner Hoheit kamen, während ich mich damit begnügte, die Hand militärisch an die Mütze zu legen, dann blieb er in ehrerbietiger Entfernung stehen, und machte mir ein Zeichen, dasselbe zu thun. Ich ging jedoch auf den Prinzen zu, machte ihm meine Reverenz, wünschte ihm Glück zu dem Friedensschluss und dankte für die gute Behandlung der Gefangenen. Ich hatte einen bleichen, etwa 18 jährigen jungen Mann vor mir. Er antwortete mit den üblichen Gemeinplätzen: «Ja jetzt sind die beiden Reiche vereinigt» — u. s. w. Ich sprach nun von den romanischen Knaben und dem deutschen Mädchen, die sich bei ihm befanden, er schwor bei dem Haupte seines Vaters, des Schah, die letztere sei todt. Ich bemerkte darauf, er sei falsch berichtet, und ich würde Ispahan ohne diese Gefangene nicht verlassen, was ihn zu dem Versprechen bewog, Nachforschungen anstellen zu lassen. Der Prinz wechselte dabei wiederholt die Farbe — er war an eine solche Dreistigkeit nicht gewöhnt. Der Ceremonienmeister zog erschrocken meinen Dolmetscher während der Uebersetzung meiner Worte am Aermel. Bevor ich das Palais verliess, besuchte ich noch einmal den Vetter des Schah und sprach mit ihm von den erwähnten Gefangenen. «Sie verlangen von uns auch die Todten», antwortete er mir: «und so werden diese wohl auferstehen müssen.»

Auf dem Platz vor dem Palais fand ich das Bataillon russischer Kriegsgefangener, von dem schon in Teheran die Rede gewesen, der Prinz hatte den Leuten anzeigen lassen, dass sie frei seien. Das mit Flinten bewaffnete Bataillon, das bisher als Schutzwache des Palais gedient hatte, empfing mich mit freudigen Begrüssungen und präsentirte mir das Gewehr. Ich hielt eine kleine, den Umständen angepasste Rede und sah mit Vergnügen den Enthusiasmus der braven Soldaten. Nach der Besichtigung der Kranken kehrte ich nach Hause zurück.

Eine der grössten Plagen, die ich zu erdulden gezwungen bin, sind die Besuche, mit denen man mich beehrt. Fremde Negozianten und einheimische Würdenträger wechseln sich ab; die Herren haben viel zu fragen und zu erzählen und langweilen mich sehr. Und dabei die Geschäfte! Jetzt verlangt die Regierung, die Gefangenen sollten in Etappen von täglich 40 Werst ohne Rasttag zum Lande hinaus, der mitgegebene Firman des Schah verlange es so. Ich antwortete den Khan's, dass sie sich zum Teufel packen sollten mit ihrem Firman und dem, der ihn geschrieben, ich könne meine Leute nicht opfern, und würde aus eigener Machtvollkommenheit befehlen, kürzere Märsche zu machen und beliebige Rasttage zu halten. Man will nun das dem Firman beifügen. Ich musste einen Spazierritt machen, um mich von der Aufregung zu erholen. Zum Abendessen war ich zu Mamath-Riza-Khan eingeladen, wo ich eine grosse Gesellschaft vorfand, unter Anderen den einfältigen Vetter des Schah. 50 Talglichter erhellten den Saal. Für mich stand ein Sessel in der Mitte des Gemachs, und man gab mir sogar einen Löffel. Widerliche Schmeicheleien bildeten den Hauptbestandtheil der Unterhaltung. Als ich mich zum Aufbruch bereitete, nahm der Wirth mich und meinen Mehmendar bei Seite. Alles, was die Soldaten brauchten, sollte mir am folgenden Tage geliefert werden, auch die armenischen Knaben sollten kommen. Aber das deutsche Mädchen wurde hartnäckig für todt ausgegeben, ich müsse mich mit einem Schein darüber begnügen. Welch ein Volk, diese Perser! Es wurden mir in der That drei Knaben zugeführt, aber auch hierbei wollte man mich betrügen; sie waren nicht einmal russische Unterthanen, und der Eine, den unsere Soldaten kannten, und der sich zu seinen Eltern zurücksehnte, war nicht dabei. Ich war empört über die niedrige Gesinnungsweise des Prinzen und erklärte, sofort einen Rapport an meinen Chef absenden und ihn bitten zu wollen, die vornehmsten persischen Gefangenen in Russland zurückhalten zu lassen. Ich begab mich zu Mamath-Riza-Khan, um ihn zur Rede zu stellen — seit acht Tagen in Ispahan, hatte ich im Grunde noch nichts gethan. Er wollte mich eines Unwohlseins

wegen nicht empfangen, musste aber meinem dringenden Verlangen nachgeben, und behauptete nun, der armenische Knabe sei nach Teheran geschickt worden. Ich erklärte ihm geradezu, das sei nicht wahr und mein Rapport an den General würde abgehen. Er versprach darauf, neue Nachforschungen anstellen zu lassen. Die versprochenen Effekten für die Soldaten waren unterdess angekommen, und ich besuchte meine Leute, was ihnen Freude zu machen schien. Sie baten mich, so bald als möglich abzumarschiren; Gott weiss es, dass ich diesen Wunsch von ganzer Seele theilte.

Bald darauf erhielt ich von Mamath-Riza-Khan den Todtenschein des deutschen Mädchens und die Nachricht, der kleine Armenier sei gefunden und der Prinz wünsche mich zu sehen. Dieser schickte mir Geschenke—einen recht schönen turkmenischen Hengst und vier Stücke eines golddurchwirkten Stoffes. Ich blieb jedoch standhaft — keine Audienz vor der Rückgabe des Knaben! — Nun versichert man mich, er würde mir bei meiner Abreise ausserhalb der Mauern der Stadt ausgeliefert werden—auch das kam mir verdächtig vor und ich lehnte es ab. Da erschien endlich der Knabe und erklärte — er wolle nicht fort! Seine Eltern könnten, wenn sie es wünschten, ihn hier besuchen. Ich war empört! was hatte der Bengel mir für Unannehmlichkeiten verursacht! Ich liess ihn zum Hause hinausjagen und bekümmerte mich nicht weiter um den kleinen Bösewicht. Man benachrichtigte mich, dass der Prinz mich erwarte. Er empfing mich dieses Mal in einem Pavillon und winkte mir zu, hineinzutreten. Zum Sitzen aufgefordert, erhob ich mich erst, als ich ihm meine Dankbarkeit ausdrücken wollte für den Edelmuth, den er durch Auslieferung des Knaben bewiesen, und für die Geschenke, Alles das mit den üblichen persischen Lügenphrasen. Auf seine Frage, ob ich noch etwas brauchte, er sei bereit, Alles zu liefern, wiederholte ich meine Danksagungen und verliess ihn. Auf dem Rückwege durch den Garten betheuerte mir der Ceremonienmeister, es sei noch Niemand mit solcher Auszeichnung empfangen worden; auch der englische Gesandte Macdonald, der im vorigen Jahr mit grossem Gefolge hergekommen, habe sich nicht setzen dürfen.

Ich war nun endlich so weit, den Abmarsch des Bataillons auf morgen festsetzen zu können, aber die Regierung verursachte einen neuen Aufschub — nicht Alles war geliefert, was sie zu liefern sich verpflichtet hatte. Es ist der Natur der Perser zuwider, zuverlässlich zu sein. Einen ganzen Tag musste ich auf die Zelte warten und die Lastthiere waren nur zum Theil angelangt. Ich befahl sogleich Soldaten zum Empfang derselben herzuschicken und das ganze Bataillon mit dem Gepäck in meinem Garten zu versammeln. Eine Stunde später erschienen die Leute freudestrahlend. Unterdess liess ich meine Sachen packen und schickte nach einem neuen Mehmendar. Aber die Thiere kamen nicht — bis die Polizei sich auf den Markt begab und alle Esel zusammentrieb, die sich vorfanden. Eine exemplarische Regierung! Aber die Massregel verfehlte ihre Wirkung nicht; ich erhielt, was ich brauchte. Jetzt waren die Soldaten ohne Brod und mussten ihre Vorräthe angreifen, meine Diener waren betrunken und zankten sich; überall Unannehmlichkeiten! Ich besichtigte noch einmal das Bataillon, und streckte mich dann, meinen Sattel unter dem Kopf, zum Schlafen auf das Gras.

In der Frühe des neunten April weckte mich das freudige Lärmen der Soldaten, die singend ihre Maulthiere bepackten. Um 7 Uhr war Alles fertig. Ich empfahl ihnen, sich auf dem Wege gut aufzuführen, die Strapazen zu ertragen und die strengste Disziplin aufrecht zu erhalten. «Geht mit Gott,» sagte ich zum Schluss, «in Zengan hole ich Euch ein.» — Ich selbst musste noch einmal nach Teheran zurück. — Von dem Dach meines Hauses folgte ich lange dem Abmarsch mit den Augen — meine Blicke fielen zufällig auf den Friedhof der Russen — meine armen Landsleute! Schakale werden Eure Knochen hervorscharren, während die Kameraden froh in die Heimath zurückkehren! —

Eine Stunde später verliess auch ich mit einem wahren Vergnügen mein Palais, nachdem ich den Polizei-Dienern, meiner Garde und den Gärtnern 30 Dukaten geschenkt. Um den Umweg durch die Ruinen zu vermeiden, nahm ich meinen Weg über den grossen

Bazar, den ich noch nicht gesehen. Er ist schön und sehr rein gehalten, vor allem die Restaurants. Von keiner Seite hörte ich einen beleidigenden Zuruf, während wir in Teheran, Zengan und Kasbin mit Steinen beworfen worden waren. Der arabische Hengst, den ich mir angeschafft hatte, wurde mir sehr unbequem durch sein Feuer, ich bestieg später den turkmenischen Hengst, das Geschenk des Prinzen, — auch dieser gab sich unfänglich viel Mühe, mich abzuwerfen, fügte sich aber dann in sein Schicksal. In Betreff der Herbeischaffung von Lebensmitteln war die Reise sehr beschwerlich — der Befehl des Prinzen, mich mit Allem zu versorgen, war ein Beispiel persischer Dummheit; man sollte mir z. B. täglich 120 Pfd. saurer Milch, 11 Pfd. Brod und 6 Pfd. Fleisch liefern, während wir Alles in Allem 11 Personen zählten. Ich schickte daher einen Mann voraus, um das Nöthige einzukaufen.

Den 11. machte ich von einem Nachtlager aus einige Werst zu Fuss und bemerkte bald, dass der Weg nicht derselbe war, den ich schon einmal gemacht, aber mein Mehmendar und der Maulthiertreiber mussten das besser wissen. Erst nachdem wir etwa 20 Werst zurückgelegt, überzeugte ich mich, dass wir irre gegangen waren. Die Leute kannten ihr eigenes Land nicht! Ich musste nun selbst den Führer machen, schlug die Richtung ein, die mich meiner Ansicht nach auf den rechten Weg führen musste, und hatte mich nicht geirrt. So ging es langsam weiter. Ich durfte mein Gepäck nicht verlassen, um es nicht der Habgier der Räuber auszusetzen, und ruhte bald in einem Karavan-Sarai, bald in einem Dorf, wo das schöne Geschlecht mich noch weniger scheu und wie einen alten Bekannten behandelte. Wo der Befehl des Prinzen von Ispahan in Betreff meiner Beköstigung unbeachtet blieb, was nicht selten geschah, half ich mir mit Geld und wurde dann besser versorgt, als durch Requisitionen. In Kaschan war mein Mehmendar sogar geprügelt worden, weil er Lebensmittel und Wohnung für mich verlangte; ich drohte, die Sache vor den Schah zu bringen, worauf der schuldige Bek zu Kreuze kroch und mir seinen Kopf zur Disposition stellte.

Ich hatte so viel von den berühmten Gärten von Fin gehört; bis zu dem Schloss hatte ich etwa 7 Werst zurückzulegen und hielt in dem Dorfe Fin, das fast nur aus Gärten und Mühlen besteht. Der Eintritt in die Besitzung des Schah überraschte mich. Düstre Cypressen und riesige Palmen in langen Reihen, die schönsten Blumen, vergoldete Pavillons, wohin man blickt. Das Bemerkenswertheste aber ist das krystallhelle Wasser. Mit blauen Kacheln gepflasterte Kanäle durchkreuzen den Garten in allen Richtungen, oft Bassins mit Springbrunnen bildend; in einer Tiefe von 2 Ellen konnte man eine Stecknadel unterscheiden. An einem der Bassins steht ein kleines, mit dem ganzen orientalischen Luxus eingerichtetes Gebäude. Von dort sieht der Schah, auf einer erhöhten Ottomane ruhend, durch die offene Thür den Spielen seiner überaus leicht gekleideten Frauen zu. Das wunderbare Wasser, das im Winter lauwarm und im Sommer kalt ist, und dem man Heilkräfte zuschreibt, erregte mein Verlangen, ein Bad zu nehmen. Nach demselben kehrte ich sehr zufrieden in das Dorf zurück.

In den Karavan-Sarai's war es bisweilen so voll von Reisenden, dass ich eines Abends mein Bett und mein Gepäck auf das Dach tragen liess. Dort wandelte ich lange im hellen Mondschein, und trübe Gedanken durchzogen mir die Seele. Meine ungewisse Zukunft, die unvermeidliche Veränderung in meinen Dienstverhältnissen, der Krieg mit der Türkei; Alles das lastete beunruhigend auf mir. Werde ich immer diese herumziehende Lebensweise führen, ohne Protektion bleiben, nie das ruhige Glück eines Familienvaters geniessen! Ihr glücklichen Sterblichen, die Ihr die von einer solchen Lage hervorgebrachte Herzensleere nicht kennt, wie beneide ich Euch!

Den 18. April erreichte ich endlich die letzte Station vor Teheran und freute mich, morgen wenigstens einen Europäer, Mac-Neil, zu sehen, und zu erfahren, wie es in Europa aussieht. In dem letzten Karavan-Sarai musste ich für das Brod und die saure Milch für meine Leute, zwei Hühner und das Futter für meine Pferde 30 Rubel bezahlen. Man erzählte mir bei dieser Gelegenheit, der

*

Schah nehme von dem Schenkwirth eines jeden derartigen Gebäudes jährlich 300 Tomans. Da müssen die Leute wohl zu allen Mitteln greifen, um die Habgier des Herrschers zu befriedigen.

Den 19. April um 12 Uhr war ich an den Thoren von Teheran, und wurde von einem Würdenträger und Polizei-Mannschaft zu dem Hause geleitet, das ich mit der Gesandtschaft bewohnt hatte. In meinem Zimmer dankte ich Gott, meine Gesundheit, meine Kräfte und meine Geduld mir in allen Widerwärtigkeiten der Reise erhalten zu haben. Kaum war ich angelangt, als sich ein Kriegsgefangener mit seinem Weibe meldete, die obdachlos angekommen und von Mac-Neil beherbergt worden waren. Vier andere folgten bald, welche die Regierung aus Sultan-Abad hatte kommen lassen, drei Unteroffiziere, von denen zwei aus adeligen Familien, und ein Soldat; sie sprachen mit Dankbarkeit von der guten Behandlung, die sie in Persien gefunden.

Unter den eingetroffenen Briefen waren Befehle Rosen's in Betreff der Gefangenen in Kasbin. Er hätte sie selbst viel leichter haben können, da er die Liste besass, überliess aber mir die Last der Verantwortlichkeit. Ich musste sofort meine Besuche bei den Ministern machen, und kehrte, nachdem ich meinen Magen mit schlechtem Thee und gutem Kaffee überschwemmt und 20 Wasserpfeifen geraucht, in meine Wohnung zurück. Interessanter war mir am folgenden Tage ein Besuch bei meinem Engländer. Die Frau erzählte mir in schlechtem Französisch, es sei in England Sitte, die alternden und hässlichen Mädchen nach Indien zu transportiren und sie dort zu verheirathen. Ich war so höflich, nicht daran zu zweifeln. Ihre Geschichten aus den Harems trugen mehr den Stempel der Wahrscheinlichkeit. Hass und Intriguen herrschen in den Frauengemächern, es hat Beispiele von Vergiftungen aus Eifersucht gegeben. Mann kann sich nicht vorstellen, wie weit die Unwissenheit und Beschränktheit der persischen Frauen geht; sie haben keine Idee von dem, was ausserhalb des Harems geschieht.

Am folgenden Morgen besuchte ich den Kriegsminister und verlangte von ihm die Auslieferung der armenischen Gefangenen. Er

schwor, dass ihm Keiner bekannt sei. Ich drohte mit dem Zurückhalten persischer Gefangener in Russland — worauf er jedoch nur antwortete, er würde sich freuen, seine Verwandten im Dienste des russischen Kaisers zu wissen. Auf dem Wege nach Hause warf sich mir ein grusinischer Knabe zu Füssen, in heller Freude, nun seiner Rückkehr in die Heimath gewiss zu sein.

Ein Besuch bei dem Minister Manatam-el-Dowle hatte ebenfalls keinen Erfolg. Ich sagte ihm endlich — das einzige Mittel, die Auslieferung unserer Leute zu erlangen, sei, sämmtliche in Gefangenschaft gerathenen persischen Grossen in russische Festungen zu sperren — die Verwandten würden dann gewiss die zurückgebliebenen Russen aufsuchen und für ihre Rückkehr sorgen. Der Alte zuckte die Achseln.

Den 24. April glaubte ich endlich meiner Abreise nah zu sein, der Firman war unterzeichnet, mein Mehmendar ernannt, und ich hatte die Liste der in Teheran befindlichen Gefangenen der Regierung zukommen lassen. Schon am frühen Morgen hatte Mac-Neil bei den Ringkämpfern vorgesprochen und wir machten uns auf den Weg dahin. Das Schauspiel, das sich mir darbot, war in der That neu und interessant. In einem gewölbten, sein Licht von oben empfangenden Raum befand sich eine weite viereckige Vertiefung für die Kämpfer, auf erhöhten Plätzen an der Mauer liessen sich die Zuschauer nieder. Nur mit einer Art Badehöschen bekleidete Männer spielten bei den Tönen einer wehmüthigen Musik mit kurzen, aber dicken und sehr schweren Knitteln, während Andre, auf dem Rücken liegend, mit den Händen schwere Bretter hoben und senkten. Die Leute waren mir alle schön vorgekommen, solange der Kämpfer des Schah fernblieb; als aber dieser auftrat, hatte ich nur Blicke für ihn, — einen vollkommenergestaltenen menschlichen Körper hatte ich nie gesehen. Auch er spielte zuerst mit den Knitteln und zwar mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, und gab dann das Zeichen zum Ringkampf. Ein Greis deklamirte ein Heldengedicht und rief Gott um Beistand an. Die beiden Gegner mussten sich auf die Erde

werfen, die sie zweimal küssten; dann begrüssten sie sich, gaben einander die Hand und begannen den Kampf. Der Ringkämpfer des Schah machte den Anfang; er wählte einen nach dem anderen seine Gegner, die ihm die Hand küssten, als Zeichen der Anerkennung seiner Uebermacht. Und darin hatten sie Recht, keiner von den zehn Erwählten beschäftigte den Herkules länger, als eine Minute Ich bewunderte seine ausserordentliche Kraft. Ihm folgte sein weniger starker Neffe, den jedoch von zwanzig Gegnern nicht Einer auf die Erde werfen konnte. Zum Schluss wurde ein Tanz aufgeführt, bei welchem die Männer schwere eiserne Bogen mit Leichtigkeit schwenkten. Ich verliess befriedigt den Raum, der mir das Interessanteste geboten, das ich in Teheran gesehen. —

Es war als wollten die Leute mir zum Possen die Gefangenen zurückhalten, und ich beschloss Manatam-el-Dowle's Wohnung nicht mehr zu verlassen, ohne erreicht zu haben, was ich verlangte. Ich fand ihn zu Hause und erklärte ihm meine Absicht, die Nacht bei ihm zu bleiben. Das halt — nach langem Harren nahm ich die Leute in Empfang. Ebenso machte ich es mit dem Sardar-Hussan-Kuli-Khan und erlangte die Befreiung zweier Frauen, die ich zu mir nach Hause schickte. Die ausgelieferten Gefangenen empfingen mich bei meiner Rückkehr mit Segenswünschen. — Endlich nach vier langen Tagen, während welcher ich immer gehofft hatte abreisen zu können, war ich den 28. April so weit. Die Lastthiere waren erschienen, Alles wurde gepackt und aufgepackt, und wir zogen ab. Nach einer Reise von drei Tagen traf ich in Kasbin ein. Hier begannen die Verhandlungen in Betreff der Gefangenen von Neuem. Ich musste unter Anderm persönlich bis zu zwei Armenierinnen dringen, um mich zu überzeugen, dass sie nicht in ihr Vaterland zurück wollten, und in der That: die Eine war in der Hoffnung, die Andere hatte der christlichen Religion abgeschworen, und Beide weigerten sich, mich zu begleiten. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen zog ich weiter. Ich fühlte, dass all' die unaufhörlichen Unannehmlichkeiten schliesslich einen höchst unliebenswürdigen Menschen aus mir gemacht hatten;

bei dem geringsten Widerspruch fuhr ich auf und hätte gern auf die niederträchtige Person losgeschlagen; die Langsamkeit und Apathie meiner Leute trug auch nicht wenig dazu bei, meine üble Laune zu steigern.

In Kheir-Abad sollte ich noch mehrere Gefangene finden; es waren ihrer jedoch wenige, und die meisten Verdriesslichkeiten machte mir, wie gewöhnlich, mein Dringen auf die Auslieferung deutscher Mädchen, wobei ich mich nicht enthalten konnte, nach meiner jetzigen Art zu schreien und zu wüthen. Ueber eines derselben sollte ich wegen angeblicher Abwesenheit ihres Herrn nur einen Schein erhalten, mit dem Versprechen späterer Nachsendung, aber in der Frühe erschien sie selbst, und wurde von einem Kosaken in den Sattel gehoben. In dem nächsten Dorf kaufte ich, natürlich für den doppelten Preis, ein grosses Fuhrwerk, um meine Frauen und Kinder, für die ich nicht Reitpferde genug hatte, bequemer weiter zu transportiren. Ich sollte bis zum Nachtlager noch 56 Werst zurücklegen, und Hindernisse aller Art hielten mich auf. Das Fuhrwerk fiel um, ohne, Gottlob, den Insassen Schaden zu thun; dann zerbrach es und musste wieder in Stand gesetzt werden; dann entfloh unser Führer, und ich musste mich selbst orientiren. Auf diese Weise kam ich erst in dunkler Nacht nach Abhars, wo eine grössere Anzahl Gefangener meiner mit Ungeduld harrten, und mich mit rührender Freude empfingen. Ich verliess meine Karavane auf dem Weitermarsch nicht, in der Ungewissheit, ob ich mein Bataillon in Zengan finden würde; aber niemand konnte mir etwas von demselben sagen. Ein fürchterliches Gewitter brach los, von Sturm und Hagel begleitet, ich musste auf der Strasse stehn bleiben und dem Unwetter den Rücken kehren, weil die Thiere nicht einen Schritt vorwärts konnten; — in diesem kritischen Moment begrüsste mich eine bekannte Stimme in russischer Sprache, und ich erblickte zu meiner grossen Freude einen dem Mehmendar des Bataillons als Diener beigegebenen Landsmann. Er sagte mir, die Leute würden heute ankommen. — Die Vorsehung hatte uns an einem und demselben Tage hier vereinigt. Bis auf die

Haut durchnässt erreichte ich meine Wohnung in Zengan. Das Bataillon ist in Gefahr gewesen, seinen Untergang auf der Reise zu finden; in einem Dorf wurde es mit Steinwürfen und sogar mit Dolchstössen empfangen; 70 Mann wurden verwundet, von denen einer gestorben ist. Wäre ich selbst einem solchen Angriff ausgesetzt gewesen, so wären wohl einige Perser gefallen, aber ich hätte die Abwehr mit dem Leben bezahlt. Die Leute wurden in meinem Karavan-Sarai untergebracht und ich besuchte sie; freudig begrüsst, versprach ich ihnen, dass es ihnen von nun an besser gehen würde.

Den 8. wollte ich nach einem Ruhetage weiter ziehen, aber die Lastthiere fehlten noch, obgleich der Prinz mich sehr gnädig empfangen, mir ein Reh, Confitüren und ein ganzes Abendessen geschickt, und mir jede Hülfe zugesagt hatte. Versicherten die Eseltreiber, sie seien vollzählig da, so fehlte die Hälfte. Dabei drang der Vizir auf meine Abreise, und drohte sogar, die Lieferung der Lebensmittel einzustellen, wenn ich noch länger blieb. Das brachte mich in Wuth. Ich eilte in das Palais und traf den Vizir in seiner Kanzlei inmitten einer Menge von Menschen. In Gegenwart sämmtlicher Anwesenden sagte ich ihm die härtesten Sachen, und fragte ihn, wie er sich unterstanden habe, eine solche Drohung auszusprechen. Er entschuldigte sich mit seiner Unwissenheit des wahren Standes der Dinge, hatte geglaubt, unseren Aufenthalt einer Laune des Mehmendar zuschreiben zu müssen und befahl sogleich, uns Vorräthe zu bringen. Will man in Persien zu etwas gelangen, so ist Grobheit das beste Mittel. Dann eilte ich in den Karavan-Sarai und zählte selbst die Lastthiere; es fehlten noch sieben, die ich sofort herbeizuschaffen befahl. In meinem Leben habe ich nicht soviel mit Eseln zu thun gehabt als hier.

Am Nachmittage des 9. Mai konnten wir endlich Zengan verlassen. Das Wetter war schön, ich liess die Sänger an die Spitze treten und bei dem Klange russischer Lieder begleitete ich das Bataillon längere Zeit zu Fuss. Vor Akh-kont, wo sich ein russisches Hospital befand, verliess ich meine Leute auf halbem Wege,

um die Kranken zu besichtigen. Es war alles in Ordnung; was mich beunruhigte, war die wachsende Zahl meiner Kranken, die in zwei Tagen von 20 auf 50 gestiegen war. Der Grund blieb mir unerklärlich. Die Beköstigung war gut — ich handelte als Sieger und liess den Soldaten das Beste zukommen; sie trugen kaum ein halbes Pfund und machten die Hälfte des Weges auf Eseln. Sie wurden gewiss nach Kräften geschont.

In Turkmantschai wies man mir die Wohnung an, die Abas-Mirza während der Friedensverhandlungen inne gehabt hatte; ich schlief in dem Zimmer, das Zeuge der Unterzeichnung des Traktats war, der dem Kriege ein Ende machte. Da die Luft und die Lebensmittel gut waren, beschloss ich hier einen Rasttag zu halten, um so mehr, da die Lastthiere gewechselt werden mussten. Mein Tagebuch wurde allmählig weniger ausführlich; tägliche Unannehmlichkeiten aufzuzeichnen, an die man nicht gern erinnert wird, erschien mir als eine undankbare Arbeit.

Auf dem Wege nach Seyd-Abad sah ich Abas-Mirza's Lustschloss wieder, d. h. die Ruinen derselben; sogar der Garten ist verschwunden, die prachtvollen Bäume fielen unter den Axtschlägen unserer Soldaten. Diese Erinnerung an den Krieg ist aber auch die einzige seit Mianah. — Die Dörfer und Saatfelder sind unberührt, und die Bewohner grüssten mich freundlich.

Langsam näherte ich mich mit dem Bataillon der Stadt Tauris; ihre Wälle, die ich mit persischen Kanonen gespickt und dann von russischen Wachtposten besetzt gesehen hatte, waren leer. Eine Menge interessanter Briefe erwarteten mich, — unter anderen die Benachrichtigung, dass ich dem Garde-Generalstab beigezählt sei; das gab mir die Befriedigung, hinlänglich belohnt zu sein für den persischen Feldzug. Eine Ueberführung zur 2. Armee wurde mir in Aussicht gestellt. Den Türken war der Krieg erklärt. Unsre Truppen hatten die Donaufürstenthümer besetzt, die Garde hatte St. Petersburg verlassen. Mein Aufenthalt in Tiflis konnte unter solchen Verhältnissen keine lange Dauer versprechen.

In Tauris erlebte ich eine der beunruhigendsten Widerwärtigkeiten der Reise. Es befanden sich in der Stadt einige russische Deserteure, und man benachrichtigte mich, dass sie die Absicht hätten, meine Soldaten zum Verlassen des Bataillons und zum Zurückbleiben in Persien zu überreden. Ich nahm sofort meine Massregeln: das Quartier meiner Leute wurde mit Wachen umstellt und niemand durfte hinaus. Am schwierigsten ging es mit den verheiratheten Soldaten, die vereinzelt wohnten. Ich befahl, sie sämmtlich in das Haus zu bringen, das ich selbst bewohnte; durch die Deserteure betrunken gemacht, verweigerten sie dem Unteroffizier Gehorsam und Einer kam sogar zu mir und sprach seinen Wunsch aus zurückzubleiben; ich liess ihn sogleich binden, versammelte die Uebrigen und fragte sie, nach einigen Hieben mit der flachen Klinge, wer von ihnen meinem Befehl nicht gehorchen wollte. Von allen Seiten ertönte die Bereitwilligkeit, in mein Haus zu ziehen. Ich hatte Mühe, mich von der gewaltigen Aufregung zu erholen. Am folgenden Morgen hatten die Dinge ein besseres Aussehen genommen; ich liess das Bataillon im Karavan-Sarai zusammentreten, dankte für die bisherige gute Führung, warnte vor künftigen Ausschreitungen und erinnerte an die Gnade des Kaisers, der befohlen hatte, die Leute zu befreien und in die Heimath zurückzuführen. Ihr Enthusiasmus schien ungekünstelt.

Meinen fortwährenden Bemühungen zum Trotz musste ich von einem Tage zum anderen in Tauris bleiben — die sich stets wiederholende Plage mit den Lastthieren brachte mich auch hier zur Verzweiflung, die Furcht vor den Einflüsterungen der Deserteure liess mir Tag und Nacht keine Ruhe. Eine Autorität wies mich zur anderen, und von keiner kam Hülfe; die Herren hatten sich gezankt, und ein Dritter, der seine Stimme zu meinen Gunsten erhoben, floh sogar nach Russland aus Furcht vor den Dolchen seiner Landsleute. Endlich am 23. Mai war ich mit der nöthigen Zahl von Lastthieren, Kameelen, Mauleseln und Eseln versehen, und konnte abmarschiren. Es fehlte mir, dem Himmel sei Dank, nur ein einziger Deserteur.

Noch fürchtete ich das erste Nachtlager, aber auch dieses blieb ohne Verlust. Ich glaube nicht, mich zu irren, wenn ich den guten Geist der kleinen Truppe der Art zuschreibe, in welcher ich die Leute behandelte — bei sehr selten angewandter, gerechter Strenge war ich stets freundlich und theilnehmend; mit der Strenge allein richtet man bei den russischen Soldaten nichts aus, ermunternde Anreden zu rechter Zeit aber erwecken seine Eigenliebe.

Langsam zogen wir unter Vorschritt der Sänger weiter. Aber die gute Laune dauerte nicht lange. Der Himmel verfinsterte sich und ein fürchterliches Unwetter brach los. Wir mussten stehen bleiben, die armen Leute konnten sich nicht einmal setzen und standen einer an den andern gelehnt. Die Dunkelheit wurde so intensiv, dass ich die Ohren meines Pferdes nicht mehr zu sehen vermochte und da die Gegend mit schlammigen Canälen durchzogen ist, so wurde die Fortsetzung des Marsches höchst gefährlich. Noch hundert Schritte wurden versucht, dann überzeugten wir uns von der Nothwendigkeit, die Nacht im strömenden Regen zuzubringen. Ich stieg auf einer gepflasterten Brücke vom Pferde, nahm meinen Sattel unter den Kopf, und versuchte liegend zu schlafen, aber die Kälte zwang mich aufzustehen und auf und niederzugehen, um mich zu erwärmen. Die Sorge um die unglücklichen Kranken lag mir schwer auf dem Herzen, man darf sich jedoch nicht zu sehr den Gefühlen der Menschenliebe hingeben, wenn die Hülfe platterdings unmöglich ist. Mit Freudenrufen wurde die Morgenröthe begrüsst, ich gab das Zeichen zum Aufbruch und marschirte so schnell als möglich mit den armen durchnässten und frierenden Leuten vorwärts, und war glücklich, sie um 9 Uhr in den Ställen eines Dorfes unterbringen zu können.

Ich übergehe die Schwierigkeiten, die sich dem letzten Rest meiner Reise entgegensetzten, — das Ausbleiben der Lastthiere, die Mühe, den Mundvorrath für die Leute herbeizuschaffen, die sehr beschwerlichen Wege und dergleichen. In Maranda gerieth ich sogar in einen bewaffneten Volksaufstand, und wäre fast von einem

Stein getroffen worden. Nun aber ging es der russischen Grenze zu; ich musste noch einen Umweg machen, um Abas-Abad zu erreichen, da man den Arax nur auf einer einzigen Fähre passiren kann. Aber jenseits erblickte ich das erste russische Zelt! Der Uebergang wurde schneller bewerkstelligt, als ich gehofft, die Pferde erreichten das Ufer schwimmend und mit Entzücken setzten wir den Fuss auf russischen Boden.

Die erste Stunde nach unsrer Ankunft in der Festung Abas-Abad war keine erfreuliche. Der Komandant Major von B. war der beschränkteste Kopf, den ich je gesehen. Der Empfang, den er den Leuten zu Theil werden liess, that mir wehe; es war mir, als seien wir erst jetzt in ein fremdes Land gekommen. — Ich übergab die Gefangenen nach einer Liste, und meine Befehlshaberschaft hatte ein Ende; meine armen Untergebenen aber mussten bis zum Abend in der glühenden Sonnenhitze stehen, sogar ohne Brod. Ich lieferte ihnen Fleisch auf meine eigenen Kosten. Alles wurde besser, als General Merlini eintraf, der mir für das frische Aussehen der Leute dankte. Die befreiten deutschen Frauen schickte ich nach Nachitschevan voraus, und folgte bald. Man muss in Abas-Abad gewesen sein, um das Bild eines schaudererregenden Aufenthalts zu haben; der Ort scheint von Gott verdammt und sogar die Menschen nehmen einen infernalischen Charakter an. — Mein Auftrag in Persien war mit Gottes Hülfe ausgeführt und in acht Tagen hoffe ich in Tiflis zu sein.

* * *

In Kotzebue's Dienstformular steht über diese Episode seines Lebens: «War zum Austausch der Gefangenen nach Teherân und Ispahan kommandirt, und brachte 1200 Mann von Ispahan nach Abas-Abad; 16. Februar bis 9. Juni 1828.

Gedichte

von

Dagobert.

Sommernacht.

O Sommernacht mit deinem Zauberweben,
Du rufst aus alter Zeit zurück ins Leben
Erinnerungen, die schon lange schliefen,
Vergessen in des Herzens tiefsten Tiefen.

Verweilt bei mir, ihr lieblich milden Lüfte,
Ihr bringt mir längst verwehte Blumendüfte
Und längst verklung'ne Töne süsser Lieder
In reiner Klarheit vor die Seele wieder!

Das Lied.

Süss und verlockend dein goldener Klang,
Weich und melodisch dein träumender Sang,
Biegsam die Seele, geschmeidig dein Leib —
Klagendes — flehendes — jauchzendes Weib!

Einst und jetzt.

Einst war es Lenz, die Sonne schien,
Leicht schwebt' ich über Blüthen hin —
Einst war es Lenz — ein Windhauch strich
Um Veilchenduft — Du liebtest mich!

Jetzt ist es Herbst, der Nebel steigt,
Oed ist es rings — der Lenz entweicht
Jetzt ist es Herbst, mir ins Gesicht
Weht kalt der Wind — Du liebst mich nicht. —



Gedichte

von

* *
*

Rechtfertigung.

So manchen wundert's, dass der Dichter
Den Frühling gar so oft besang,
Dass Baum und Blüthenangesichter
So häufig geben einen Klang!
Was soll die wundersame Klage?
Hast du es denn erfahren nicht?
Es hat der Frühling viele Tage
Und jeder Tag ist ein Gedicht!

Und wenn du schreitest durch die Auen,
Dich blicken rings die Gräser an,
Die alle auf gen Himmel schauen,
Um den die Sonne Strahlen spann,
Und alle still in Wonne glühten
Und baden sich im Sonnenlicht!
Es hat der Lenz viel tausend Blüthen,
In jeder schlummert ein Gedicht!

Dort winkt mit seinem Thaugefunkel
Im Frühlingskleid der junge Wald,
Tief tauchst du in das lausch'ge Dunkel,
Aus welchem Lenzesjubel schallt
Und leise spinnen sich die Träume,
Verklärend dir das Angesicht!
Es schmückt der Lenz viel tausend Bäume,
Ein jeder rauschet ein Gedicht!

Vom Berge eilt in frohen Sprüngen
Der Bach hinab ins Waldesthal,
Er hört das helle Frühlingsklingen
Und scherzet mit dem Sonnenstrahl.
Er tanzet über moos'ge Schwellen
Und klettert durch die Büsche dicht,
Es weckt der Lenz viel tausend Wellen,
Auf jeder schaukelt ein Gedicht!

Am Bache, in den Himmelsräumen
Und wo der Wald die Herrschaft hält,
Da wieget sich auf Strauch und Bäumen
Der Vögel selig munt're Welt.
Sie alle in einander fahren,
Und jauchzen in das Frühlingslicht,
Es hat der Frühling Vogelschaaren
Und jeder schmettert ein Gedicht!

Und tritt der Dichter aus dem Walde
Und schreitet träumend durch die Flur,
Erwachen rings in Berg und Halde
Die tausend Stimmen der Natur.
Er hört dann alle Blumen sprechen,
Die Wellen und die Gräser dicht,

Aus allen Zweigen sieht er's brechen
Und jedes kündet ein Gedicht!

Soll er allein von allen schweigen
Im morgengoldnen Frühlingstag?
Da sich die kleinen Pflanzen neigen,
Kein wachend Wesen trauern mag?
Drum nach den Wolken, zu den Lüften,
Erhebt er froh das Angesicht,
Umgaukelt von den Wiesendüften,
Und spricht sein sehnend Lenzgedicht!

Sonnenuntergang.

Wenn auf der Sonne Scheiden
Geruht dein letzter Blick,
So bleibt in deinem Auge
Ein Strahl davon zurück.

Wenn deines Glückes Sonne
Auf immer unterging,
So bleibt in deinem Herzen
Ein Strahl, der sich verfing.

Am Gestade.*)

Märchen

von

Lilly Baronin von Vietinghoff.

Die Lampe wollte heute nicht mehr hell brennen wie sonst und die Arbeit war so besonders fein und mühsam. Die fleissigen Finger der blonden Stickerin hielten einen Augenblick mit der kunstreichen Beschäftigung inne. Das Mädchen seufzte. «Wenn nun dieses Leinenzeug fertig ist, dann noch acht gleiche und ich kann hundert Thaler beisammen haben. — Wie Paul wohl staunen wird.»

Die Gedanken flogen fort zu Paul. Zu einem kleinen Paul, der, wenn er das Schulränzel abgeworfen hatte, mit ihr selbst, einem kleinen Mädchen, hinausprang in den grossen Rosengarten; zu einem grösseren Paul, der lang und schlank und schüchtern ihr Abends Verse und Geschichten vorgelesen und zu Weihnachten ihr ein himmelblaues Band und Geibels Gedichte geschenkt hatte; zu einem stattlichen, bärtigen Paul, der die bunte Studentenmütze auf dem Kraushaar, neben ihr gesessen unter dem Apfelbaum, ihre Hände gefasst und leise gesagt hatte «Liebe, liebe Anna!»

---

*) Erstmalig erschienen in der Zeitschrift «Quellwasser für's deutsche Haus» № 42. XI. Jahrgang, 1887.

Das Mädchen schrak zusammen, als schlügen diese Worte abermals an ihr Ohr. Wie sie nur so lässig sein konnte! — Sie hatte nähen wollen, nähen, nähen ohne Erholung. Wenn Paul dann über's Jahr sein Amt erhalten haben würde, dann würden sie wohl mit einander in ein schmuckes Heim einziehen und ihr Erspartes würde ihr gut zu statten kommen. Die kleinen weissen Hände hoben sich von den Knieen; blitzend fuhr die Nadel durch das feine Gewebe.—

Horch! Da schlug es zwei Uhr vom nächsten Thurm. Soweit schon in der Nacht.

Von drüben aus dem grossen Hause fiel ein matter Lichtschein auf die beschneite Strasse. Er mochte wohl von der Lampe herrühren, die im Krankenzimmer brannte. Der Mann, welchem das Haus gehörte und der Rosengarten dazu, lag schwer krank. Anna kannte ihn wohl, den ehrwürdigen Alten. Als kleines Ding schon hatte sie oft Stunden bei ihm verplaudert und sich nie vor seinem langen grauen Bart gefürchtet wie die anderen Kinder, die dem Doctor Josias scheu aus dem Wege gingen. Trug er doch eine wunderliche altmodische Tracht: Schnallenschuhe und Sammetwams und darüber einen weiten dunkelen Mantel. —

Wie es wohl jetzt mit ihm stehen mochte? Als Anna heute Mittag angefragt, hatte der Arzt kopfschüttelnd gemeint, er hätte wenig Hoffnung für seinen Patienten. Aber da ging ja die schwere Hausthür drüben auf. Es wollte wohl noch Jemand in die Apotheke gehen, um Arzenei zu holen.

Nein, war das möglich! Das war ja der Herr Josias selbst, der ganz wie sonst auch mit Mantel und Barett über die Strasse schritt. Er kam gerade auf Anna's Fenster zu und ehe sie ihm auch nur entgegengehen und ihm die Thür öffnen konnte, stand er schon drinnen, bei ihr in der Stube.

«Oh! Herr Josias, ich meinte Ihr währet krank; wird euch denn die kalte Nachtluft nicht schaden? Geht lieber wieder zu Bett!»

Aber der Alte machte eine abwehrende Bewegung. «Lass sein, Kind, mir ist wieder wohl, ganz wohl. Ich will ein wenig in's Freie

und die dumpfe Luft der Krankenstube abschütteln. Du solltest mitkommen, Mädchen. Warum nähst du, warum stichelst du, bis tief in die Nacht? Gönne doch Deinen müden jungen Augen den Schlaf. Hast du es denn so eilig, Kind? Ist es denn um das tägliche Brod?

Anna lachte und schüttelte den blonden Kopf.

«Ums tägliche Brod gerade nicht, Herr Josias. Aber man mag auch ein wenig Butter zum Brod, und wenn ich mich mein Leben lang rechtschaffen plage, denke ich, will ich behagliche Alterstage haben, wie ihr, Vater Josias. Ich mag auch gern einen Rosengarten. O! für mein Leben gern!»

«So, so» — murmelte der Alte; «ja, so dachte auch ich, als ich jung war. Aber komm nur jetzt mit mir; die weiche Schneeluft wird deinem überwachten Köpfchen gut thun.»

Sie warf das Pelzchen über die schlanke Gestalt und ein Tuch über die Flechten, dann hängte sie sich an den Arm des Alten und schritt leichtfüssig neben ihm her durch die stille Strasse.

«Was klingt für ein Rauschen zu uns herüber, Vater Josias? Horcht doch einmal.» Und sie blieb stehen. —

Ihr Begleiter lächelte. «Es ist das Meer, Anne.»

«Das Meer? An unserer Binnenstadt das Meer?»

Das Rauschen und Brausen wurde so stark, dass das Mädchen die Antwort des Begleiters nicht vernehmen konnte. Ihr schwindelte, es war gerade als würden sie selbst vom Rauschen erfasst und pfeilschnell fortgetragen. Ein heller Sonnenglanz strömte auf sie ein, so dass sie die Augen schliessen musste. — Dann blickte sie wieder voll Staunen auf die fremde Umgebung.

— Es war wirklich das Meer, was da rauschte. Vor ihr lag die endlose Flut, die schwellenden Wogen rollten die eine um die andere an's Ufer. Unabsehbar weit dehnte sich die flache ebene Küste zu beiden Seiten aus. Ein buntes Menschengewimmel umdrängte sie. Das Rufen, Lachen, Singen, Reden, Schreien und Toben der Menge übertönte fast das Meeresrauschen.

— Das Mädchen drückte sich ängstlich an den alten Mann.

«Vater Josias! Was thun alle die Leute am Strande? Wollen sie fort? Ich sehe keine Schiffe.»

Josias deutete stumm auf eine Anzahl Nachen, die sich jetzt zeigten.

«Diese engen Kähne wollen doch nicht alle die vielen Reisenden hinüber tragen? Es hat ja ausser dem Fährmann ein einziger Platz darin.»

«Der Fährmann ist sicher und lenkt das enge Schifflein unfehlbar in den Hafen. Die Menschen alle wollen in ihre Heimath. Dort drüben liegt sie, wo die Sonne das Meer vergoldet. Ein jeder, an den die Reihe kommt, wird bei Namen gerufen, unter dessen hat er Zeit sich vorzubereiten auf die lange Reise über das Meer.»

Die seltsamsten Gruppen entfalteten sich vor den Blicken der beiden aufmerkamen Beobachter. Hier sassen junge Burschen zechend beisammen. dort hatten sich Kinder in das Einsammeln von Muscheln vertieft, weiter lagen Männer und Knaben in tiefem Schlaf, die Glieder lang ausgestreckt, wie übermüdet von schwerer Arbeit. Die jauchzenden Geigentöne lockten jene Mädchenschaar zum fröhlichen Reigen. Sieh, einige schmücken sich; sie schlingen Schilf und Perlen in das aufgelöste Haar. Zwischen die Tanzweisen tönt das Wiegenlied der Mutter, die den schlummernden Liebling auf den Armen schaukelt. Dort der ernste Gelehrte beugt sich über vergilbte Papiere und staubige Folianten, versunken in seine Wissenschaft. Es stört ihn nicht, dass die Händler und Krämer ihre schimmernde Waare neben ihm ausbreiten und das Feilschen und Handeln der Kauflustigen verhallt ungehört an seinem Ohr. Dort die müssigen Schlenderer gehen in weichen, feinen Gewändern theilnahmlos und gelangweilt vorüber an dem stönenden Krüppel, dem weinenden Weibe, dem finster vor sich hin starrenden Manne.

Und mitten in dem Durcheinander von Alt und Jung, von Reich und Arm, von Lust und Leid, schreiten rufende Männer:

«Wegzehrung für die Reise! Wer bedarf derer? Brod für die Pilger! Wen hungert's? Bereitet euch zur weiten Meerfahrt!»

«O, Vater Josias, sie thuen es ja aber nicht. Sie bereiten sich nicht. Seht, der junge Bursche taumelt vor Trunkenheit und die

Arbeiter da schlafen; die tanzenden Mädchen sie können doch nicht in den leichten luftigen Kleidern in den Nachen steigen? O, mir wird bange.»

«Still, Kind, gieb Acht! Jetzt sind die Boote zur Stelle.»

Machtvoll und deutlich, wie Donnerhall, der Wald- und Windesbrausen übertönt, so klang der Ruf, der an jeden einzelnen erging, weithin hörbar durch alles Gewirr.

Und die Gerufenen? Dort der junge Bursche entwand sich seufzend den Armen des schluchzenden Mädchens. «Leb wohl, mein Schatz! Auf Wiedersehen!»

Hier der Mann rief ängstlich nach seinem Reisebündel. «Gebt mir mein Hab und Gut! Gott! ich kann doch nicht so leer und arm fortziehen in das ferne Land!»

Aber der Fährmann wartete nicht. Der Gerufene musste den Nachen betreten, musste alles zurücklassen.

«Wo giebt es Brod für die Pilger?» und der Greis streckte die zitternden Hände aus, dem Manne entgegen, der mit der Labung nahte. Dankend und segnend nahm er sie in Empfang und folgte dem Fährmann.

Dort die blasse Frau steht wartend da, ein Tüchlein mit der Wegzehrung hängt an ihrem Arm. Sehnsuchtsvoll schweift ihr Blick hinüber in die sonnenbeleuchtete Ferne. Da — der Ruf ergeht auch an sie und dankend erhebt sie die Hände gen Himmel.

«Vater Josias, der trunkene Bursche kann nicht selber zum Ufer gehen. Seht sie tragen ihn herbei. Wollen wir weiter hineingehen unter die Leute? Wollen wir ihnen sagen, die Reihe sei bald an ihnen? Lasst uns zu den singenden Mädchen, dass sie inne halten. Lasst uns zu den Schlafenden, sie zu wecken.»

— Das Mädchen hatte noch nicht ausgeredet, als es laut neben ihr rief:

«Gotthardt Josias, komm!»

«Hier» klang es voll und laut zurück «ich bin bereit.»

— Das Kind schrak zusammen beim Klang der Stimme. Der Alte war nicht mehr an ihrer Seite — er winkte ihr noch vom

Bote, aus noch einen letzten Gruss zu. Anne sank in die Knie und blickte angstvoll hinaus auf das Meer. «Er ist fort, er ist gegangen! O, Fährmann, dass du nur mich nicht gleichfalls rufst; ich habe nicht die geringste Reisevorbereitung getroffen. Aber von nun an will ich es nicht vergessen, dass auch ich am Gestade stehe.»

Da erklang ihr eigener Name, aber nicht in weithin grollendem Donnerton, nein, von weicher, wohlbekannter Stimme gesprochen: «Anna, liebe kleine Anna, was ist's mit dir?»

Sie schlug verwirrt die Augen auf. Der leichte Wintertag schien in's Fenster. Die Lampe war erloschen, die kunstvolle Stickerei lag am Boden, und sie selbst sass völlig angekleidet im altmodischen Lehnstuhl, auf dem sie es sich gestern zu ihrer nächtlichen Arbeit bequem gemacht hatte. Vor ihr stand Paul und hatte ihre Hand gefasst. Das Mädchen schlang die Arme um den Nacken des Geliebten und brach in Thränen aus. —

«Still, mein Liebchen, was ist's mit dir. Die alte Muhme, als sie mir soeben die Hausthür öffnete, erklärte du seist im Salon und dein Stübchen und dein Bettchen unberührt.»

Anne hob den Kopf ein wenig. «O, Paul, wenn du wüsstest was ich erlebt habe.»

Paul deutete nach drüben auf die verhängten Fenster des grossen Hauses. —

«Vater Josias ist todt, Anne.»

«Ich weiss es» nickte sie «ich weiss Alles; ich war mit ihm, als er fort ging.»

Im grossgesiegelten, altfränkisch geschriebenen Testamente des Dr. Josias stand aber zu lesen: «So soll mein Haus und mein Rosengarten hinfüro der Jungfer Anne, meiner Pathe, erb- und eigenthümlich zugehören und hat selbige Jungfer Anne dagegen ein feierliches Gelübde abzulegen: Alljährlich an meinem Todestage trete sie in die grosse Halle vor mein Bildniss hin und spreche daselbst zwei Bibelverse. Zum ersten: «Es ist umsonst, dass ihr frühe aufsteht und hernach lange sitzet und esset euer Brod mit Sorgen; denn seinen

Freunden giebt er es schlafend.» Und zum andern: «Ich bin ein Gast auf Erden.»

Als der Sommer kam und die Blumen blühten, sassen zwei glückliche Leute im Rosengarten: Paul und Anna, als Mann und Frau. Und wenn sie sich ihres Besitzes freuten und dankbar des Gebers eingedenk waren, sagte Anne wohl manchmal: «Und Vater Josias hat mir weit grösseres geschenkt, als das alte Haus hier; aber davon weisst du nichts Paul, denn du warst nicht mit am Gestade.»

Vom müden Vogel.

Märchen

von

Lilly Baronin von Vietinghoff.

Das grosse stolze Schiff schaukelte auf offenem Meere. Es war ein mächtiger Indienfahrer, der mit vollen Segeln auf die Wunderküsten zusteuerte, von denen er schon oftmals köstliche Spezereien, Früchte und glänzende Seidengewebe in die deutsche Heimath zurückgebracht.

Das Schiff nahm sonst wohl keine Passagiere an Bord, diesesmal aber trug es eine schlanke, schöne Frau und ein kleines Mädchen, Mutter und Kind, über den weiten Ocean zu den braunen Menschen hinüber. Die Frau und das Mädchen waren Anverwandte des Capitäns, daher hatte er sie mitgenommen, dass die Mutter ihrem alten in Indien lebenden Vater das kleine Mädchen auf eine Weile bringen könne.

Sonst gab es ausser der Schiffsmannschaft noch einen Mann an Bord, aber der Capitän sagte, der segle nun seit Jahren schon mit ihnen, gleichviel wohin sie ihren Curs lenkten, dem sei es nicht darum zu thun, ein Reiseziel zu erreichen, der wolle nur stets auf den Wellen schwimmen. Wenn er d a s könne, sei ihm Alles gleich. An die

Wunderlichkeiten des Mannes hätten sie sich allgemach gewöhnt. Er sei ein guter Geselle, wenn man ihn nur in Frieden lasse. Die Matrosen wären sämmtlich bereit, für ihn durch's Feuer zu springen, denn er habe stets eine offene Hand und das Geld rolle ihm durch die Finger, wie nichts Gutes. Die feine Frau und das Kind sollten sich nicht vor dem finsteren Herrn fürchten.

Diesen sah man meist still mit einem Buche in der Hand auf dem Verdecke sitzen. Seine Flinte lehnte stets neben ihm und wenn er auch noch so eifrig zu lesen schien, kaum näherte sich ein Vogelschwarm dem Schiffe, so krachte auch schon der Schuss und der Getroffene fiel zuckend und Flügel schlagend ins Meer, während die Gefährten erschrocken das Weite suchten.

Als wieder einmal einer der gefiederten kleinen Pilger sich auf Schussweite genähert und der sicheren Büchse des Fremden zum Opfer gefallen, trat das Kind zu dem Manne heran. Es legte die kleine Hand leise auf den Arm des Lesenden, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Als aber jetzt das bärtige Gesicht sich nach ihr herumwandte, wich die Kleine doch scheu auf einen Schritt zurück.

«Komme nur! Fürchte dich nicht; willst du etwas von mir.»

Die Kinderaugen blickten allsogleich wieder vertrauend zu dem dunklen Männergesichte auf.

«Warum schrekst du die armen kleinen Vögel fort, fremder Mann? Die Mutter sagt, sie seien liebe kleine Reisenden. Sie flögen jetzt über das Meer, weil es bei uns kalt geworden und einige hätten sich vielleicht verirrt und seien müde geworden und wollen nun gern ein wenig ausruhen auf dem Mast und den Segelstangen. Warum thut es dir nicht leid, sie zu erschrecken und todt zu schiessen. Warum gönnst du es ihnen nicht, dass sie sich die Flügel etwas erholen?»

Der Mann lachte auf. Ein grelles, spöttisches Lachen war es, dann, wie er sah, wie ängstlich fragend das Mädchen ihn anblickte, wich der harte Ausdruck aus seinen Zügen; er streckte beide Hände nach der Kleinen aus, wie bittend, dass sie bleiben möge und leise

und weich klang seine Stimme jetzt, als er das Blondköpfchen auf seine Knie ziehend und ihr zärtlich über das Haar streichend fragte:

«Warum thun mir die Vögel nicht leid? Warum gönne ich ihnen keine Rast? Kind, ich kenne einen Vogel, der fliegt Jahr aus Jahr ein, durch Stürm und Regen und Schnee und nie, nie, nie darf er rasten, nicht eine Minute, und es hat Niemand Mitleid mit ihm und seine Flügel sind wund und blutend. Er ist zum Tode getroffen und kann doch nicht sterben. Endlos erscheint ihm das Meer, über das er fliegen muss.»

«Sind da keine Inseln drin und fahren da keine Schiffe, dass der arme Vogel schlafen könnte und still liegen?» fragte ängstlich das Kind. Aber der Mann schüttelte traurig den Kopf.

«Es giebt Inseln in dem Ocean, wundervolle. O, mit thaufunkelnden Luftblumen darauf, wie sie auf dieses Meeres Inseln nicht wachsen, mit weichem Rasengrund, mit kühlen Quellen und Schatten, mit labendem Schatten wehender Baumwipfel. Aber ach! wenn der arme Vogel sich auf solch zauberschönes Eiland senkt, da bringt's ihm Pein, entsetzliche Qual: aus dem Moose dringen scharfe Dornen, die ritzen ihm die wunden Flügel. Aus den Blumen zucken pfeilschnelle Schlangen auf, die recken gierig die giftigen Zungen nach ihm. Aus dem Waldesschatten steigen giftige Dünste, die verwandeln ihm die ganze Herrlichkeit in kalten grauen Nebel. Für ihn giebt es kein Ausruhen, für den armen müden Vogel.

«Und siehst du, kleines Mädchen, weil sie alle so grausam sind gegen ihn, weil ihm nirgends Rast gegönnt ist — siehst du, darum sollen auch diese Vögel nicht ausruhen dürfen. Die fliegen nicht Jahre lang, wie mein Vogel, sie haben gesunde, starke Schwingen, sie dürfen herabsinken auf die Klippen, die aus den Wellen ragen. Sie dürfen auf den Inseln träumen, sie sind nicht krank, wie es mein armer Vogel ist, nicht müde — müde — müde.»

Der Mann stönte und barg das Gesicht in die Hände. Die weichen Kinderhände tasteten unsicher auf dem gelockten Haupthaar eine ganze Weile, dann fragte die klare Stimme zögernd:

«Willst du mir nicht deine Geschichte weiter erzählen, von deinem Vogel, fremder Mann? Ich möchte wissen, wo er jetzt ist? Sollen wir ihm ein Nestchen machen hier bei uns? Willst du?»

Der Kopf mit den edlen Zügen und den traurigen Augen bog sich unter dem Streicheln der weichen Kinderhände, fast lächelte der stets so finster geschlossene Mund.

«Mein Vogel kann auch in deinem Neste nicht schlafen, kleines Mädchen. Er muss fliegen — flattern ohne Ende.»

«Wo ist er? Siehst du ihn? Zeige ihn mir auch!» rief das Kind dringend, aber der neue Gefährte schüttelte abermals den Kopf.

«Du kannst ihn nicht sehen, Kleine. Ich aber sehe ihn. Jeder seiner Flügelschläge thut mir im Herzen weh — ich sehe ihn schweben in endloser Pein. An jedem Morgen, wenn ich die Augen öffne, an jedem Abend, wenn ich die Augen schliesse, es ist stets das gleiche Bild des wunden flügellahmen Vogels, das ich sehe!»

Die rufende Stimme der Mutter klang herüber und wie erschrocken liess der fremde Mann das zarte Kind von seinen Knieen gleiten, dieses aber blieb vor ihm stehen.

«Morgen musst du mir noch mehr erzählen, willst du?»

Er nickte nur und das Kind sprang leichtfüssig davon. Bald darauf hörte er fröhliches Lachen — sie hatte wohl den müden Vogel vergessen.

Seit jenem Nachmittag waren die zwei, der finstere Mann und das kleine blonde Mädchen, die besten Freunde. Das Kind wich kaum von seiner Seite. Morgens sobald die zierliche, kleine Gestalt auf Deck erschien, eilte sie dem Platz zu, auf welchem der Mann mit seinem Buche zu sitzen pflegte und der stille ernste Schiffsgast wurde nicht müde mit dem Kinde zu scherzen.

Sie führten mit einander die wunderbarsten Bauwerke auf aus Muscheln und Steinen, sie betrachteten seltene Blumen und Gräser, die der Reisende in seinen Kisten aufbewahrte, und vor Allem sie plauderten mit einander.

An jedem neuen Tage pflegte die Kleine das Köpfchen an des Mannes Wange schmiegend zu fragen:

«Muss der arme Vogel noch fliegen?»

Und wenn der Mann dazu nickte, fragte sie weiter: «Thut sein wunder Flügel ihm sehr weh?»

Und wenn er wieder nickte, sagte sie wohl: «Armer Vogel!» Und Abends, wenn sie Abschied nahm von dem treuen, ihr so lieb gewordenen Spielkameraden, vergass sie nie zu flüstern:

«Wenn du den Vogel flattern siehst, sage ihm gute Nacht.»

Der Mann streichelte dann das rosige Gesichtchen und sprach kein Wort dazu. Die Flinte aber hatte er seit jenem Tage nicht mehr zur Hand genommen und die kleinen Wandervögel hatten fortan Ruhe vor seinen sicheren Schüssen.

So waren ein Paar Wochen hingegegangen. Eines Morgens kehrte das Kind in höchster Bestürzung in die Kajüte zurück und eilte schluchzend auf die Mutter hin.

«Mutter, Mutter, der fremde Mann liegt oben auf einem grossen weissen Tuche, ganz still und die Matrosen sagen, er würde nicht mehr aufwachen, sie sagen, er sei todt. Und, o Mutter, ich habe ihn so lieb gehabt und wer wird nun mit mir spielen und wer wird mir vom müden Vogel erzählen, wie es ihm geht und ob ihm sein blutender Flügel noch weh thut?»

Die Mutter zog das weinende Kind auf die Kniee. Sie trocknete die herabrollenden Thränen, sie küsste den vor Schmerz zuckenden kleinen Mund, dann, der Kleinen tief in die Augen blickend, sprach sie:

«Höre mir zu, mein Liebling; die Geschichte vom müden, müden Vogel ist zu Ende. Der arme Vogel ist angekommen, er hat das Land jenseits des Meeres erreicht.»

Ein Ausdruck des Entzückens malte sich auf dem eben noch von Thränen überströmten Gesichte des Kindes.

«Er ist angekommen, Mutter? Wirklich angekommen? Und thut ihm sein Flügel nicht mehr weh?»

«Nein, mein Liebchen.» «Und darf er still liegen und schlafen?» «Ja, mein Herz, ganz sanft schlafen.» «Mutter, woher weisst du das aber? du hattest den müden Vogel ja nie gesehen, du kanntest ihn nicht!» «Der Vogel wohnte in der Brust des fremden Mannes und war seine Seele. Nun kam der Tod ganz leise und legte seine Hand auf ihn und da ward der müde, kranke Vogel plötzlich gesund, breitete seine Flügel aus, flog fort in ein schönes Land. —

Komme jetzt hinauf aufs Deck, wir wollen dem lieben fremden Manne «gute Nacht» wünschen.»

Gedichte

von

Ina Gutfeldt.

Wiegenlied.

O Mütterlein, gingen die Blumen zur Ruh?
— Zur Ruh, mein Kind, schlaf ein!
Sie netzten ihr Antlitz im quellenden Tau
Und neigen die Köpfchen zur schwellenden Au
Und träumen im Mondenschein. — — —
Schlaf ein! Schlaf ein! Schlaf ein!

O Mütterlein, singen die Vöglein nicht mehr?
— Nicht mehr, lieb Kind, schlaf ein!
Die Vögelein schlummern in Windlein im Nest,
Im Fittig deckt jedes sein Kindlein auf's best'
Und wiegt es im Mondenschein — — —
Schlaf ein! Schlaf ein! Schlaf ein!

Schau Mutter, die Sterne sind alle noch wach!
— Noch wach, mein Kind, schlaf ein!

Die Sterne, die sind aus der anderen Welt
Vom himmlischen Vater zum Wandern gestellt
Als Wächter mit güldenem Schein — — —
Schlaf ein! Schlaf ein! Schlaf ein!

Es nicken die Blumen, das Vögelein schweigt —
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!
Es grüssen der Mond und die Stern' dich so sacht
Und die Engelein Gottes ziehn fern durch die Nacht
Mit Harfen von Mondenschein — — —
Schlaf ein! Schlaf ein! Schlaf ein!

Das Kind des Seemanns.

In ferner Kindheit Tagen,
Wenn mich der Schlummer mied,
Da sang mir meine Mutter
Ein altes Wiegenlied;
Das klang wie Meeresrauschen,
Wie Sturm und Wellenspiel,
Und bei der Töne Lauschen
Der Schlaf mich sanft befiel.

Nicht Vater und nicht Mutter
Hat mehr des Seemanns Kind,
Sie schlummern beid' im Grunde
Des Meeres tief und lind.
Vom Wellenspiel des Lebens
Geworfen hin und her,
Kam ich, um auszurasten
Bei Dir, mein trautes Meer.

Und wunderbar zum Herzen
Spricht mir dein Sang, o See, —
Wie meiner Mutter Stimme,
Einschläfernd Glut und Weh.
Sing mir das Lied der Wogen,
Sing mir's, ich kann's verstehn:
O Mutter, liebste Mutter,
Dein Kind will schlafen gehn!

Der moderne Rationalismus und das Wunder.

Kritische Streiflichter

von

Dr. Baron A. Heyking.

I.

Noch vor ungefähr fünfzig Jahren war in Deutschland das Interesse für Glaubensfragen gering und ausserhalb der Kirchenmauern und der theologischen Berufskreise kamen religiöse Dinge in der Oeffentlichkeit nur selten zur Sprache. Heutzutage ist das anders. Die deutsche Bildung hat sich allmählich so weit vom christlichen Glauben entfernt, dass sie jetzt vor die Alternative gestellt ist, entweder zu ihm zurückzukehren, oder ihm offen feindlich gegenüberzutreten. Hüben und Drüben regt sich das Bedürfniss nach einer reinlichen Scheidung zwischen Christen und Nichtchristen und der darob entbrannte Kampf der Geister wirft seine Wellen in weite Kreise des deutschen Publikums hinein. Auch konnte die Gefahr eines socialdemokratischen Umsturzes von Staat- und Gesellschaftsordnung, welche sich als Folge der Irreligiösität und Glaubenslosigkeit einstellte, nicht verfehlen, die Geister aus ihrer religiösen Gleichgültigkeit aufzurütteln und ihnen die Nothwendigkeit einer festeren Stellungnahme zum christlichen Glau-

ben aufzudrängen. Es haben sich selbst die Regierungen nicht der Einsicht verschliessen können, dass dem religiösen Bedürfnisse wieder grössere Beachtung zu schenken und das christliche Glaubensinteresse mehr in den Vordergrund zu rücken sei.

Auf der anderen Seite suchte der religiöse Freisinn, welcher sich vom alten christlichen Glauben lossagt, seinen Standpunkt weiter auszubauen und genauer zu bestimmen. In dieser Richtung waren besonders die von der freisinnigen Presse als Reformatoren gefeierten Religionsmänner Egidy und Gizyiki und die «Gesellschaft für ethische Kultur» thätig, deren Propaganda für den «neuen Glauben» auch der vielgelesene englische Tendenzroman «Robert Elsmere» an die Seite zu stellen ist. Die Verfasserin, Mrs. Humpfry Ward, schildert darin einen Christusgläubigen, der angeblich gerade in Folge seines idealen Strebens dem christlichen Glauben untreu wird und eine neue christliche Brüdergemeinde auf rationalistischer Basis gründet. Begünstigt von der naturalistischen Strömung des Zeitalters haben rationalistische Neigungen nicht nur von breiten Volksschichten, sondern auch von dem Lehramt an den Universitäten und dem Amte der Kirche Besitz ergriffen. Seit einiger Zeit wird von vielen Theologen mit dem Berliner Kirchenhistoriker Harnack an der Spitze ein neuer Glaube an Christum vorgetragen, wonach Christus ein merkwürdiger, geheimnissvoller Mensch gewesen sei, der, eigenthümlich begabt, Lichtblicke in Gottes Wesen gethan hätte, die man besondere innere Offenbarung Gottes nennen könne, und durch die er, im Vereine mit seiner vollendeten Sittlichkeit, in einzigartiger Weise alle anderen Menschen so überrage, dass er den Werth eines Sohnes Gottes für uns bekomme und ihm diese Würde von allen Gläubigen, welche wissen, was sie durch ihn geworden sind, mit innerer Nothwendigkeit beigelegt werden müsse. Ob er wirklich Gottes Sohn sei, darnach dürfe man nicht fragen; darauf könnte mit den Kategorien, die der Wissenschaft zu Gebote stehen, keine Antwort gegeben werden, denn dieselben liessen sich, wie Kant nachgewiesen habe, nur auf rein irdische Dinge anwenden. Durch solche, mit grossem Scharf-

sinne aufgebaute, der Thatsache des Wunders ausweichenden Constructionen soll der christliche Glaube dem modernen Naturalismus und Rationalismus mundgerecht gemacht werden. Denn die Ablehnung alles Apriorischen und die skeptische Wendung gegen das Uebersinnliche bilden ja die characteristischen Merkmale unserer von dem Lichte der fortgeschrittenen Naturerkenntniss grell beleuchteten Zeit. Die christlichen Wunderberichte in der heiligen Schrift können nicht anders, als einen Stein heftigen Anstosses für alle diejenigen bilden, nach deren Ansicht die menschliche Vernunft und die Regelmässigkeit in der Natur das Walten eines Gottes im christlichen Sinne und das Wunder logisch ausschliessen. Da aber die Möglichkeit, christlich gläubig zu sein, und die Vorbedingung zum Gebete und zum individuellen geistlichen Verkehre mit Gott nur durch die Annahme eines persönlichen Waltens Gottes über den Schicksalen der Menschen und über der ganzen Welt gegeben wird, so ist die, jede göttliche Einwirkung verneinende, rationalistische Werthschätzung des menschlichen Erkenntnissvermögens der eigentliche Ausgangspunkt der vielgestaltigen Glaubenslosigkeit unserer Zeit.

Nicht unwesentlich trägt zu dieser Verneinung der Geister das unbehinderte Erscheinen von all' den rationalistisch und naturalistisch gefärbten Schriften bei, in denen der christliche Glauben als eine längst überwundene Aeusserung kindlicher Einfalt behandelt wird. In unserer auf den Fortschritt des Wissens so stolzen Zeit übt die historische und literarische Beweisführung der Vernunftwidrigkeit des Glaubens an einen wunderwirkenden Gottmenschen auf Viele einen unwiderstehlichen Reiz aus. Um sich aber ohne Schaden für seine religiöse Ueberzeugung in die auf die Zersetzung des Christenthums ausgehenden kritischen religions-philosophischen Schriften der Gegenwart versenken oder mit einem gelehrten, wissenschaftlich geschulten Gegner des christlichen Glaubens über die christliche Religion disputiren zu können, gehört sich — das übersieht man gewöhnlich — eine ausserordentliche Festigkeit des Characters, eine grosse Selbstständigkeit des Geistes und eine erprobte Stärke des Glaubens. Will es einem

gegenüber der blendenden Dialectik des Gegners oder der überlegenen logischen Schärfe eines Buches nicht recht gelingen, die Richtigkeit des religiösen Glaubens gehörig zu vertheidigen, so ist man nur zu leicht geneigt, die Schuld daran dem Glauben zur Last zu legen, anstatt darin nur den Ausdruck der eigenen Unselbstständigkeit, des mangelhaften Wissens und des nicht genügenden Nachdenkens zu sehen. Man ist weit davon entfernt, sich selbst einzugestehen, dass die aufgetauchte Vorstellung von der Anfechtbarkeit des christlichen Glaubens nichts weiter, als das Zeichen der eigenen Schwäche und Wehrlosigkeit gegen geschickt geführte Angriffe ist. Die Eitelkeit macht uns hier einen dicken Strich durch die logische Rechnung, es ist ja auch nicht Jedermanns Sache — und es wäre unsinnig solches zu verlangen — gegen alle Einwände und Angriffe, die wider den christlichen Glauben gemacht werden, jederzeit hieb- und stossfest gewappnet zu sein. Daraus folgt aber, dass man im Allgemeinen gut thut, kritische Einwendungen von Seiten der Glaubenslosen zu ignoriren, einem Widerstreit der Meinungen auszuweichen, bei welchem die Gefahr vorliegt, aus blosser eigener Schwäche seiner religiösen Güter verlustig zu gehen. Man gebe nicht den Glauben, der einem doch ein heiliges Gut ist, dem Für und Wider des krittelnden Verstandes preis und führe seine religiöse Ueberzeugung nicht in die Arena, wo kritische Kunststücke und scharfsinnige Trugschlüsse über die Wahrheit einen scheinbaren Sieg davontragen können. Wenn religiöse Gleichgültigkeit und die Lust an sophistischer Dialectik mit bedeutender geistiger Begabung vereint auf dem Plane erscheinen, ist das Erhabenste nicht davor sicher, in den Staub zu sinken. Es ist daher die Pflicht eines Jeden, der von dem Natur und materiellen Genuss vergötternden Zuge unserer Zeit noch so weit unberührt geblieben, dass er in seinem Inneren ein Unantastbares, Heiliges wohnen fühlt, grundsätzlich Gesprächen und Schriften aus dem Wege zu gehen, welche direkt auf die Zerstörung des christlichen Glaubens hinzielen. Der christlich Gläubige und der Anbeter der Vernunft sind Vertreter so entgegengesetzter Weltanschauungen, ihre Bewerthung aller Dinge un-

terscheidet sich so wesentlich von einander, dass zwischen ihnen eine Verständigung von vorn herein als ausgeschlossen erachtet werden muss. Dass auf sinnfälliger Erfahrung und denknothwendigen Beweisen fussende Wissen und der im Gefühle des Vertrauens und der geistigen Hingabe wurzelnde Glaube liegen zu weit auseinander, um eine Vereinigung und Verschmelzung beider möglich zu machen. Für einen gläubigen Christen ist die Antheilnahme an Gesprächen und Schriften, in denen der christliche Glauben angefochten und vom hohen Pferde des Wissens herab als jeder Existenzberechtigung entbehrend hingestellt wird, an sich schon ein Mangel an innerer Klarheit, Folgerichtigkeit und Treue — ein Verrath an der eigenen religiösen Ueberzeugung. Befindet man sich einmal auf der schiefen Bahn, auf welcher man den christlichen Glauben von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines zu erbringenden wissenschaftlichen Beweises abhängig macht, so wird man früh oder spät von der Eindringlichkeit bibelkritischer Werke, welche aus den Unvollkommenheiten mancher Einzelheiten in den biblischen Schriften auf die Hinfälligkeit aller ihrer Aussagen über die göttliche Offenbarung schliessen, gefangen genommen.

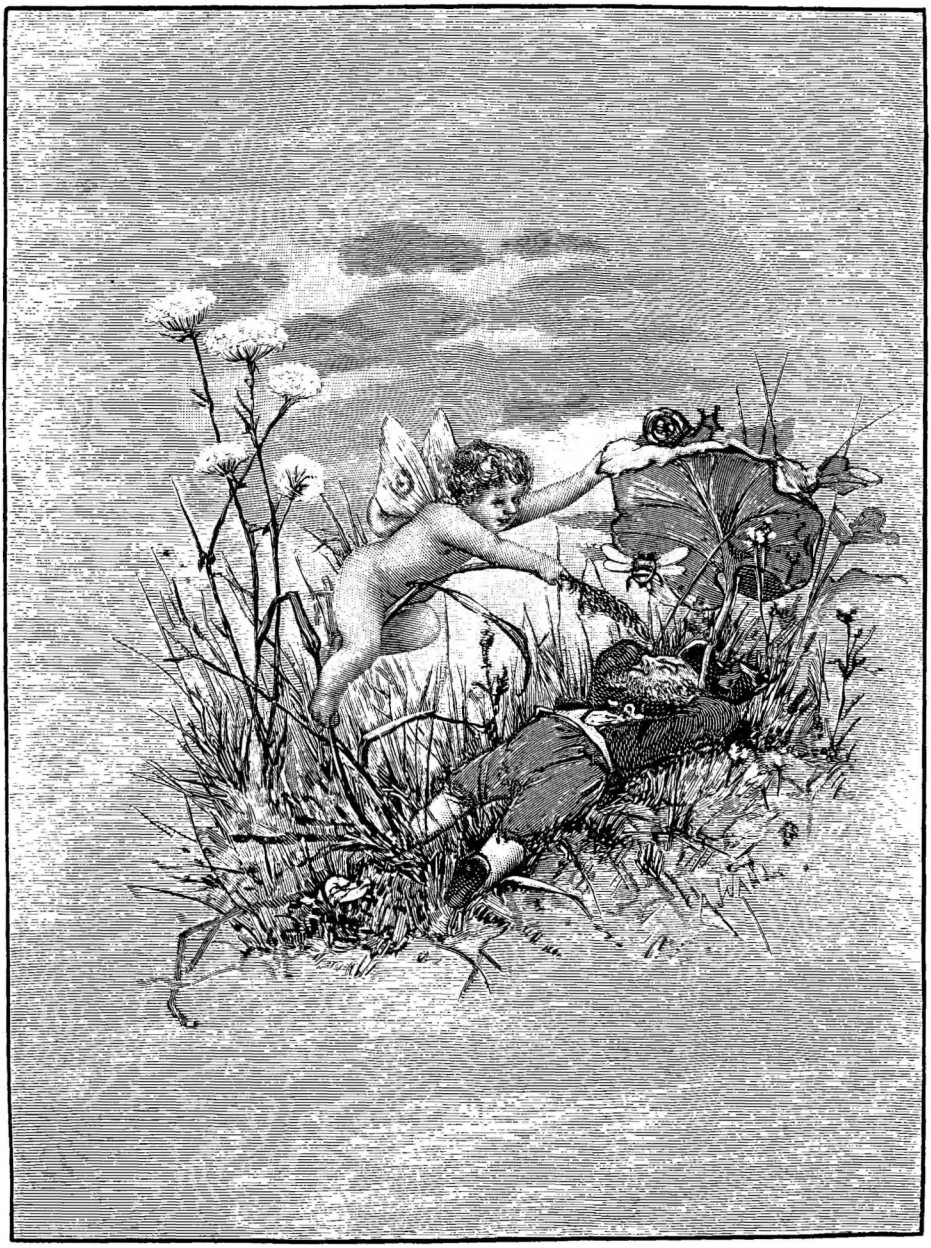
Auf diesem Wege ist wohl Herr v. Egidy dazu gelangt, das historische Fundament des Christenthums als nicht beweiskräftig bei Seite zu schieben, die biblische Offenbarung vollständig zu verneinen und «Gott — Gewissen — Unsterblichkeit» als Glaubensdreiheit aufzustellen. Es ist nur nicht recht ersichtlich, womit er sein neues Glaubensbekenntniss stützen, woher er es begründen will, «dass ein Wesen, ein Geist, also Gott die Welt erschaffen, sagt er in seinen «Ernsten Gedanken», das sehe ich doch; ebenso bewusst ist mir, dass er den Menschen schuf.» Die Sache ist aber denn doch nicht so einfach mit dem «Sehen und Bewusstsein», wie Herr v. Egidy meint. «Dasein drückt nur, sagt Kant (nach Erdmanns Geschichte der Philosophie Band 3, Seite 331), eine Beziehung aus, sagt, dass wir etwas uns gefallen lassen müssen, das uns gegeben ist. Da es nun eine einzige Weise giebt, in der uns

etwas gegeben wird, die Sinnesempfindung, Gott uns aber so nicht gegeben ist, so ist der ontologische Beweis, wie alle sich auf ihn stützenden, ein «Advocatenbeweis» und so wenig einer aus hundert gedachten Thaten ihr Dasein herausklauben wird, ebensowenig aus dem Begriffe des allerrealsten Wesens das seinige.» Es ist nicht schwer darzuthun, dass der ontologische Beweis für die Existenz Gottes auf grobem Anthropomorphismus beruht. Der Schluss von dem Dasein der Welt auf das Dasein eines Schöpfers ist eine Projicirung der menschlichen Anschauungsweise der Zeit und Endlichkeit auf Gott und die Welt. In der Zeitlichkeit lebend hat Alles nach unseren Begriffen Anfang und Ende und diese Anschauung wird dann in ewiger Weise auf die ganze Welt übertragen. Die Begriffe von Anfang und Ende sind aber nichts als der Ausdruck der menschlichen Unvollkommenheit. Gesetzt, dass der Mensch den Begriff der Unendlichkeit und Ewigkeit fassen könnte, so wäre der Rückschluss vom Daseienden auf einen Schöpfer unlogisch und unbegründet. Da die Welt mit der Zeitlichkeit unserer Existenz nicht zu bemessen ist, so ist das metaphysische Problem ihres Entstehens für unseren Verstand unzugänglich und es dürfen also auch keine Folgerungen daran geknüpft werden. Ausserhalb der christlichen Offenbarung können wir von Gott und dem Woher und Wohin der Welt nicht wissen. Möge daher Herr v. Egidy noch so deutlich «sehen, dass Gott die Welt erschaffen hat», so bleibt nichts desto weniger doch die Wahrheit bestehen, dass in der Unzulänglichkeit der metaphysischen Erkenntniss und in der Unmöglichkeit, das Problem von dem Anfange oder der Ewigkeit der Welt su lösen, es nur ein demüthiges Bescheiden giebt in die grossartigen offenbarten Eingangsworte der Bibel: «Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde.»

Auch der teleologische Beweis für das Dasein Gottes ist nichts weiter als eine Uebertragung des menschlichen Zweckgedankens auf Gott, der doch im Uebrigen als unbegreiflich in seinen Absichten und Zwecken hingestellt wird und auf den daher der menschliche Zweckgedanken nicht angewandt werden kann.

Ebenso hinkt der historische Beweis von dem Gottesbewusstsein der ganzen Menschheit, denn es giebt, wie z. B. Dr. Karl von den Steinen in einem Vortrage vor der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin am 6. October 1888 von dem Indianerstamme der Bakairi berichtete, Völkerstämme die keinen Gottesbegriff und keinen Kultus kennen. Das Gottesbewusstsein fehlte bei Kaspar Hauser, fehlt bei vielen von unseren Forschern und fehlt bei den Millionen Buddhisten.

Endlich ist der Schluss von der Existenz des Gewissens auf das Dasein eines Urhebers desselben, der sogenannte moralische Beweis für die Existenz Gottes gleichfalls nicht zutreffend; Egidy meint allerdings: «Der Verkehr mit Gott ist es, der uns schon auf Erden die ganz sichere Vorstellung des Jenseits, den Vorgeschmack des Himmels und der Hölle giebt; — fassen wir das Alles in den einfachen Satz zusammen: wir haben ein Gewissen. Aber dies Gewissen bedarf keiner Vorstellung von Erbsünde, Gnade und Erlösung; das Gewissen bedarf dieser Vorstellung nicht nur nicht, sie ist ihm sogar nicht heilsam, weil sie vielmehr eher geeignet ist, das Gewissen abzustumpfen, als es zu schärfen». Und in gleichem Sinne sagt Moltke in seinen Trostgedanken: «Giebt es einen überzeugenderen Beweis für das Dasein Gottes, als dies allen gemeinsame Gefühl für Recht und Unrecht, als die Uebereinstimmung eines Gesetzes, wie in der physischen, so in der moralischen Welt; nur dass die Natur diesem Gesetze unbedingt folgt, dem Menschen aber, weil er frei, die Möglichkeit gegeben ist, es zu verletzen.» Man braucht nicht Gottesläugner zu sein, um das in den verschiedenen Zeitläufen und Breitengraden sich so wenig gleichartige Gewissen der Menschheit für einen sehr unsicheren Stützpunkt für den Schluss auf die Existenz Gottes zu halten. Das Gewissen ist durchaus nicht, wie Moltke sich ausdrückt «der unfehlbare Richter, welcher sein Urtheil in jedem Augenblicke spricht, wo wir ihn hören wollen» und es giebt uns nicht immer, wie Egidy meint, «die ganz sichere Vorstellung des Jenseits, den Vorgeschmack des Himmels und der Hölle».



III. Zum Märchen von Elsbeth Treffner. Nach dem Aquarell von A. v. Wahl.

Anbei mit vielen
Grüßen
1/ Mitglied der grünen
Familie
2/ Praktische Anleitung
zu der so oft vor-
kommenden Lepra-

Krankheit!
und 3/ eine Vase
zur Schmückung
der neuen Wohnung
!!

[illegible]

In vielen Fällen liefert das Gewissen uns gar keine Richtschnur für nser Thun und Lassen und Paulson hat Recht, wenn er (in seinem System der Ethik 1889, S. 276) meint, dass es «ein schwerer Irrthum sei, wenn behauptet wird, über das, was in einem bestimmten Falle die Pflicht fordere, könne Niemand im Zweifel sein. Sicherlich liegt die Sache häufig so, dass das Gewissen sogleich mit unzweideutiger Erklärung anzeigt, was die Pflicht zu thun fordert oder untersagt. Aber es kommen auch Fälle vor, und zwar sind sie weder selten noch unwichtig, wo die Entscheidung des Gewissens zögert und schwankt, wo sie bei Verschiedenen verschieden, selbst bei denselben zu verschiedenen Zeiten verschieden ausfällt, ja wo sie ganz ausbleibt.» In all' den vielen Fällen, wo es sich um ein Jenseits von gut und böse handelt, schweigt das Gewissen und doch bilden die Adiaphora, die an sich weder guten noch schlechten Handlungen, oft den eigentlichen Ausgangspunkt des Bösen. Der Genuss erhitzender Getränke, die Aufregung der Phantasie, der Umgang mit gesinnungsloser, lockerer Gesellschaft, die Kenntnissnahme jener vielen modernen realistischen Literaturproducte, welche auf die sittlichen Begriffe zerrüttend einwirken, enthalten Keime zum Bösen, über die das Gewissen uns so lange nichts sagen kann, als es noch keine Erfahrung und Vorstellung davon hat, zu welchen Abgründen dieselben führen. Ob die Frau ihrem Manne, der seine ehelige Treue verletzt hat, vergeben soll oder nicht, ob eine unheilbare, sich leicht vererbende Krankheit eines der Ehegatten, ob unverbesserliche Verschwendungssucht, welche die wirtschaftlichen und Geschäftsinteressen des Mannes absichtlich schädigt, die Ehescheidung als moralisch gut oder schlecht erscheinen lassen, ob die Ehelichuug eines gefallenen Mädchens eine gute oder schlechte Handlung ist, darüber und über tausend andere Fragen wird die Stimme des Gewissens keine deutliche Sprache reden. Sie wird uns in allen den vielen Fällen im Stich lassen, wo eine Collision der Pflichten und wo Lebensbeziehungen in Frage kommen, die in der christlichen Moral nicht vorgesehen sind. Daraus geht ihr wesentlich empirischer, histo-

rischer Charakter hervor, als das erst im Gemeinschaftsleben erworbene Bewusstsein der Sittlichkeit. Der Corse, welcher an dem Mörder seines Vaters die vendetta zu üben, der Bruder, welcher an dem Räuber der Ehre seiner Schwester Genugthuung zu fordern verabsäumt, empfindet ebenso starke Gewissensbisse, wie der Räuber, der einen Mord begangen hat. Die Stelle Röm. 2. 14 u. 15: «Die Heiden, die das Gesetz nicht haben und doch von Natur thun des Gesetzes Werk . . . beweisen, dass des Gesetzes Werk beschrieben sei in ihrem Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen» — welche von Pfleiderer (die Ritschl'sche Theologie kritisch beleuchtet, Braunschweig 1891, Seite 79) für die göttliche Herkunft des Gewissens angezogen wird, besagt nichts weiter, als dass auch diejenigen, welche nicht die offenbarten Sittlichkeitsgebote besitzen, sittlich zu handeln vermögen, gehorchend einem Gefühle, das direct aus ihren Lebensbedingungen und aus ihrer Naturanlage hervorgeht. Das Gebot: du sollst deinen Vater und Mutter ehren, wird z. B. auch ausserhalb des Christhenthums befolgt. Wenn die Stelle im Römerbriefe wirklich besagen wollte, dass das Gewissen als untrügliche Gottesstimme auch ohne die fixirte moralische Norm bestehen könne, dann wäre ja «des Gesetzes Werk» unnützer Ballast und garnicht für die sittlich-religiöse Entwickelung des erwählten Volkes nöthig gewesen. Das Gewissen ist nur insofern eine göttliche Offenbarung, als es ein christliches Gewissen ist, in welchem die Quintessenz der christlichen evangelischen Moral zum Ausdruck gelangt. Der Wilde hat keine Gewissensbisse, wenn er den Gefangenen tödtet und auffrisst; dem Mönch, welcher sich von seiner Familie zurückgezogen und in ein Kloster entfernt hat, schlägt nicht das Gewissen, wenn die Seinigen in Nothdurft und Mangel darben, während er sich mit Kasteiungen und Bussgebeten für seine Person in den Himmel einzukaufen sucht; es vertrug sich sehr wohl mit dem Gewissen von all den «erleuchteten» Seelenhirten, dass sie durch die Jahrhunderte die Religion der Liebe zu der des Hasses, des

Zwanges, des Blutvergiessens und der Scheiterhaufen machten. «Kein Mensch hat,» sagt Bergbohm in seiner «Jurisprudenz und Rechtsphilosophie» (Leipzig 1892, Seite 462) treffend, «ein allgemein ethisches Bewusstsein mit einem angeborenen, d. h. entweder fertig anererbten oder gar anerschaffenen Inhalt an latenten Urtheilen, noch weniger haben alle Menschen ein gleiches Vermögen dieser Art mit gleichem Inhalt. Sie werden vielmehr geboren mit ungleichen Dispositionen, deren Entwicklung durch Erziehung, Unterricht, unaufhörliche eigene Erfahrung, ungleichartig geleitet und missleitet wird. Hiervon macht keine Persönlichkeit eine Ausnahme, auch die kraft- und machtvollste nicht. Und wenn sie ihrem Zeitalter ganz neue Anschauungen aufzwingt, die ganze Mitwelt in neue Bahnen mit sich fortreisst, sie selbst ist stets sowohl dem Grade ihrer Bildung, als der Empfindlichkeit ihres Gewissens, sowohl der Form ihres Geistes, als dem Inhalte ihres sittlichen Bewusstseins nach ein Ergebniss aus zahllosen Faktoren der Vergangenheit und der ihre eigene Entfaltung in der Zeit begleitenden Umgebung, wie stark sie auch allmählich ihr Denken um — und ihren Charakter selbstständig ausbilden möge. Das Gewissen hält uns nur vor, dass etwas gegen unsere Pflicht sein würde oder eine Pflichtverletzung gewesen ist, aber den Pflichtbegriff selbst giebt das Gewissen nicht und er ist nicht bei allen Menschen identisch.» Aus einer Pflichtvorstellung, die irrig sein und gegen die Moral verstossen kann, darf aber die Existenz Gottes nicht gefolgert werden.

Nicht weniger widerspruchsvoll ist Egidy in seiner Lehre von dem Idealmenschen Christus. Die Vorstellung von einem rein menschlichen Christus ist nämlich weder religiös befriedigend noch überhaupt logisch denkbar. Abgesehen von Flavius Josephus, der als römisch gesinnter Geschichtsschreiber kein Verständniss für die religiösen Bewegungen unter den Juden haben konnte und nur ganz im Vorübergehen von Jesus spricht, sind die Evangelisten die einzigen Zeitgenossen Christi, welche uns über ihn berichten. Ist man nun der Ansicht, dass deren Schriften Hingebungen verzückter Phan-

tasie oder frommer Lüge seien, ja warum soll denn nicht die ganze Gestalt Christi, wie sie uns von den Evangelisten überliefert ist, ein rein abstractes Sittlichkeitsideal sein, welches sich seine Jünger nach seinem Tode erst construirt haben? Es liegt kein Grund vor, die Züge übermenschlicher sittlicher Hohheit, welche sich nach den Evangelien in Christus verkörpert fanden und die ja an sich schon ein Wunder sind, für lautere geschichtliche Wahrheit hinzunehmen, wenn man die übrigen Wunder, von denen diese selben Evangelien berichten, in das Bereich der Fabel verweist. Es erscheint ganz unlogisch, die Göttlichkeit der Person Christi, welche im neuen Testament ausdrücklich hervorgehoben wird, anzuzweifeln, zugleich aber auf Grund eben dieses selben Neuen Testamentes die wirkliche geschichtliche Existenz eines Idealmenschen anzunehmen, dessen Aussagen über seine Göttlichkeit und seine Wunderthaten dann überdies in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen. Einerseits wissen wir empirisch nichts von einer in einem Menschen verkörperten sittlichen Vollkommenheit und dieselbe muss also für die Person Christi apriorisch erst construirt und an dieselbe dann doch wieder geglaubt werden, andererseits bieten die biblischen Schriften keinen Anhaltspunkt für die Annahme, dass Christus nur ein sittlich hoch stehender Mensch gewesen sei. Wenn Egidy nach dem Vorbild von Arius, Strauss, Renan und Harnack die grundlegendsten Thatsachen in der Bibel bestreitet und diese dabei doch als Geschichtsquelle anerkannt wissen will, so nimmt er dabei wie jene eine ganz willkürliche Scheidung vor zwischen dem, was ihm als Wahrheit zu acceptiren und dem, was ihm als solche zurückzuweisen gerade beliebt. So berechtigt eine wissenschaftliche Bibelkritik auch ist, so unberechtigt erscheint es, aus einer Geschichtsquelle, der man als solcher Glauben beimisst, alles wegstreichen zu wollen, was der heutigen hinfälligen Erfahrung nicht entspricht. Entweder ist Christus gerade der, den uns die Evangelisten schildern oder der ganze Bericht von ihm und also auch die sittliche Hoheit seines Lebenswandels sind nichts als eine apokryphische Verherrlichung seiner über-

eifrigen Biographen. Es kann nur ein Entweder — Oder statuirt werden, für einen Idealmenschen giebt es hier keinen Platz, die Annahme eines solchen ist eine ganz willkürliche Fiction. Nach alledem ist also die Vorstellung eines rein menschlichen Christus weder historisch berechtigt, noch logisch möglich. Vielleicht könnte die Lehre von dem rein menschlichen Christus noch aufrecht erhalten werden, wenn wir von Christus nur von Hörensagen wüssten und der Phantasie dadurch Spielraum gelassen wäre, sich ihn mehr menschlich, als göttlich vorzustellen. Aber wir besitzen ja das Zeugniss seiner allernächsten Umgebung Wort für Wort, unsere Einbildungskraft ist an das Zeugniss der Schrift gebunden und wir haben also nur die Alternative, entweder die Heilige Schrift, die von der Göttlichkeit Christi zeugt, als glaubwürdig anzuerkennen oder ihre geschichtliche Wahrheit anzuzweifeln und ihr dann auch gar keinen religiösen Werth beizumessen.

Die Formel: «Gott — Gewissen — Unsterblichkeit» schwebt also ohne den Glauben an den auferstandenen Christus und an die göttliche Offenbarung, von der die biblischen Schriften berichten, in der Luft. Sie ist das getreue Spiegelbild unserer modernen Geistesrichtung, welche das stolze Licht des natürlichen Verstandes selbst in der religiösen Andacht nicht aus der Hand geben und nicht anerkennen will, dass eine rein verstandesgemässe, glaubenslose Religion eine reine Unmöglichkeit ist. Nicht umsonst sagt die Schrift: «Selig sind die geistlich Armen.» Die geistliche Armuth thut unserer auf ihr Wissen pochenden Zeit ganz besonders Noth! Die Lehre von dem menschlichen Christus ist ein Product der Unentschlossenheit und Unklarheit, sie ist zu unbefriedigend und widerspruchsvoll, als dass sie sich auf die Dauer behaupten könnte. Sofern unsere Kultur sich von der geoffenbarten Religion des Christenthums lossagen will, muss sie zu der Urlehre der Menschheit, der atheistischen Lehre des Buddha von dem Aufgehen im Nichtsein, der Nirwana, zurückkehren. Wenn aber nicht alle Zeichen trügen, so wird sich das offenbarungslose «einige Christenthum» in langsamem Pro-

zesse doch wieder zu dem Glauben an den lebendigen Christus abklären.

Herr von Egidy will den Teufel der Religionslosigkeit durch den Beelzebub des religionsphilosophischen Liberalismus austreiben. Der wunderfreie, rationalistische Theismus ist aber der Spielball jeder philosophischen Doctrin, ein vages Theorem, welches wohl in ein philosophisches Lehrgebäude passen, aber niemals den Stoff für eine Volksreligion abgeben kann und auch erfahrungsmässig in Deismus, Pantheismus und allerhand verschwommene religionsphilosophische Speculation ausläuft. Für das Volk sind massive historische Thatsachen nöthig, die dem religiösrealistischen Bedürfnisse eines jeden genügen können. Egidy meint die christliche Ethik von diesen Thatsachen loslösen zu können; in der christlichen Athmosphäre aufgewachsen und nachdem er bewusst oder unbewusst die Sätze der christlichen Moral in sich aufgenommen hat, macht er, gleich den vielen Anderen, die die Erhabenheit der christlichen Ethik anerkennen, aber von dem Offenbarungsglauben nichts wissen wollen, eine Art statischen Kunststückes, indem er die practische Anwendung und Verwirklichung des christlichen Glaubens so hinstellt, als ob dieselbe auch ohne das Glaubensfundament dastehen könnte. Das Experiment ist um so leichter ausführbar, als es von moralisch hochstehenden Menschen vorgenommen wird. Der Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen fällt ja mit demjenigen von guten und schlechten Menschen nicht ohne Weiteres zusammen, denn, wenn auch der christliche Glaube der sicherste Weg zu einer sittlich hochstehenden Weltanschauung ist, so kann doch eine solche, obzwar schwerer erreichbar, auch ohne diesen Glauben bestehen. Man kann ein edler Mensch sein ohne irgend ein Dogma der christlichen Religion für wahr zu halten, und man kann ein minderwerthiger Character sein, obgleich man an alle christlichen Dogmen glaubt. Männer wie Egidy, die sich Christus zum Vorbilde genommen haben, stehen auch wenn sie in ihm blos einen Menschen erblicken, moralisch sehr viel höher, als die grosse Zahl derjenigen, die ohne je am Apostolikum

Anstoss genommen zu haben ihr Verhalten blos nach Opportunitätsrücksichten regeln und ohne jeden eigentlichen ethischen Gehalt dahinleben. Religiös beanlagte Menschen wirken, auch wenn sie den Glauben an den göttlichen Heiland verloren haben, unter ihren Mitmenschen viel mehr Gutes, als so manche augenverdrehende Betschwester, die grosse Stücke auf ihr sonntägliches Absingen der Lieder in der Kirche hält, aber dabei zu Hause hinter der Kaffetasse an ihren «lieben» Nächsten nicht ein gutes Haar lässt. Die spinozistische Ethik und die «Trostgedanken» Moltkes bekunden, wie auch die ganze Lebensführung Spinozas und Moltkes, eine sittliche Höhe, die viele Offenbarungsgläubige nicht erreicht haben. Für einen Weltweisen, der wie der jüdische Mönch kein anderes Glück suchte und kannte als die Lust des Denkens und für einen durch seine Entsagungs- und Leistungsfähigkeit so ausserordentlichen Mann wie den grossen deutschen Strategen ist es eben eher ausführbar ohne den christlichen Glauben christlich zu leben, als für den Durchschnittsmenschen. Solche Existenzen können aber nicht als Norm für die Allgemeinheit gelten. Im gewöhnlichen Leben stellt es sich sehr bald heraus, dass nur der Glaube an Christum und an die Pflicht und Frucht des Ausharrens für die Ewigkeit den Menschen fähig macht, die Forderungen der christlichen Moral im practischen Leben zu befolgen. Es wäre ein wunderliches Unternehmen, einen Baum ohne Wurzel in seinen Garten verpflanzen zu wollen; nicht besser steht es um das Experiment, die christliche Ethik als für sich verbindlich zu erklären mit Vorbehalt ihres Eck- und Grundsteines, der Forderung des christlichen Glaubens. In «Robert Elsmere» wird die neue Religion, welche nur einen menschlichen Christus kennt, dem Glauben an den göttlichen Dulder als gleich- oder mehrwerthig gegenübergestellt. Aber schon Lessing hat darauf hingewiesen, dass wenn Christus ein gewöhnlicher Mensch gewesen sei, der Islam viel höher stehe als das Christenthum, denn der Gott des arabischen Propheten sei ein supranationaler Gott, der alle Völker umfasse, während der Jehova der Juden nur ein Stammesgott sei. Immerhin kann

aber bei aller Betonung des Glaubensmomentes nicht bestritten werden, dass «der Kern aller Religionen, wie Moltke sich treffend ausdrückt, die Moral ist, welche sie lehren.» Es ist dies eine Wahrheit, welche erst durch eine übermässige Betonung des Kultus verwischt wird. Wenn man den inneren Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit auflöst, wird die Religion zu einer Art Seligkeitsversicherungsanstalt ohne jeden Einfluss auf das sittliche Leben. Neben ihrem transscendenten Zwecke der Vorbereitung auf das jenseitige Leben verfolgt die Religion auch das rein irdische Ziel der Durchführung und thatsächlichen Befolgung der allerdings auf Gott bezogenen, sich aber nur im practischen Leben verwirklichenden Sittlichkeit. Die christliche Lehre sagt ausdrücklich, dass alles Beten zu Gott nichts nütze, wenn demselben nicht die Früchte der thatsächlichen Befolgung der christlichen Moral auf dem Fusse folgen. Rein von der Welt, in der wir leben, aus betrachtet ist die Religion daher nur das Mittel zum Zweck der moralisch guten Lebensführung. Es ist falsch von der Anschauung auszugehen, dass der Gang in die Kirche und die Theilnahme an den religiösen Handlungen daselbst schon an und für sich ein Verdienst seien, während dieselben doch nur den Werth eines guten Vorsatzes haben, der gewiss verdienstlich ist, wenn er ausgeführt wird, dagegen werthlos bleibt, wenn ihm keine practische Befolgung durch die That auf dem Fusse folgt. Man nennt die kirchlichen Handlungen allerdings den Gottesdienst, aber man kann damit doch nicht die Vorstellung verbinden, als ob man Gott ungefähr in der Weise diene, wie man dem Staate oder irgend einem anderen Arbeitgeber in gewissen Arbeitsstunden dient. Es ist irrthümlich anzunehmen, dass je mehr der Mensch in der Kirche an der Andacht und den religiösen Handlungen Theil nimmt, er desto gottgefälliger werde. In consequenter Verfolgung dieses Gedankens wird von selbstgefälligen Dienern der Kirche gelehrt, dass der Klerus auf der Leiter der Gottgefälligkeit am höchsten stehe.

Ob all' die Uebungen, die der Ritus auferlegt, vollführt werden, das muss doch einem Gotte, wie wir ihn uns vorstellen, an sich

völlig gleichgültig sein, wenn nicht dies Alles ein blosser Ausdruck der Richtung zum Guten ist, ein in der Kirche gegebenes Versprechen bildet, das darauf im practischen Leben auch wirklich erfüllt wird. Das ganze Leben, nicht nur der Kirchgang, ist Gottesdienst, sofern Gott der Geist des Guten ist, welcher sich im Wirken und Streben des Menschen offenbart. Das Fasten ist gewiss «eine feine äusserliche Zucht», wie Luther sagt, gewöhnlich dient es aber dazu, den moralischen Kern der Religion zu verdunkeln, denn die Beobachtung des von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Fastens wird schon an sich als gute Handlung aufgefasst, während es doch höchstens nur ein zweckdienliches Vorbereitungsmittel zur religiösen Erhebung sein kann. In moralischer Hinsicht ist es völlig gleichgültig, ist es weder gut noch böse, ob Jemand Fleisch oder Fisch isst. Nur zu oft wird an die Stelle des moralischen Kernes der Religionen ein wüster Haufen von Formeln und Kasteiungen gesetzt, die keine Spur einer sittlichen Vervollkommnung an sich tragen. Daher erklärt sich denn auch der bei vielen Christen beobachtete Widerspruch zwischen der eifrigen Antheilnahme an den kirchlichen Handlungen und einer moralisch indifferenten Lebensführung. Diese Art des Christenthumes, welche sich mit allerlei kirchlichen Gebräuchen gewissermassen Gottes specielles Wohlwollen verdienen zu können meint, steht in der Rohheit seiner religiösen Conzeption weit unter den Anforderungen der Jetztzeit. Gar mancher Lebenskämpfer, der seine Familie vor Nothdurft bewahrt, rechts und links bei seinen Mitmenschen helfend eingegriffen und in seiner Lebensstellung, mit seiner Arbeit, sich um manches gemeinnützliche Werk verdient gemacht hat, steht dem Gott, welcher nicht als menschenähnlicher Despot unheilbrütend über der Welt thront und nur durch Kirchenzeremonien mild gestimmt werden kann, sondern sich als Geist des Guten überall offenbart, unendlich viel näher, als der aus egoistischem Seligkeitstriebe weltabgeschiedene Mönch, oder der blos auf Grund seiner Zugehörigkeit der künftigen Seeligkeit gewisse Eiferer.

Von Anfang der Culturentwickelung an lässt sich verfolgen, dass der Gottesbegriff eines Volkes desto anthropomorpher ist, je niedriger es auf der Stufenleiter der Zivilisation steht. Geht man von der Anschauung aus, dass Gottes Gunst durch äusserliche Handlungen zu verdienen und zu erhandeln sei, so steckt man noch mitten im Anthropomorphismus. Gott muss als Geist verehrt werden, dem allein durch eine Bethätigung der christlichen Moral gedient wird. Nur auf solche Weise kann einem Geiste gedient sein, der nicht nur ein überirdisches Wesen hat, sondern sich auch irdisch überall offenbart, wo edle Gesinnung waltet und das Schlechte durch das Gute überwunden wird.

Doch auch die bestimmte confessionelle Form, in der uns die Religion geboten wird, ist nothwendig. Moltke beklagt, «dass die Form, in welcher die Religion gegeben wurde, zur Hauptsache gemacht wird.» Seine Zweifel richten sich nicht gegen die Religion, sondern nur gegen die Form, in welcher sie uns dargebracht ist. «Das Christenthum, sagt er, hat die Welt aus der Barbarei zur Gesittung emporgehoben. Es hat in hundertjährigem Wirken die Sklaverei beseitigt, die Arbeit geadelt, die Frau emanzipirt und den Blick in die Ewigkeit geöffnet. Aber, war es die Glaubenslehre, das Dogma, welches diesen Segen schuf?» Wenn man auch weit davon entfernt ist, die Dienste, die das Dogma leistete, zu überschätzen, so wird man doch zugeben müssen, dass eine Religion ohne bestimmte dogmatische Form überhaupt nicht denkbar ist. Die Lehre vom selig machenden Glauben ist durchaus keine Eigenthümlichkeit der christlichen Religion. Da überhaupt jede Ueberzeugung implicite die Verneinung der gegentheiligen Ueberzeugungen in sich schliesst, so ist es ja nur logisch richtig, dass jede Glaubensform sich als die allein richtige ausgeben muss. Eine Glaubenslehre, welche zugeben wollte, dass eine andere, ihr in fundamentalen Grundsätzen widersprechende Lehre Recht habe, gäbe sich hiermit selbst ein Armuthszeugniss. Omnis determinatio est negatio. Es giebt nur eine Wahrheit und diese eine Wahrheit schliesst das Gegentheil aus. Eine jede

Glaubenslehre muss sich daher als rechtgläubig ansehen, soll sie nicht dem religiösen Indifferentismus verfallen. Wie im Christenthum nicht das Vorhandensein eines religiösen Gefühls genügt, sondern der konkrete Glauben an Christum gefordert wird, so hängt auch für den Mohamedaner alles vom Glauben an den Propheten ab, kommt für den Buddhisten alles auf den Glauben an die Richtigkeit der Lehren Buddhas an. Der Ungläubige ist bei Christ, Mohamedaner, Buddhist und Jude in Bann gethan, auch wenn er sonst alle Tugenden besässe. Je stärker eine positive Ueberzeugung ist, desto stärker muss sie sich nach ihrer negativen Seite äussern. Der religionsphilosophische Liberalismus, der sein überlegen klingendes «Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth» als Losungswort ausgiebt, birgt grosse Gefahren für die Lebensfähigkeit eines jeden christlichen Bekenntnisses, denn ohne Dogma und festumgrenzte Form kann überhaupt keine kirchliche Gemeinschaft bestehen.

II.

Aus der reichhaltigen theologischen Literatur freisinniger Färbung greifen wir die in den Deutschen «Zeit- und Streitfragen» (Neue Folge, 2. Jahrgang, Heft 8) erschienene Abhandlung von Wilhelm Brückner, Stadtpfarrer in Karlsruhe, heraus über «die Stellung des gegenwärtigen Glaubensbekenntnisses zu den biblischen Wundern». Brückner äussert sich dahin, dass «das Apostolikum als ein sehr ungenügender, durchaus einseitiger Ausdruck dessen erscheine, was das Neue Testament, als Inhalt, als Wahrheit in seiner Gesammtheit uns biete, dass das, was im Apostolikum zusammengefasst ist, nicht das Christenthum Christi selbst, nicht die Religion sei, die er selber verkündigt hat und die wir aus unseren Evangelien noch nachzubilden im Stande sind, und schliesslich, dass die biblischen Wunder in erster Reihe Gebilde der Phantasie der gläubigen Gemeinde seien, welche in den Wundererzählungen die Ereignisse der Vergangenheit verherrlichen.» In gleichem Sinne führt Pfleiderer

(in seiner Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. Berlin 1884, Band 2, Seite 437) aus, dass die Wundersagen in den ersten christlichen Gemeinden auf das gehobene Christusbild der paulinischen Speculation und der apokalyptischen Prophetie zurückzuführen und nur entstanden wären, weil sie dem entsprachen, was die Zeitbildung erwartete, ohne welche Hilfsmittel eine neue Religion ihren Einzug in die Welt überhaupt nicht hätte halten können. Wenn man in Erwägung ziehe, welcher sinnlose Aberglaube in der damaligen griechisch-römischen Welt sogar von Gebildeten geglaubt wurde und mit welcher krankhaften Sucht nicht nur der Pöbel, sondern auch die oberen Stände auf abenteuerliche Wunder und Geheimnisse förmlich erpicht waren, so erscheine der Sagenkranz, der um die Gestalt Jesu gewunden worden sei, als ein reines Product der damaligen Geistesrichtung ohne irgendwelchen positiven Kern. Ebenso läuft die Argumentation in «Robert Elsmere» darauf hinaus, dass die Wunder blos als das nothwendige Product eines menschlichen Zeugnisses in der Vorzeit wissenschaftlichen Erkennens aufzufassen seien. Das Wunder sauge seinen Lebensodem aus der physikalischen Unwissenheit und dem krassen Aberglauben und müsse unwiderruflich vor dem Lichte der Forschung vergehen. Die Wunder der christlichen Geschichte verdienten nicht mehr Glaubwürdigkeit, als die gefälschten Isidorischen Decrete, der fabelhafte Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca und der mittelalterliche Glaube an Hexen und Zauberei. Zu demselben Endresultate gelangen schliesslich auch die «Trostgedanken»: «die Vernunft ist», heisst es in ihnen, «durchaus souverän, sie erkennt keine Autorität über sich; keine Gewalt, wir selbst nicht, kann sie zwingen, für unrichtig anzunehmen, was sie als wahr erkannt hat. Sie tritt in Widerspruch mit manchen ehrwürdigen Ueberlieferungen und sträubt sich gegen das Wunder «des Glaubens liebstes Kind», sie kann sich nicht überzeugen, dass die Allmacht nöthig haben sollte, um ihre Zwecke zu erreichen, in Einzelfällen die Gesetze der Natur aufzuheben, welche diese in Ewigkeit regieren.» Der oberste Richter über Sein und

Nichtsein soll also die Vernunft sein. Was sie über das Wesen der Dinge aussagt, hat einen absoluten Werth, ist Thatsächlichkeit, Wirklichkeit, Wahrheit, was ihr widerspricht — Fabel, Dichtung, Lüge und weil sie sich «gegen das Wunder sträubt,» so ist dasselbe ein wesenloses Gebilde der Phantasie.

Um die rationalistische Weltauffassung auf ihren Werth hin zu prüfen, muss untersucht werden, ob wirklich genügend Grund dafür vorhanden ist, ein Wunder, d. h. eine Veränderung in der Körper- und Geisteswelt, welche sich mit der Vernunft nicht in Einklang bringen lässt, in Abrede zu stellen, weil dieser Vorgang ausserhalb der Vernunft liegt. Ist es logisch zulässig, methaphysisch berechtigt, die Wirklichkeit des Wunders zu verneinen, weil es vernunftwidrig ist?

Die Vernunft ist offenbar nur ein Product der Erfahrung, der Ausdruck dessen, was wir auf Grund unserer sinnlichen Wahrnehmung und unserer Verstandesarbeit von der Welt wissen. Da aber unser Wissen sich nicht immer gleich bleibt, sondern in dem Lauf der Zeiten wechselt, so kann auch die Vernunft kein unveränderliches Wesen haben. Und in der That ist die Vernunft des Menschen denn auch nichts absolutes, sondern nur der jedesmalige Ausdruck einer bestimmten Zeitepoche, in welcher, und eines bestimmten Ortes, an welchem er lebt. Man darf nicht von einer absoluten Vernunft, sondern nur von einer höchst relativen, örtlich und zeitlich bedingten Vernunft reden. Auguste Comte sprach z. B. noch im Jahre 1857 mit der grössten Bestimmtheit aus, dass man wohl die Grösse und Entfernung der Gestirne berechnen, niemals aber von derer stofflicher Beschaffenheit werde etwas wissen können und schon einige Jahre darauf wurde die Spectralanalyse entdeckt und dadurch die Möglichkeit gewonnen, die stoffliche Zusammensetzung eines jeden sichtbaren Sternes auf das genaueste zu bestimmen. Nach Comte hätte man nur durch einen ausserhalb der menschlichen Vernunft liegenden Vorgang, durch ein Wunder, zu solch einem Resultat gelangen können und doch war dazu blos das

höchst einfache Mittel der prismatischen Strahlenbrechung nöthig. Das als unmöglich Erscheinende und der Vernunft Widersprechende von vormals war also in der That sehr einfach möglich und auf der Hand liegend. Was heute unvernünftig ist, kann vielleicht schon morgen ganz vernunftgemäss sein. Die Erfahrung hat in unzähligen Fällen gelehrt, dass es eine durch nichts gerechtfertigte Ueberhebung ist, kurzer Hand alles das als unmöglich zurückzuweisen, was der sinnfälligen Erfahrung widerspricht. Unsere Sinne, auf deren Aussagen der «natürliche Menschenverstand» sein apodictisches Urtheil stützt, sind nichts weniger als unfehlbare Richter über das Wesen der Dinge. «Sehen wir nicht,» führt der französische Astronom Flammarion aus, «Sonne, Mond und Sterne sich um die Erde drehen und doch ist dies nicht der Fall, fühlen wir nicht, dass die Erde unter uns feststeht und doch bewegt sie sich mit rasender Schnelligkeit, sehen wir nicht die Sonne sich über den Horizont erheben und doch befindet sie sich in Wirklichkeit noch unter demselben. Wir fassen feste Körper an und doch giebt es nicht Körper, welche physikalisch thatsächlich fest sind. Wir hören Töne und Harmonien und doch pflanzt die Luft Bewegungen fort, die an und für sich lautlos sind. Wir bewundern die Lichtreflexe und alle die Farben, mit denen die Natur unser Auge ergötzt und doch giebt es in der That weder Licht, noch Farben, sondern nur lichte und farblose Aetherbewegungen, welche in unserem Sehnerv optische Erscheinungen erzeugen. Wenn wir den Finger ins Feuer halten, so schmerzt er uns und doch ist es eigentlich nicht der Finger, der schmerzt, sondern das Gehirn ist der Ort der Schmerzempfindung. Wir sprechen von Hitze und Kälte und doch giebt es im Weltall weder Hitze noch Kälte, sondern nur Bewegung. Nicht nur, dass unsere Sinne uns täuschen, sie erweisen sich überhaupt als völlig unzulänglich, um uns den Eindruck des ganzen Lebens der Natur zu gewähren. Von der letzten akustischen Wahrnehmung, welche von unserem Ohre, aufgenommen wird und aus 36,850 Vibrationen in der Secunde besteht bis zur ersten optischen Wahrnehmung, welche von unserem

Auge gemacht wird und 458,000,000,000,000 Vibrationen in derselben Zeiteinheit zählt, nehmen wir rein garnichts wahr. Mit diesem ungeheuren Zwischenraum, in welchem unzählige sinnliche Wahrnehmungen möglich wären, setzt uns keiner unserer Sinne in Verbindung.» Schliesslich ist auch damit, dass wir die sinnfällige Anschauung von den Dingen auf Bewegungen zurückführen, unser metaphysisches Erkennen nicht gefördert, denn das Wahrnehmen der Bewegung verdanken wir doch wiederum nur unseren Sinnen. Wir machen einen Schritt über unsere sinnfällige Anschauung hinaus, finden uns dann aber vor einer unübersteiglichen Mauer, denn über eine rein subjective Bewerthung der Vibration kommen wir nun einmal nicht hinweg und von deren eigentlichem Wesen können wir nichts wissen. Weil unser Verstand weiter reicht als die Wahrnehmungen der Sinne, so suchen wir hinter der Erscheinungen Flucht das wahre Wesen der Dinge, aber unser metaphysisches Erkennen tappt dabei im Dunkeln, denn von den Vorstellungen, die uns unsere Sinne übermitteln, können wir uns nun einmal nicht losmachen, aus unserer Haut können wir nicht hinausfahren und eine ohne jede Beimischung sinnfälliger Erfahrung vor sich gehende Beurtheilung der Dinge ist eine reine Unmöglichkeit. Das ist es, weswegen der vermessene Denker, welcher auf dem Sonnenwagen des Gedankens die Welt bis an ihre letzte Ursache durchdringen will, früh oder spät aus der Gedankenhöhe, in der er dünkte «den Erdensohn abgestreift zu haben» in die bittere Erfahrung hinabstürzt, dass «wir nichts wissen können.»

In der bedeutsamen Rede: «Welche Auffassung der lebenden Welt ist die richtige?» vom Jahre 1860 führt Karl Ernst von Baer aus, wie wir Menschen Beharrlichkeit und Veränderung in der Natur nur an unserem subjectiv menschlichen Masstabe messen und dass zeitlich anders denkenden Geschöpfen, wie wir sind, das Naturgeschehen ganz anders vorkommen müsste. «Der schnellste Gedanke, sagt Baer, braucht mindestens $^1/_8$ Secunde zu seiner Ausführung. Stellen wir uns nun Wesen vor — und warum sollte es solche nicht

geben — die ebenfalls wie der Mensch immer nur eine Vorstellung auf einmal haben, aber statt 8 in der Secunde 10 mal so viel, also 80. Solche Wesen würden eine Flintenkugel, die wir im Fluge nicht mehr erkennen, ganz gemächlich dahinfliegen sehen. Anderen Wesen dagegen, die viel langsamer dächten als wir Menschen, würde das, was uns beharrlich dünkt, schnell vergehen. Die Sonne würde ihnen über den Himmel schnell dahinsausen und Gras und Bäume in rasender Eile emporschiessen und wieder verwelken.» Wenn es Wesen geben kann, welche, mit anderen Sinnen begabt wie wir, die Welt in anderer Erscheinung sehen, so darf unsere Anschauungsweise der Dinge nicht als die einzig richtige hingestellt werden. Neben unserer Vernunft sind unzählige andere Arten von Vernunften denkbar, denen dasjenige, was für uns unbegreiflich ist, natürlich und begreiflich erscheinen könnte. Wir können nicht umhin zuzugeben, dass unser Urtheil über die Dinge nur gewisse Beziehungen derselben zu unserer speciellen Intelligenz enthält, niemals aber alle ihre denkbaren Beziehungen und Eigenschaften umfasst. Soweit wir immer forschend ringsum schweifen, wir stossen doch immer und immer wieder auf eine Schranke, die unsere Fassungskraft und unser Erkenntnissvermögen nicht überspringen. Aus dieser Relativität der menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit und aus der Unmöglichkeit eines absoluten metaphysischen Erkennens geht hervor, dass es vermessen und unbegründet ist, alles leugnen zu wollen, was der Vernunft nicht entspricht. Die apriorische Annahme der Unmöglichkeit des Wunders wäre nur statthaft für eine Vernunft, für die das ignorabimus von Dubois-Reymond, das non liquet von Kant nicht gesprochen, die Quadratur des Kreises keine Schwierigkeiten böte, mit einem Worte für eine unbegrenzte, absolute Vernunft, der gegenüber Christus zu den Aposteln nicht die Worte gesprochen hätte: «Ich habe Euch noch viel zu sagen, aber Ihr könnt es jetzt nicht tragen.» Unsere Sinne täuschen uns auf Schritt und Tritt, der gepriesene natürliche Menschenverstand ist ein schwächlich glimmendes Irrlicht, die stolze Vernunft eine höchst einseitige Beziehung zu den Dingen,

unser ganzes Wissen von der Welt blos eine Wiederspiegelung unseres sehr unvollkommenen, in die engen Schranken der Sinne umgrenzten Wesens. Und wir sollten uns vermessen alles, was wir in der jämmerlichen Relativität unseres Urtheils nicht begreifen, von vornherein für unmöglich zu halten! Wir lächeln über den Bauer, der auf seiner engbegrenzten Scholle zu der Kunde von den Erfolgen der Technik ungläubig den Kopf schüttelt. Thut nicht der Rationalist dasselbe, der aus den engen Grenzen seiner sinnfälligen Erkenntniss heraus die Möglichkeit jedes Vorganges, den die Vernunft nicht begreifen kann, in Abrede stellt. Es ist also ganz willkürlich, die Möglichkeit des Wunders aus dem Grunde zu verneinen, weil es einen ausserhalb der menschlichen Vernunft liegenden Vorgang bildet.

Allerdings gehört das Wunder nicht in den Bereich der Wissenschaft, weil es ein Unbegreifliches ist, das nicht gewusst, sondern nur geglaubt werden kann. Man wird es daher verständlich finden, dass Charcot sich in der Londoner «New Review» in einem Aufsatze über den heilenden Glauben «The faith-healing» ablehnend gegen das Wunder ausspricht: «Jedes therapeutische Wunder, sagt er, hat seine Erklärung und die Gesetze, die seine Entstehung und Entwickelung beherrschen, werden uns nach und nach bekannt. Die Elemente des Wunders muss man studiren und dann wird man zu dem Schlusse gelangen, dass manche wunderbaren Heilungen, die angeblich durch ein übernatürliches Wunder herbeigeführt worden sind, auf ganz natürliche Weise entstanden.» Die Wissenschaft, welche die Lehre vom Erkennbaren ist, muss ja ihrem Wesen nach das Wunder aus dem Kreise ihrer Betrachtung schliessen. Ihre Aufgabe besteht darin, alles Geschehende in den Zusammenhang des Erklärbaren zu bringen. Die Statuirung eines Wunders müsste ein Loch in ihrem erkenntnissmässigen Gefüge bilden und sie kann daher das Wunder nicht in ihr System aufnehmen. Andererseits ist sie aber nicht im Stande, die Möglichkeit eines solchen in Abrede zu stellen.

Doch es soll ja das Naturgesetz die Annahme eines Wunders logisch ausschliessen. Ausgehend von der mechanischen Weltanschauung Spinozas, welcher die Transcendenz Gottes mit dem, was wir Persönlichkeit Gottes nennen, aufgehoben und das Leben der Welt lediglich als Wirkung der Immanenz Gottes, ja als eigentliches Leben Gottes selbst aufgefasst wissen wollte, hat der Naturalismus und der ihm verwandte pantheistische Rationalismus die Behauptung aufgestellt, die Erkenntniss der ununterbrochenen Kette von Ursachen und Wirkungen und der völligen Gesetzmässigkeit des Naturlaufes schliesse den Wunderglauben unbedingt aus. Nicht ein in das Leben der Welt plötzlich und ungefähr mit Durchbrechung des Naturlaufes unmittelbar eingreifender Gott, sondern allein «die Naturgesetze regierten die Welt.» Abgesehen davon, dass der Ausdruck von den regierenden Naturgesetzen nicht glücklich gewählt ist, weil nur eine Persönlichkeit und nicht wesenlose Gesetze «regieren» können, so erscheint uns der Begriff des Naturgesetzes nicht geeignet, um von ihm überhaupt eine Weltauffassung ableiten zu können. Unter Naturgesetz ist offenbar nur das ordnungsgemässe Walten der Natur zu verstehen, es hat an sich ebensowenig eine selbstständige, objective Existenz, als die logische Folgerichtigkeit und das zielbewusste Handeln eines charactervollen Mannes auf die Existenz specifischer denselben regierender ausser ihm bestehender Gesetze schliessen lassen. Es bleibt einem Jeden ja unbenommen, sich «die Natur, die knechtisch dem Gesetz der Schwere dient» als «entgöttert» vorzustellen oder in ihr das Walten eines Gottes zu spüren, aber jedenfalls bietet die unverbrüchliche Gesetzmässigkeit des Naturlaufes gar kein Argument gegen die letztere Annahme.

Die Verneinung der Möglichkeit des Wunders auf Grund des Naturerkennens ist auch aus dem Grunde übereilt, weil wir blos über ein sehr lückenhaftes Wissen von der Naturgesetzlichkeit verfügen. Ueber die schwerwiegendsten Fragen der natürlichen Entwickelung steht noch jede Antwort aus: das Naturgesetz, demzufolge die Welt entstand, das Organische sich bildete, der Mensch das

Licht der Welt erblickte, kennen wir gleich unzähligen anderen Naturgesetzen thatsächlich nicht. Und zudem hat gerade der grosse Fortschritt der Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, die unübersteiglichen Grenzen unserer Erkenntniss der Natur festzustellen. Bei noch so vorgeschrittener Kenntniss der Naturgesetze werden wir doch niemals in den Stand gesetzt sein, die Einwirkung Gottes auf die Welt kategorisch verneinen oder derselben irgend welche Schranken stecken zu können. Die Naturalisten meinen der Gottesidee entrathen zu können, weil sich im Geschehenden ein Causalnexus nachweisen lasse. Derselbe ist aber lange nicht in allen Thatsachen nachweisbar und daher ist die Wissenschaft nicht im Stande, das Wunder und die Weltregierung Gottes grundsätzlich zu leugnen. Wer kann entscheiden, ob z. B. in den Fällen, wo wider alles Wissen der Medicin eine Heilung stattfand, «die Natur sich selbst geholfen hat», wie man zu sagen pflegt, oder ob eine Einwirkung göttlichen Einflusses sich vollzog. Die Frage, ob die der Materie innewohnenden Gesetze oder die Natur als gehorsame Dienerin des göttlichen Willens die Heilung bewirkte, wird in entgegengesetztem Sinne von zwei sich bekämpfenden Weltanschauungen beantwortet, von denen die eine, der Wunderglauben, jedenfalls das für sich anzuführen hat, dass solange wir unerklärliche Vorgänge sich vollziehen sehen, wir schon aus mangelndem Wissen des Gegentheils die Möglichkeit des Wunders nicht von Hause aus in Abrede stellen können.

O. Pfleiderer giebt das zum Theil zu, wenn er sagt (Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. Berlin 1884, 2. Band, Seite 443): «dass wir von der Natur im Einzelnen nur unvollständige Kenntnisse haben, ist zwar ganz richtig, aber das wissen wir darum doch, fügt er hinzu, dass die Natur ein in sich selber gesetzmässig zusammenhängendes Ganzes von Ursachen und Wirkungen ist, dessen Begriff schon jede Möglichkeit gesetzwidriger Erscheinungen ausschliesst. Nicht blos Einzelheiten unserer Naturerkenntniss, die an sich immer etwas Zufälliges haben, sondern unser ganzer Begriff der

Natur, der durch die Nothwendigkeit unserer Denkgesetze selber gefordert ist, wird durch die Annahme der Möglichkeit von Wundern aufgehoben.» Der Begriff der Natur wird durch die Möglichkeit von Wundern nicht aufgehoben, wenn das Naturgesetz, das Wunder und das Walten Gottes in der Natur in den richtigen, organischen Zusammenhang zu einander gebracht werden. Um das Wunder als eine metaphysische Möglichkeit erscheinen zu lassen, muss nicht nur, wie geschehen, die geistlose rein mechanische Welterklärung des Naturalismus, sondern auch die für einen wissenschaftlich Gebildeten nicht annehmbare Weltanschauung des Supranaturalismus zurückgewiesen werden. In einer für alle Zeiten gültigen Weise hat Spinoza dargelegt, wie die Unmöglichkeit, dass etwas wider die Naturgesetze geschehe, daraus hervorgehe, dass diese ja nichts anderes seien, als eben die göttlichen Willensbestimmungen, die aus der Nothwendigkeit und Vollkommenheit der göttlichen Natur folgen. Zu sagen, dass Gott etwas wider die Gesetze der Natur thue, hiesse soviel als dass er gegen seine Natur handle, was das Widersinnigste wäre. Auch könne nichts über die Natur hinausgehen in der Art, dass es von ihren Gesetzen unabhängig wäre, weil diese sich auf alles, was Gegenstand göttlichen Denkens ist, erstrecken. Es sei auch unvernünftig zu meinen, dass Gott die Natur so machtlos und ihre Gesetze so unfruchtbar geschaffen habe, dass er ihr öfter von Neuem zu Hülfe kommen müsste, um sie in Bestand und die Dinge in gutem Fortgange zu erhalten. Doch auch streng christliche Denker wie der Kirchenvater Augustin und der Begründer der deutschen Philosophie, Leibniz, stimmen darin mit dem jüdischen Philosophen völlig überein, dass die Natur nichts als die Erscheinung des Willens Gottes, dass nichts wider die Natur, weil nichts wider Gottes Willen sei und dass Gott eine Aenderung in der von ihm einmal zur Erschaffung erwählten Welt nicht bewirken könne, ohne damit den einmal gefassten Entschluss seiner Weisheit als unvollkommen zurückzuziehen, was nicht denkbar sei.

Wäre es nicht möglich, mit dieser Vorstellung aus dem «Urväter-Hausrath», als ob man sich Gott in einem Gegensatze zum

Naturgesetze denken müsse, endlich einmal aufzuräumen? Es heisst sich auf eine falsche, sehr angreifbare Basis stellen, wenn man ein Hineinragen des göttlichen Willens in den natürlichen Lauf der Dinge statuirt und daraus einen Dualismus Gottes und der Natur künstlich zu Stande bringt. Die Vorstellung, als ob Gottes Wille den Naturzusammenhang durchbräche, ist nichts weiter, als eine Uebertragung des Begriffes der Souveränität menschlicher Machthaber auf die Allmacht Gottes, welche in dem ordnungsgemässen Leben der Natur weder eine Schranke noch eine Aufhebung erfahren dürfe. Nach dieser naiven Auffassung stände das Wunder allerdings nicht nur im Gegensatze zum Naturzusammenhange, sondern widerspräche auch der Vorstellung von der Allwirksamkeit Gottes. Es ist unphilosophisch und widerspricht dem religiösen Bewusstsein, sich einen willkürlich handelnden Gott zu denken, der die Naturgesetze durchbräche, denn gerade die unverbrüchliche Ordnung und absolute Gesetzmässigkeit in der Natur entspricht dem Wesen einer vernünftig waltenden, vollkommenen, göttlichen Intelligenz. Schleiermacher sagt darüber in seiner Glaubenslehre:

§ 46. Das fromme Selbstbewusstsein, vermöge dessen wir alles, was uns erregt und auf uns einwirkt, in die schlechthinnige Abhängigkeit von Gott stellen, fällt ganz zusammen mit der Einsicht, dass eben dieses Alles durch den Naturzusammenhang bedingt und bestimmt ist, und

§ 47. Aus dem Interesse der Frömmigkeit kann nie ein Bedürfniss entstehen, eine Thatsache so aufzufassen, dass durch ihre Abhängigkeit von Gott ihr Bedingtsein durch den Naturzusammenhang schlechthin aufgehoben werde.

Thut denn die Gesetzmässigkeit des Weltlaufes der Allmacht Gottes irgendwelchen Abbruch und ist uns wirklich die Möglichkeit des Gebetes und der Bitte um Gottes Beistand durch die Thatsache abgeschnitten, dass wir in den Naturgesetzen die Spuren seines Wirkens erschauten? Gerade die grossartige Regelmässigkeit des Naturlaufes, die wir heutzutage in vollkommenerer Weise zu begreifen

gelernt haben, verleiht uns noch mehr als zuvor die Möglichkeit, Gott in seinen Werken zu bewundern. Es widerspricht gewiss nicht dem religiösen Gefühl mit dem Altmeister der Statistik Süssmilch «in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts die göttliche Ordnung» zu sehen.

Zu dieser Regelmässigkeit in der Natur und in den Schicksalen der Menschen steht das Wunder nicht im Widerspruch, denn es bildet durchaus kein supranaturalistisches Geschehen. Es wäre an der Zeit, sich von den ausgetretenen Kinderschuhen des menschlichen Geistes loszumachen und die ganze Lehre vom Supranaturalismus in die Rumpelkammer der überwundenen Theorien zu werfen. Der Begriff des Uebernatürlichen, dessen man Jahrhunderte hindurch in der christlichen Weltanschauung nicht entrathen zu können meinte, ist ein vollständiges Nonsens, ein wahrer Widerspruch in sich selbst, denn sollte wirklich ein Vorgang übernatürlich sein, so könnten wir ihn, die wir in der Natur leben, ja nicht wahrnehmen und sollten wir ihn wahrnehmen, so geht gerade daraus, dass wir ihn wahrnehmen hervor, dass er ein innerhalb der Natur sich vollziehendes Geschehen bildet und also nicht übernatürlich ist. Der Begriff des Wunders braucht garnicht auf einer Durchbrechung des Naturgesetzes und auf der Annahme eines über- oder widernatürlichen Geschehens zu beruhen. Nach Analogie des Zusammenhanges von Geist und Körper im Menschen ist auch in der Natur ein Durchdringen der Materie von dem Geiste Gottes in der Weise zu denken, dass ebenso wie wir den innigen Zusammenhang der psychischen und physischen Vorgänge im Menschen nicht näher zu bestimmen und zu enträthseln vermögen, sich auch unserem Urtheil entzöge, ob eine Veränderung in der Körperwelt als reiner Ausfluss der den Stoffen immanenten Naturgesetze anzusehen oder aber auf eine Einwirkung des Geistes Gottes zurückzuführen wäre. Ebenso wie wir die Einwirkung des Geistes auf den Körper nicht in Abrede stellen, obgleich wir das Uhrwerk der sich im Allgemeinen gleichbleibenden körperlichen Funktionen kennen, so können wir auch das Walten Gottes in der

Natur nicht aus dem Grunde bestreiten, weil eine Reihe von Naturgesetzen festgestellt worden sind. Zu diesem Walten Gottes gehört das Wunder, welches nichts Widernatürliches, sondern nur ein Vorgang ist, der sich unserem Erkenntnissvermögen entzieht. Niemand kann bezweifeln, dass es solche Vorgänge giebt und andererseits Niemand Beweise dafür bringen, dass diese Vorgänge nicht dem göttlichen Walten entstammen. Daraus geht die metaphysische Möglichkeit des Wunders logisch hervor.

Leibniz suchte das Wunder mit seinem Determinismus und der prästabilirten Harmonie der Welt dadurch in Einklang zu bringen, dass er lehrte, dass auch die Wunder in der von Gott zur Verwirklichung gewählten Idee der Welt als Möglichkeit eingeschlossen wären und dass Gott sie alle schon von da an, als er diese Welt unter den unendlichen Möglichkeiten erwählte, zu vollbringen beschlossen. Aber im Grunde will der Begriff des Wunders in die prästabilirte Harmonie nicht recht passen, denn von Gott aus betrachtet, giebt es keine Wunder. Sowohl das alltäglichste im Menschenleben wie das, was für uns ein Wunder bildet, ist von Gott in ganz gleicher Weise vorausgesehen, gewollt, angeordnet. Es kann für ein allwissendes, allmächtiges, vollkommenes Wesen, wie wir uns Gott vorstellen, kein Geschehen geben, das die Merkmale des Wunders an sich trüge.

Brückner wendet nun aber ein, dass die Annahme der Möglichkeit von Wundern aus einer Verwechselung von zwei verschiedenen Dingen hervorgehe, des miraculum und des mirabile. «Es wird die Sache,» sagt er (in den «Zeit- und Streitfragen», neue Folge, zweiter Jahrgang Heft 8, Seite 14), «um die es sich handelt, thatsächlich auf ein anderes Gebiet hinübergeschleift. Es soll erwiesen werden die Möglichkeit des Wunders im objectiven Sinne und es wird nur erwiesen das Vorhandensein von Dingen, die für uns unbegreiflich und unerklärbar sind. Aus diesen Erscheinungen kann man nicht den Schluss ziehen für die Möglichkeit der Wunder im objectivem Sinne. Man dürfte höchstens aus dieser Erwägung die

Folgerung ziehen, dass manches, was uns als Wunder im eigentlichen Sinne erscheint, in Wahrheit nur für unser beschränktes Erkennen und Wissen, nur im subjectiven Sinne, für uns wunderbar ist, aus für uns unbekannten ursächlichen Kräften sich vollzieht.» So einleuchtend auch die Unterscheidung zwischen miraculum und mirabile im ersten Augenblicke erscheinen mag, so ist sie doch bei näherer Betrachtung vollkommen gegenstandslos, denn da, wie oben angedeutet, ein Wunder nicht zu Stande kommen könnte, wenn unser Wissen und Erkennen vollkommen wäre, so ist nur der Vorgang Wunder zu nennen, welcher uns als solcher erscheint. Gerade die Unterscheidung zwischen dem Wunder im objectiven und dem im subjectiven Sinne dient dazu — wir geben den Vorwurf zurück — die Sache auf ein Gebiet hinüberzuschleifen, auf dem jeder positive Gedankengang den Boden unter den Füssen verliert. Was heisst denn eigentlich Wunder im objectiven Sinne? Das Wunder ist ein Vorgang, über den gerade nur so beschaffene Wesen, wie wir sind, sich wundern, weil derselbe ihren specifischen Erfahrungen widerspricht. Um sich wundern und ein Wunder als solches auffassen zu können, gehören als nothwendige Voraussetzung gewisse Erfahrungen. Erfahrungen im objectiven Sinne sind aber garnicht denkbar, weil sie nur von einem ganz bestimmten Subjecte gemacht werden können. Ein Wunder ist daher eo ipso immer nur ein Wunder im subjectiven Sinne. Ein transscendentes jenseits aller möglichen Erfahrung liegen des Wunder ist ein Absurdum. Oder sollen wir uns etwa eine Vorstellung davon machen, was Wunder genannt würde von Wesen, die andere Sinne hätten, denn wir, die beispielsweise alle Eigenschaften des Stoffes oder das Hegelsche Ding an sich erfassen könnten.

Schon Hume hat in seinem «Essai über das Wunder» den Unterschied zwischen dem Wunder und dem Wunderbaren zu machen gesucht. Er gelangte zu dieser Unterscheidung in Folge der falschen Definition, dass «das Wunder eine Ueberschreitung der Naturgesetze ist, welche durch den besonderen Willen der Gottheit oder durch



IV. Zum Märchen von Elsbeth Treffner. Nach dem Aquarell von A. v. Wahl.

die Vermittelung eines unsichtbaren Agens geschieht». Nach Hume ist dasjenige, was in der Ordnung des gewöhnlichen Naturlaufes geschieht, nicht ein Wunder, wunderbar kann es sein, falls wir zum ersten Mal dem Aehnliches sehen und jede Analogie mit bekannten Naturgesetzen uns fehlt. «Jener indische Prinz, sagt der englische Philosoph, welcher sich weigerte zu glauben, dass das Wasser zu einer festen Masse zufrieren könne, hatte ganz recht. Es war nur sehr natürlich, dass er einer Thatsache keinen Glauben schenkte, welche einen Naturzustand betraf, von dem er keine Kenntniss und der so wenig Analogie mit seinen bisherigen Erfahrungen hatte... Wenn ein Mensch, der anscheinend noch eben ganz gesund war, plötzlich stirbt, so ist das kein Wunder, weil plötzliche Todesfälle, wenn auch selten, schon mehrfach beobachtet wurden. Würde aber ein Todter wieder lebendig, so wäre das ein Wunder, weil eine solche Erscheinung in allen Ländern unerhört ist». Die Grenze zwischen Wunder und Wunderbarem, zwischen einer angeblichen «Ueberschreitung der Naturgesetze» und demjenigen, wofür uns blos jede Analogie mit bekannten Naturgesetzen fehlt, wird sich in Wirklichkeit kaum feststellen lassen. Jede Entdeckung eines neuen Naturgesetzes hat nicht nur keine Analogie mit den schon bekannten Naturgesetzen, sondern bildet zugleich auch eine Ueberschreitung der letzteren. Die Entdeckung, dass die sich anziehenden Gewitterwolken der Richtung des Windes nicht gehorchen, ist ein elektrisches Phänomen, welches nicht nur sonst keine Analogie aufweist, sondern auch das Naturgesetz durchbricht, dass die Wolken mit dem Winde treiben. Daher ist auch der Massstab dessen, was «schon mehrfach beobachtet wurde» und was «in allen Ländern unerhört ist» wenig geeignet, um das Wunderbare und das Wunder von einander zu trennen. Wie oft hat sich etwas, was «in allen Ländern unerhört» war, blos als wunderbar und nicht als Wunder im Sinne von Hume herausgestellt. Es giebt überhaupt kein Wunder in der Bedeutung, die Hume diesem Worte geben will. Wunder ist ganz ebenso wie Willkür und Zufall nur ein Begriff, welcher die Begrenztheit unseres Naturerkennens aus-

drückt und blos aussagt, dass wir die wirkenden Ursachen in einem bestimmten Falle nicht erkannt haben. Ebenso wie es keine Willkür und keinen Zufall giebt, — denn auch jedes Blatt, das vom Baume fällt, hat seinen Platz in der unabsehbaren ehernen Kette von Ursache und Wirkung, — so giebt es auch kein Wunder, welches den ordnungsgemässen Lauf des Naturnothwendigen durchbräche. So ist denn das Wunder kein wider- oder übernatürliches Geschehen, sondern nur der Ausfluss von Gesetzen, die sich unserem Naturerkennen entziehen.

Im Vorhergehenden ist untersucht worden, ob sich das Wunder mit der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung in Einklang bringen lässt, ob es für einen wissenschaftlich Gebildeten unserer Zeit annehmbar, ob es möglich ist. Es bleibt nun noch die Frage zu beantworten, welche Zeugnisse über Wunder für wahr zu halten sind. Um nicht einem Wunderglauben das Wort zu reden, welcher sich ohne jede innere Berechtigung über Logik und Vernunft hinwegsetzt und rein aus verblendetem Fanatismus oder rohem Unverstande entspringt, muss die causa sufficiens eines jeden Berichtes von einem Wunder untersucht werden. Es muss danach gefragt werden, wesshalb wir gerade die unbegreiflichen Dinge, die von Christus berichtet worden sind, und nicht etwa die buddhistischen oder mohamedanischen Legenden von den Buddha und Mohamed zugeschriebenen Wundern für wahr halten. Pfleiderer meint (in seiner Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage, Berlin 1884, Band 2, Seite 438), dass «nur die Möglichkeit vorliege, entweder allen Wundersagen geschichtliche Realität zuzugestehen oder sie allen abzusprechen.» Doch diese Argumentation erinnert in gewissem Sinne an den bekannten circulus virtiosus von Epaminondas dem Kreter. Möge auch Epaminondas der wohlbegründeten Ansicht sein, dass (im Allgemeinen) «die Kreter faule Bäuche sind und lügen», so ist damit doch noch nicht erwiesen, dass (im Einzelnen) ein jeder Kreter und also auch Epaminondas ein Lügner sei und auch in diesem speciellen Falle gelogen hätte. Daraus, dass oft Berichte

über Wunder nichts weiter als der Ausdruck der Einfalt, Unwissenheit oder der frommer Lüge sind, darf doch offenbar nicht gefolgert werden, dass alle Berichte über Wunder unwahr sind. Allerdings entbehren die Wunderberichte aus der späteren Entwickelungsgeschichte der christlichen Kirche bis auf die Jetztzeit, in moralischer wie in religiöser Hinsicht, des zureichenden Grundes, weil sie im Vergleiche zu dem Leben Jesu ethisch und religiös belanglos sind. Was aber die Zeugnisse von Christi Leidensgeschichte und von der durch ihn erfolgten Versöhnung und Erlösung der Menschheit betrifft, so ist die Annahme, dass dies ganze uns von den Schriftstellern des neuen Testaments überlieferte Leiden und Sterben Jesu die Ausgeburt eines frommen Wahnes oder Betruges sei, für das religiöse Gefühl des Christen weit unwahrscheinlicher, als alle Wunder, von denen die Heilige Schrift berichtet. Es steht hier der gewöhnlichen Erfahrung von den Dingen eine andere, stärkere Erfahrung entgegen, die Erfahrung des eigenen inneren Erlebnisses, d. h. die gewonnene Ueberzeugung, dass in den von den Evangelisten bezeugten Thatsachen sich Gott wirklich und unzweideutig offenbart hat. Ueber den «garstigen breiten Graben» der Vernunftwidrigkeit dieser Offenbarung, den Lessing nicht überspringen wollte, kann nur eine höhere ethische Bewerthung des christlichen Glaubens und die persönliche religiöse Erfahrung hinüberführen. Ueber das sich hieraus ergebende sacrificium intellectus lässt sich dann nicht weiter streiten, weil ihm eine Gewissheit des religiösen Gefühles des Einzelnen und nicht eine solche des Allen gemeinsamen logischen Verstandes zu Grunde liegt.

Allenfalls könnten aus dem Bereiche der allgemein anerkannten Thatsachen Analogien angeführt werden, welche das Wunder der Offenbarung auf empirischem Wege nahe legen. Vollziehen sich z. B. nicht gerade innerhalb des Verstandeslebens Vorgänge, welche dem Acte der Offenbarung überraschend ähnlich sehen? Vor Newton hatten viele dem englischen Mathematiker ebenbürtige Geister einen Apfel vom Baume fallen sehen, waren aber für die augenscheinliche

*

Aeusserung einer Kraft blind gewesen, welche heutzutage auch dem Ungebildesten geläufig ist. Weshalb gerade Newton und nicht ein Anderer es sein musste, der die Entdeckung des Gravitationsgesetzes machte, und welche Gedankenreihe ihn dazu führte, ist unerklärlich. Wie Athene in voller Rüstung dem Haupte Jupiters entsprang, so stehen die Geistesfunken des Genies plötzlich in blendender Klarheit da, ohne dass wir uns darüber Rechenschaft geben könnten, wie sie entstanden. Die Denkbewegungen des Genies sind für den natürlichen Menschenverstand unfassbar und, gezwungen, auf eine Verfolgung des Kausalnexus hier zu verzichten, sieht er sich trotz allen Pochens auf die mechanische Naturnothwendigkeit doch genöthigt, das Factum der unerklärlichen Eingebung der Intuition anzuerkennen. Um das Wesen der Offenbarung ist es nun sehr ähnlich. Nur dass hier das Walten eines persönlichen Gottes, dort die unbegreifliche Geistesarbeit des Genies in die Erscheinung tritt. In beiden Fällen aber stehen wir vor einem Unfassbaren, vor einer für den «natürlichen Menschenverstand» unerklärbaren Thatsache, an der die Unzulänglichkeit der rationalistischen Weltanschauung klar zu Tage tritt.

Gedichte

von

Anna von Lilienfeld.

Das erste und das letzte Maasliebchen.

Mutter, am blühenden Feldesrand
Heut' ich das erste Maasliebchen fand,
Mutter, der Lenz ist zurück!
Mit klopfendem Herzen hab' ich's befragt,
«Ueber alle Massen» hat's Blümlein gesagt,
O Mutter, mir blühet das Glück!

Mutter, am Feld, das der Hagel erdrückt,
Hab ich das letzte Maaslieb gepflückt,
Und da fragt' ich behend:
«Liebt er mich, sag's mir, o Blümelein.»
Ich zählte die Blüthen, da sagten sie «nein».
O Mutter, mein Glück ist zu End'!

Glückwunsch.

Als Braut begrüsst Ihr mich und wünscht mir Glück,
Ihr thut's in Lieb', doch nehmt das Wort zurück,
Nicht brauch' ich es in diesem Augenblick,
Es gab mir ja das Schönste mein Geschick!

Doch wo der Mangel an der Thüre steht,
Wo Wittwen Ihr und Waisen weinen seht,
Wo ungehört man heiss zu Gott gefleht,
Da sprecht den Glückwunsch leise als Gebet.

Gedichte

von

Clas von Ramm.

I.

Der Himmel trüb,
Der gestern klar,
Ade, mein Lieb,
So treu und wahr.

Die Haide öd
Und kalt der Wind,
Von Frost durchweht —
Ade, mein Kind.

Das Herz so schwer,
Umflort der Blick,
Die Welt so leer —
Ade, mein Glück.

II.

Was sucht ihr auf verdorrter Stätte
Nach Blumenduft und Blüthenglanz,
Wo längst ein rauher Sturm verwehte
Der Blumen blüthenreichen Kranz!

Was suchet ihr im kranken Herzen
Nach Sängerlust und Liederklang,
Wo längst vertönt in herben Schmerzen
Des Sängers liederreicher Sang!

Mein Herz ist öd', ein Kirchof trübe,
Und birgt in sich ein einsam Grab,
Wo frohe Lieder, heisse Liebe
In stilles Dunkel ich begrab.

Märchen

von

Elsbeth Treffner

zu den Zeichnungen von **Anna von Wahl.**

Es war einmal ein kleiner, brauner Zwerg, der hiess Puck. Sein Kittel und seine Kappe waren braun, sein langer Bart war grau, er hatte ein fröhliches Gesicht und gute, treuherzige Augen. Er wohnte tief im Walde an einer Lichtung in einem hohlen Baumstamme, der schlicht und ernsthaft dreinschaute. Wer aber hinabgestiegen war, hätte erstaunen müssen über die Kostbarkeiten, die dort verborgen lagen. Doch das Innere der Wohnung sahen nur wenige, denn der Zwerg lebte still für sich. Er war ein kleiner Philosoph und wusste ganz genau, dass diese Welt entsetzlich schlecht sei,—besonders Alles, was auf der Oberfläche der Erde lebt und webt. Unter der Erde ist man noch unverdorbener, man braucht ja nur als Beispiel Regenwürmer und Schlangen zu nehmen. Der kleine Zwerg hatte sich auf das Beobachten gelegt und studirte die Natur der Dinge und der Thiere, ja sogar die der Menschen, so weit sie ihm zugänglich war. Dabei begegnete er oft einem Gefühl, dass er selbst nicht kannte und sich nicht zu erklären wusste: das war die Liebe. Doch das ist ihm nicht gerade zu verdenken, wenn man

berücksichtigt, dass die Zwerginnen meist keine Schönheiten sind — unser Zwerg aber hatte ein fein organisirtes Schönheitsgefühl, wie er überhaupt eine zarte Natur war. Von allem Gewöhnlichen fühlte er sich abgestossen, und daher kam es, dass er so einsam dahinlebte. Im Sommer mochte es noch angehen, da fand er Zerstreung in der schönen Natur und im Studiren, das er ihr widmete, aber im Winter . . . ich glaube, trotz aller Philosophie langweilte er sich im Winter entsetzlich. Einen Freund hatte er, zu dem er sich hingezogen fühlte, weil er mit ihm eine gewisse Verwandtschaft zu haben glaubte — und das war der Mond. «Einsam wie ich, schreitet er ruhig dahin durch ein Gewühl kleiner Geister» so dachte der Zwerg und deshalb hatte er dem hohen Geistesverwandten in einer schönen Frühlingsnacht Bruderschaft und Freundschaft angetragen. Dazu hatte der Mond gelächelt und alle seine Strahlen auf den kleinen Zwerg ausgegossen. So war der Mond sein Vertrauter geworden, der, so oft er am Himmel stand, ihm immer gleiche Theilnahme und freundliches Verständniss entgegenbrachte . . . und das ist mehr, als man den meisten irdischen Freunden nachrühmen kann. In den langen Mondnächten vertraute Puck ihm alles, was er gedacht und empfunden, und da der Mond nie ungeduldig wurde und immer theilnehmend lächelte, so fand er «das Zwieggespräch» mit ihm ausserordentlich anregend. Es ging ihm nicht anders, wie vielen Menschen auch: sie brauchen jemand, der ihnen geduldig zuhört und vor dem sie den breiten Strom ihrer Gedanken und Empfindungen ergiessen können.

«Wenn der Mond eine Zwergin wäre» sagte er sich dann zuweilen im Neumonde, wüsste ich vielleicht, was, «die Liebe» ist. So vergingen Jahre. Wieder einmal gab es einen langen harten Winter. «Ob wohl Freundschaft genügt, um ein Herz ganz auszufüllen? alter Freund, kannst du mir keine Antwort darauf geben?» so hatte Puck zuweilen hinauf gefragt, wenn er in bitterkalten Nächten nur seinen Kopf aus dem Baum zu stecken wagte. «Und wenn der Freund noch gar so weit ist», doch diese letzte Bemerkung

behielt er für sich, — es mochte doch etwas Kränkendes für den Mond darin liegen. Den darauffolgenden Frühling hatte Puck ganz besonders genossen. Wie es blühte und duftete! Wie die Nachtigallen schlugen! Es kamen die Menschenkinder heraus in den Wald, um ihnen zu lauschen und zwar waren sie immer zu zweien und der Zwerg hörte wieder manches Wort von der Liebe, das ihm viel zu denken gab.

«Mond,» sagte er, «Du solltest Bescheid wissen, was ist's mit der Liebe?» Das war ein Thema, über das der Mond viel su sagen wusste. «Eine Narrheit ist's,» sagte er, «bei den Einzelnen vergeht sie zum Glück leicht genug, doch ist sie eine Krankheit, die jede neue Generation durchmacht: im Einzelnen ändert sich's, im Grossen bleibt's ewig dasselbe.» Dann war es heisser Sommer geworden, so heiss, dass Puck es vorzog in seiner unterirdischen Behausung zu bleiben. Nur des Nachts stieg er hinauf, um die kühle, duftige Luft im Walde zu athmen. Da kletterte er hoch auf seinen Baum und schauckelte sich auf dem obersten Zweige. Gewitterwolken hatten den Himmel überzogen, bedeckten den Mond und die Sterne. Wehmüthig schaute das Zwerglein sich um, keine Zwiesprach konnte es heute halten. Da — was schwebte leuchtend über die Wiese, die zu seinen Füssen lag? war es ein Sternlein, das von Himmel gefallen, oder gar der Mond, der ihn zu besuchen kam? Eilig liess er sich zur Erde und folgte, so schnell er konnte, dem schimmernden Lichtglanz durch hemmendes Gebüsch und über den feuchten Morast. Das Flämmchen schien ihn zu fliehen, denn wenn er es anrief, bewegte es sich mit doppelter Schnelligkeit dahin. Erschöpft und athemlos war er endlich niedergesunken, da sah er es wieder und dieses Mal kaum eine Grashalmlänge entfernt. Es schwebte langsam einher und Puck erkannte deutlich, dass die blaue Flamme in Gestalt einer Krone auf dem Kopfe des niedlichsten Geschöpfes glühte, das er je gesehen. Es war eine kleine Elfe, nicht grösser als er selbst. Neckisch schüttelte sie die Haare und das Flämmchen flackerte und warf hellen Schein auf die zierliche Gestalt und das

schelmische, fast boshafte Gesichtchen. Um die weissen Glieder flatterte im Winde ein langer, dünner Schleier. Da erblickte die Elfe den vor Entzücken regungslosen Zwerg. Mit spöttischem, silberhellem Gelächter erhob sie sich auf ihren Fussspitzen und begann von neuem ihr sinnverwirrende Flucht über Stock und Stein. Doch hatte Puck mit rascher Geistesgegenwart das Ende des flatternden Schleiers erwischt und folgte ihr nun auf allen Wegen. Armer Zwerg, Elfenfüsse sind leichter als die deinen und zum tanzenden Irrlicht hat Dich die Natur nicht erschaffen. Puck aber sah und fühlte nichts, als nur die reizende, kleine Elfe, der er doch um keinen Schritt näher kam. Endlich vergingen ihm die Sinne. Als er erwachte, war es heller Tag. Er lag auf einem Steinhaufen, zerzaust und zerschlagen, und seine Mütze schaukelte lustig auf der allerhöchsten Butterblume. Er fühlte sich unendlich beschämt und blieb den ganzen Tag zu Hause. Mürrisch war er, und dass er seine Kleider flicken musste trug auch nicht dazu bei, seine Laune zu verbessern. Ja, es giebt grautrübe Stunden im Leben, die Niemandem erspart bleiben. — Des Abends war Mondschein und kein Wölkchen trübte den Himmel. Puck lugte verstohlen hinauf: wusste sein hoher Freund, was gestern geschehen? hoffentlich nicht, er schaute vollkommen unbefangen drein. Doch Puck fühlte sich trotzdem zum Plaudern mit ihm nicht aufgelegt, das erste Mal seit ihrer näheren Bekanntschaft. «Du bist heute so weit, Freund Mond, und ich fürchte, Du kannst mich nicht recht verstehen!» Missmutig ging er zu Bett — Freundschaft war doch nicht das Rechte, sie liess im Herzen noch immer einen leeren Raum. Noch eines quälte ihn: er war überzeugt, die kleine Elfe hätte sich lustig über ihn gemacht, sie hatte so spöttisch dreingeschaut. Gewiss war sie es gewesen, die seine Mütze hoch auf die Butterblume gesetzt.

Ein ewiger Wechsel herrscht hienieden, und diejenigen, welche darüber klagen, müssen bedenken, dass nicht allein das Angenehme, sondern auch das Unangenehme vergeht. Am nächsten Morgen war auch Pucks böse Laune gewichen; das Wetter war prächtig und im

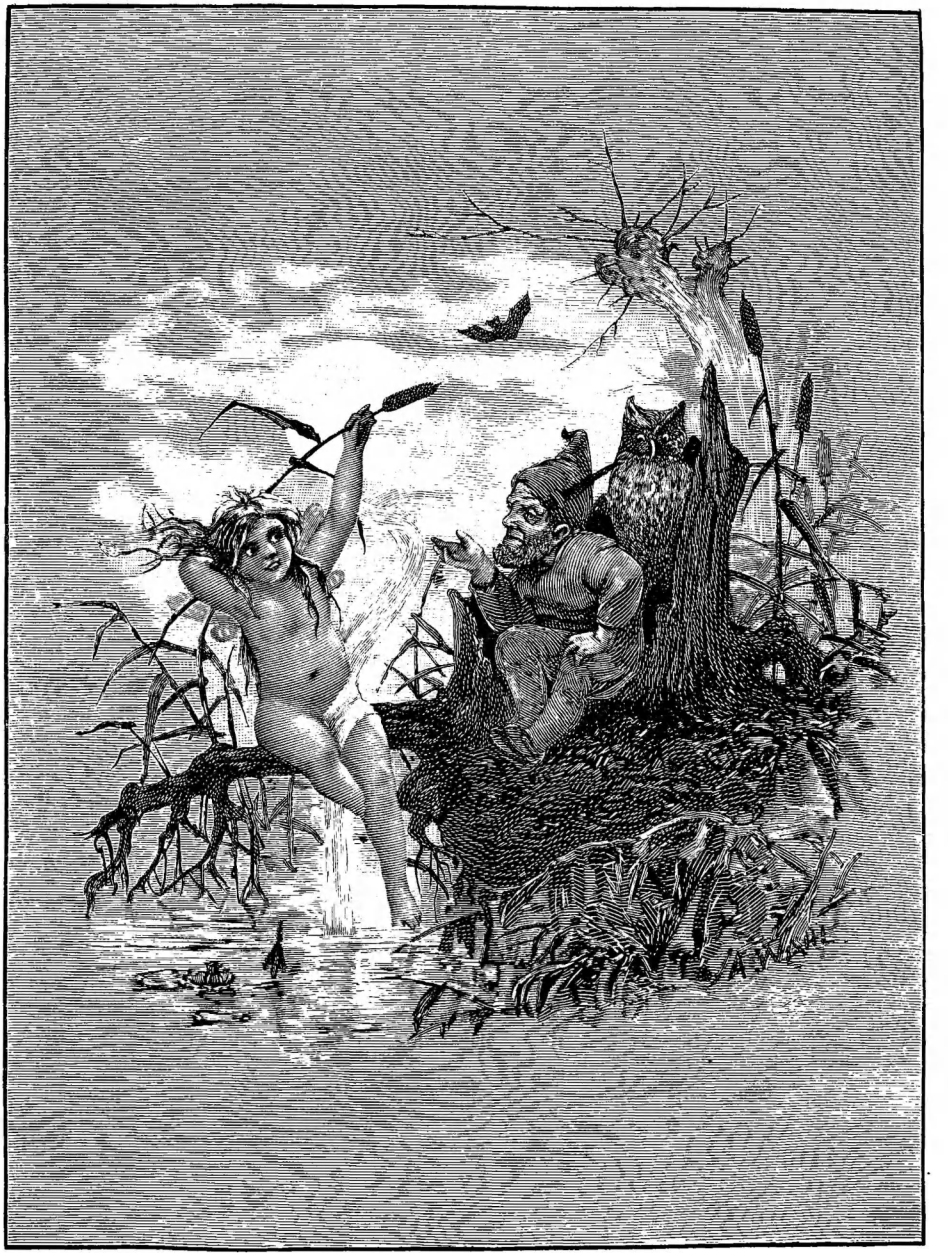
thaufrischen Walde war's wunderbar schön. Doch, Puck, wo weilen denn heute Deine Gedanken? Du schaust in den Himmel und in die Wolken: «Was ist Liebe?» — sinnst Du heute wieder, doch mit klopfendem Herzen — «sollte das die Liebe sein?» Auf dem Baumstamme sitzt er und die Gedanken haben all' nur einen Gegenstand: wie sie tanzte und lachte, herzbethörend, sinnverwirrend.

Da klingt ein leises Läuten an sein Ohr, wohl von der Glockenblume her, die im Winde schwankt. Es läutet heftiger und erstaunt sieht das Zwerglein sich um: da steht unter der Blume sein Elfchen, doch es kehrt ihm den Rücken zu und bemerkt ihn wohl garnicht. Puck hat feine Lebensart und stellt sich höflich vor. Er spielt auch garnicht darauf an, dass sie sich schon einmal gesehen, man thut am besten dergleichen formlose Begegnungen mit Stillschweigen zu übergehen. Die Elfe ist merkwürdig gnädig gelaunt; sie hat sich heute im Walde gründlich gelangweilt und ist mit der neuen Bekanntschaft der Abwechslung wegen nicht unzufrieden. Und was nun folgte? ja, soll ich das alles ausführlich erzählen? ich will lieber mit einigen Andeutungen darüber hinwegkommen. Pucks Charakter kennen wir bereits und dass er bis über die Ohren verliebt, haben wir eher errathen als er selbst. Er benahm sich wie ein guter, verliebter Junge, der seinem Schätzchen am liebsten die Sterne vom Himmel heruntergeholt. Doch die Elfe und ihr Betragen ist schwieriger zu beschreiben; schelmisch war sie und neckisch, und abstossend und anziehend in einer Minute und lachte und tollte wie ein unartiger Knabe und war bei Alledem so entzückend, dass Puck sich immer rettungsloser in sie verliebte. «Aber sie hat kein Herz,» sagte er sich zuweilen, wenn sie ihm wieder einen ihrer Streiche gespielt hatte, «sie hat kein Herz und die Liebe kennt sie erst recht nicht.» Wenn er sie zuweilen darnach fragte, lachte sie nur unbändig und dann lief sie fort und schalt ihn pedantisch und langweilig, und doch zum Todtlachen komisch. Was für Streiche sie ihm spielte, wollt ihr wissen? ja, wer konnte die alle behalten, selbst Puck nicht, der doch das treuste Gedächtniss dafür hatte; es war ihm gar zu viel.

Einst, als er die ganze Nacht über ihrer gedacht hatte und des Morgens draussen im Walde eingeschlafen war, kam die kleine Elfe dazu und kitzelte ihn mit den langen Grashalmen, dass er allerhand Unsinn träumen, sich quälen und endlich erwachen musste. Wenn er, um sie zu unterhalten, seine Flöte hervorsuchte und in stillen Mondnächten auf einem Aste sitzend ihr ein zartes Liebeslied vorspielte, so sprang sie mit Geschrei in das vorüberfliessende Wasser, «um nur nichts von den gräulichen Tönen zu hören.» Der arme Puck, in seine süssen Töne und Empfindungen versenkt, merkte erst später, wie wenig andächtig seine kleine Zuhörerin war.

Manchmal war sie ein klein wenig liebenswürdiger, ein klein wenig ernster. In einem solchen Augenblick hatte Puck sie gefragt, wer sie sei, woher sie käme und warum er sie früher nie gesehen.

«Ich bin ein Sonnenstrahl» log die Elfe und schüttelte sich vor Lachen über des guten Puck erstauntes Gesicht. «Ich bin auf die Erde gekommen, um dir ein Weilchen auf der Nase zu tanzen. Doch wirst du mir zu langweilig, so fliege ich zurück zu meiner Frau Mutter, der Sonne. Darum liebe ich auch die Butterblume am meisten» sagte sie und hob sich auf die Zehen und gab einer garstigen, gelben Butterblume einen Kuss mitten auf die Blüthe: «sie sehen aus wie kleine Sonnen.» Mehr war nicht aus ihr herauszubringen. «Wenn Du mir nicht glaubst, sage ich garnichts mehr» und zwingen liess sie sich erst recht nicht; wollte Puck Gewalt brauchen, so flog sie ihm davon. Nicht einmal einen Kuss gab sie ihm, wie der garstigen Butterblume, die Puck so bitter beneidete. Nur einen Punkt gab es, in dem das Zwerglein etwas über sie vermochte: nämlich wenn es erzählte. Dann wurde sie ernst und still und lauschte. So sassen sie oft in den hellen Sommernächten und Puck erzählte wunderhübsche Dinge aus seinem langen Zwergenleben. Der Mond schien auf den schweigenden Wald und auf das flüsternde Pärchen und hatte seine Gedanken dabei — er ist ja ein alter Praktikus. Gut, dass Puck ein höhnisches Lächeln nicht bemerkte, es hätte ihm den Kopf und die Gedanken verwirrt und die brauchte



V. Zum Märchen von Elsbeth Treffner. Nach dem Aquarell von A. v. Wahl.

er in klarster Verfassung, um den vielen Fragen des neugierigen Elfleins Genüge zu leisten.

Der Sommer verging allmählich; die Nächte wurden dunkler und kühler und das Laub begann sich zu färben. «Elflein» sagte Puck treuherzig, «draussen wird's kalt und unwirthlich, komm zu mir und theile mein Loos als meine kleine Frau. Du weisst ja zur Genüge, wie lieb ich Dich habe, und so bescheiden meine Behausung auch aussieht, inwendig wird sie dir gewiss gefallen.»

Doch das Elflein schüttelte den Kopf, dass die Locken flogen. «Nicht heute, nicht morgen und nimmermehr» sagte sie. «Zur Mutter muss ich zurück, die sammelt jetzt ihre Strahlen, da darf ich nicht fehlen. Leb wohl, mein brauner Zwerg, und lass dir die Zeit nicht lang werden.» Aber sie flog doch nicht davon, so sehr Puck es auch fürchtete. «Was thu' ich nur, um sie zu halten,» war sein Gedanke bei Tag und Nacht und endlich hatte er aus lauter Liebe und Verzweiflung einen sehr grausamen Plan gefasst. «Die Flügel, die sie vor mir voraus hat, die sind's, die sie zur Herrin über mich machen, hätte sie die nicht, könnte sie mir auch nicht entfliehen,» und so entstand in ihm der Wunsch, sie der Flügel zu berauben. Armes Elflein! Du sitzt ahnungslos bei Deiner Butterblume und erzählst ganz harmlos und beiläufig, als wüsstest Du nicht, wie weh es dem Zwerge thut, von Deiner Abreise zur Sonne, die nun in den nächsten Tagen erfolgen soll, zu hören. Elflein, nimm dich in Acht, noch bist Du frei, da — eine feste Hand packt Deine Flügel alle beide, weh! gefangen bist Du; wie du Dich auch sträubst und mit den Händchen an die Butterblume klammerst, es hilft nichts, es hilft garnichts. Wie das kluge Elflein nun merkt, dass es machtlos ist, so zittert und weint und bittet es, dass dem guten Puck ganz weh wird. Doch lässt er es nicht los, aus lauter Angst, dass es gleich auf Nimmerwiederkehr davonfliegt. «Elflein» sagt er so fest er kann, «Deine Flügel werd ich Dir abschneiden, oder festbinden, dass Du sie nie mehr gebrauchen kannst und dann wirst Du meine kleine Frau.» Davon will die Elfe nichts hören; sie verspricht sich die

Augen aus dem Kopfe zu weinen und vor lauter Kummer zu sterben, so dass Pucks Herz endlich weich wie Wachs wird. «Elflein» sagt er, «aber ganz ohne Strafe lasse ich Dich nicht ausgehen. Von drei Wünschen musst Du mir einen gewähren. Entweder Du versprichst mir hierzubleiben Dein Lebelang, oder du thust mir aus freien Stücken so wie neulich der Butterblume oder Du erzählst wahrhaftig und aufrichtig, wer Du bist und woher Du kommst.» Da wählte die Elfe unter Zittern und Beben das Letztere und begann noch mit unterdrücktem Schluchzen ihre Geschichte: «Ich bin Elfenkönigs jüngste Tochter und ich habe von Geburt an meinen eigenen Sinn. So lange wir Elfen noch ganz jung sind, wohnen wir daheim bei den Eltern, sind wir aber erwachsen, so müssen wir uns selbst eine Blume wählen, in der wir fortan leben sollen. Alle meine Schwestern sind die Elfen von vornehmen und prächtigen Blumen, ich aber habe stets nur die Butterblume gemocht und so erwählte ich mir diese. Doch kaum hatte ich dieses erklärt, als mein Vater zornig die Stirne runzelte und meine Mutter vor Staunen vom Stengel fiel. «Die Butterblume ist nicht vornehm genug für Elfenkönigs Tochter» sagte mir mein Vater streng und wenn ich durchaus Hang zum Einfachen und Bescheidenen hätte, sollte ich doch das Veilchen wählen. Nun gar das langweilige Veilchen mit seiner ewigen Bescheidenheit! Ich erklärte nun rund heraus: Butterblume oder keine— und letzteres wäre mir allerdings bei Weitem lieber, denn ich empfand garkeine Lust mein Leben lang an eine langweilige Pflanze gebunden zu sein. Dabei blieb es; Papa König zankte und grollte und Mama Königin weinte auf alle Gräser und in alle Blumenkelche ihre hellen Thränen. Doch das half nichts; ich rieth meinen königlichen Eltern, sich mit ihren anderen wohlgerathenen Kindern zu trösten. Dass unter solcher Menge eines missrieth, sei nicht zu verwundern und komme auch in den besten Familien vor. Sie möchten mir nur freie Hand lassen, ich hätte mir schon längst gewünscht die Welt anzusehen. Vielleicht, wenn es mir übel erginge oder kalt im Winter würde, käme ich zurück, Winterstation bei



VI. Zum Märchen von Elsbeth Treffner. Nach dem Aquarell von A. v. Wahl.

ihnen zu nehmen wie die übrigen Schwestern. Damit brach ich mir einen Butterblumenstengel als Wanderstab und nahm Abschied. Der Vater schenkte mir noch ein goldenes Krönchen, dass des Nachts wie eine Flamme leuchtet, damit ich nicht ganz ohne Erbtheil meines königlichen Standes in die Welt zöge und die Mutter gab mir ihren längsten Schleier mit. Das Krönchen habe ich im Moose versteckt, denn es drückt mich, trage ich es lange; nur zuweilen in dunklen Nächten brauche ich's, um über den Morast zu tanzen — doch der Schleier hat mir gegen Thau und Morgenkälte vorzügliche Dienste geleistet. — Nun habe ich mein Versprechen erfüllt und Alles von meiner Herkunft erzählt — unnütz war's freilich. Nachdem ich frei war, hätte ich noch ebenso gut davonfliegen können, ohne mich um dich zu kümmern — aber solch gläubigen Narren zu betrügen, macht keinen Spass.» Damit flog sie schon wieder lustig lachend davon.

Es ging nun mit raschen Schritten dem Herbste zu. Das bunte Laub fiel von den Bäumen, kühl wehte Morgens und Abends die Luft über die öde gewordenen Felder, die Sonne ging oft verhüllt von Nebel auf und starker Thau deckte den Boden. Aber die Elfe zögerte und war noch immer nicht fortgeflogen. Eines Morgens früh — die Nacht war überaus kalt gewesen — liess Puck die Unruhe um seine kleine Freundin nicht schlafen. Noch war die Sonne nicht aufgegangen und Dämmerung lag auf der Erde. Puck ging hinaus in den ungewissen feuchten Nebel, da erblickte er die Elfe nicht weit von seiner Wohnung an einen Grashalm gelehnt. Sie schien blass und täuschte ihn das ungewisse Morgenlicht nicht, so sah er Thränen in ihren Augen. Nein, es musste doch Irrthum gewesen sein, denn «Zwerglein, leb wohl» rief sie lustig und wehte mit ihrem Schleier: «Die Kälte von heute Nacht habe ich satt, nun geht's heim.» Durch den Nebel versuchten sich die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne Bahn zu brechen. Tausendmal hatte die boshafte Kleine das Zwerglein mit ihrer Abreise gequält, nie war es ihm so nahe gegangen, wie heute. «Die Sonne geht auf, es wird wärmer, bleibe nur heute, nur diesen Tag noch,» flehte er. Doch er erreichte

das Gegentheil von dem, was er wünschte. «Die Sonne geht auf» rief sie «da will ich mich geschwind aufmachen. Leb' wohl, Puck, oder — wenn du willst, komm und fang mich, dann will ich mich auf ewig halten lassen». Und ihm ein Ende ihres Schleiers neckisch entgegenschleudernd, flog sie von dannen. Mit einer Hetzjagd hatte ihre Bekanntschaft begonnen und endete mit einer noch tolleren. Immer der Sonne entgegen flog die Elfe und Puck ihr nach, bis er endlich kraftlos zusammenbrach. Als er sich erholt hatte, kehrte er traurig heim, er wusste es, seine kleine Elfe war ihm entflohen.

Es wurde Winter. Der Mond, die Philosophie und seine Flöte, das war das Einzige, was ihm geblieben. Doch der Mond benahm sich schmählich, wie ich leider nicht verschweigen darf. Er heuchelte nicht einmal ein betrübtes Gesicht, sondern sagte lächelnd und strahlend: «Sei froh, dass Du auch diese Kinderkrankheit durchgemacht; ich sah Viele, die gleich Dir vor Weh zu sterben wähnten und nach wenig Wochen vergnügter waren, denn je. Alles wechselt, nichts besteht und die Liebe ist Narrheit, flüchtige Einbildung, lauter Herz- und Hirnverwirrung, glaub mir, ich habe Erfahrung; zum Glück ist sie leicht heilbar und nie andauernd». Von dann an hatte Puck auch seinen Freund verloren, diese Lästerung verzieh er dem Monde nie. Auf der Flöte mochte er nicht mehr blasen; sie hatte stets über ihn gelacht, wenn er es gethan, und seine Melodien abscheulich gefunden. So blieb ihm in Wahrheit nur seine Philosophie.—Nachdenken und Grübeln war seine liebste Beschäftigung.

Der Schnee war in dichten Flocken auf die Erde gefallen und hatte alles bedeckt. «Arbeit ist das beste Mittel gegen Trübsinn» sagte Puck, dem heute ganz besonders traurig zu Muthe war und holte ein Paar zerissene Stiefel hervor, um sie zu bessern. Er setzte sich an den Eingang seiner Wohnung und hämmerte tapfer drauf los. Da kam etwas eilig über den kalten Schnee gelaufen — Puck — guter Puck — merkst Du garnichts? Zitternd vor Kälte, die Flügel blau gefroren, in den grossen Schleier von oben bis unten fest eingewickelt, Elfenkönigs Töchterlein, dein verlorenes Lieb. Puck schaut auf, doch er kann's nicht fassen; ein Traumbild meint er zu sehen,



VII. Zum Märchen von Elsbeth Treffner. Nach dem Aquarell von A. v. Wahl.

eine grosse Schneeflocke, die um ihn zu äffen, die theure Gestalt angenommen hat. Aehnlich ist's und doch so unähnlich seinem übermüthigen, lachenden Liebchen. Die Hände hat's gefalten und schaut flehend zu ihm auf. Dann scheint's vor seinem starren Blick zu erschrecken, bricht in Thränen aus und will davonlaufen. Da kehrt dem Zwerge die Besinnung zurück: auf springt er und fasst das liebe Geschöpfchen in seine Arme und führt es glücklich hinunter in seine behagliche, warme Wohnung. Allmählich erwärmte sich die Elfe und kam wieder zu sich; ganz bestimmt aber konnte Puck erst an sein Glück glauben, als sie ihn schelmisch lachend an den Haaren zupfte: «Bist ein alter dummer Junge und ich weiss nicht, was ich an Dir so lieb habe. Bei den königlichen Eltern, obgleich sie mich gut und freundlich aufnahmen, habe ich mich garnicht wohlfühlen können. Es war entsetzlich langweilig und bei der Unterhaltung mit den faden Blumenjünglingen hatte ich immer Sehnsucht nach Deinen Erzählungen. Da bin ich ihnen eines Tages davongelaufen und nahm mir der Mutter Schleier mit. Doch der Weg war weit und kalt und Schnee lag überall.» —

«O Liebling,» sagte der glückliche Puck, «warum wartetest Du nicht bis zum Frühling?» denn ihn schauderte beim Gedanken an der Elfe Gefahren. «Warum? weil ich wusste, wie allein und trübselig du den Winter über wärest, weil ich es vor Sehnsucht nach Dir nicht aushielt und immer und immer fürchtete, Du stürbest entweder oder nähmest Dir ein anderes Weibchen.» Das ist die Geschichte vom Zwerge und der Elfe.

Der Mond ist seitdem ganz in Misskredit bei ihnen, weil er solch verwerfliche Lebensanschauungen gezeigt hat. Und gelogen hat er noch dazu, denn die Liebe ist keine Narrheit und dauert immer an, wie unser liebendes Pärchen zu erfahren Gelegenheit hat. Die Flöte ist wieder zu Ehren gekommen, das Elflein lauscht ihren Tönen ganz vergnügt und erklärt Puck mit einem Kuss, selbst wenn er die Flöte spiele, sei er noch tausendmal interessanter als daheim die langweiligen Blumenritter in ihres königlichen Vaters Schloss. —



Gedichte

von

Corfiz Holm.

Morgenlied.

Ich ruh' am heimatlichen Strand,
Gebettet in der Düne Sand,
Und vor mir steigt im Glutenbrand
Aus dunkler Flut die Sonne.
Sie küsst die Erde, tot und kalt,
Und durch die ernsten Föhren wallt
Ein Schauer neuer Wonne.

Ein Wonnebeben hebt die Flut,
Auf der sich wiegt die Morgenglut,
Und durch mein sonst so kaltes Blut
Rast's siedend heiss wie Flammen,
Und meiner Seele Hochgesang,
Das Baumgerausch, der Wogenklang
Tönt jubelnd voll zusammen.



VIII. Zum Märchen von Elsbeth Treffner. Nach dem Aquarell von A. v. Wahl.

Ich grüsse dich im Feuerkleid,
O Welt, dies Feuer schmilzt mein Leid,
Die Schlacken langer, trüber Zeit,
Lässt rein die Freude strahlen,
Die helle, echte Schaffenslust,
Die einst mir hob die junge Brust,
Noch frei von Erdenqualen.

Ich grüsse dich, du junger Tag,
Du hast mit einem Zauberschlag
Erhellt die Nacht, die auf mir lag,
Du sangst mir neue Lieder
Von neuer Zeit und neuem Glück,
Die finstre Nacht kommt nicht zurück,
Die Trauer kehrt nicht wieder.

Nicht mehr vom nächt'gen Alp bedroht,
Grüss ich im Glüh'n, das dich umloht
Der neuen Zeit Frühmorgenroth,
Den Tag des Geist's, den hellen,
Und jubelnd tönt in meinen Sang
Des Föhrenrauschens mächt'ger Klang,
Das Morgenlied der Wellen.

Spruch.

Willst du im Lebenskampf bestehn,
Und dass dir Sieg und Frieden werde
Musst vorwärts du zum Ziele sehn,
Von nichts beirrt auf dieser Erde.

Hör', was die innre Stimme spricht,
Und lausch nicht fremdem Redeschwalle,

Trau nicht dem ehrlichsten Gesicht,
Denn glaube mir, sie lügen alle.

Erzittere vor keinem Drohn
Und baue nie auf ein Versprechen,
Sonst wird Enttäuschung nur dein Lohn
Und deines Lebens Stützen brechen.

Vertrau dir selbst, dir selbst allein,
Dann bringt kein Sturm dich je zu Falle,
Kein andrer darf dir Leiter sein,
Trau ihnen nicht, doch liebe alle.

Liebe.

Wie war zur Zeit der ersten Liebe
Mein armes Menschenherz so klein,
Denn es empfing mit jedem Triebe
Nur sie allein.

Die Liebe schwand, ich war verlassen,
Da ward, von reiner'm Drang erhellt,
Mein Herz so gross und kann umfassen
Gott und die Welt.

Zur Handschriftendeutung

von

Isabella Baronin Ungern-Sternberg.

«Der Menschheit eigentliches Studium ist der Mensch.» So schrieb vor 150 Jahren der Dichter Pope im philosophischen England und sprach mit jenem, jetzt zum Gemeinplatz gewordenen Satze, eine Wahrheit aus, die gründlich mit allen Ueberbleibseln der alten übersinnlichen scholastischen Weisheit brach. Einer ganzen stattlichen Reihe von Wissenschaften, der Ethnologie, Antropologie u. s. w., damals selbst dem Namen nach unbekannt, dürfte dieser Spruch zur Einleitung dienen. Nicht minder könnte er zu Gevatter stehn bei den psychologischen Wissenschaften der Physiognomik, Phrenologie und Graphologie.

Höchst bedeutsam erscheint mir, dass der erste Grapholog uns in Italien erstand, jenem gesegneten Lande, wo sich in der Renaissance die Menschheit zuerst wieder auf ihr altes irdisches Erbe an Glück und Schönheit, an Wissenschaft und Kunst zurückbesann. In Italien zunächst erwachte der Heerdenmensch zum Bewusstsein seiner Individualität; jene grossen, mächtigen Gewalthaber der Renaissance, ihr Selbst ungebunden in Tugenden und Laster auslebend, erregen heute noch in einem Athem Abscheu und Be-

wunderung. Und zugleich mit der freien Persönlichkeit bildete sich eine individuelle Schrift aus, die dem Italiener Baldo Anlass gab zu seinem geistvollen Büchlein: «Die Art und Weise, den Character und die Eigenschaften des Schreibers aus einem vertrauten Briefe zu erkennen.»

Eben so wenig zufällig erscheint mir, dass just in der Sturm- und Drangperiode, die so stark das Recht der Subjektivität betont, jenes Interesse für Physiognomik erwachte, das Lavaters berühmtes Werk in die weitesten Kreise trug. Ein Abschnitt desselben ist der Handschriftdeutung gewidmet, wozu Goethe, der viel zur Physiognomik beisteuerte, den Züricher Pfarrer angeregt hatte. In ihm, dem Alles umfassenden Geiste, blieb dies Interesse bis in's späteste Greisenalter rege, wozu die Belege in seinen «Unterhaltungen mit Eckermann» zu finden sind. Mit Fug und Recht darf sich die Graphologie als Ahnherrn des ahnungsvollen Dichtergemüthes rühmen, dessen Seherauge den Zusammenhang zwischen Schrift und Persönlichkeit erkannte. Freilich hatte das Kindlein noch keinen Namen, und die nächste, hierauf bezügliche Veröffentlichung Henzes, eines höchst intuitiven, auf eigne Beobachtungen fussenden, auf eigne Hand irrenden Geistes, trug den barbarischen Namen der «Chirogrammatomantie». Er hat kein System, wohl aber manch' fruchtbare Bemerkung darin niedergelegt. An ihn knüpft der eigentliche Vater der wissenschaftlichen Graphologie an — der alte Michon, welcher den Stoff und die erste Anregung zu seiner «Histoire de Napoléon d'après son Ecriture» aus Henzes Buch geschöpft hat. Auf die Pfadfinder folgt als der Meister Michon, ein suchender, wissensdurstiger Geist, der trotz Faust in allerlei Wissenschaft irrlichtelirt und als Theolog, Archäolog, Reisebeschreiber und zuletzt Romanschriftsteller Bedeutendes geleistet hat. Es war eine freie, hochfliegende Seele, und trotz seiner Zugehörigkeit zur katholischen Geistlichkeit ein wackerer Kämpe gegen den Jesuitismus, dessen Schäden er in einer Reihe anonymer Romane blosslegte, («le Mandet», «la Religieuse»), die gegen Ende des zweiten Kaiserreiches ein grosses und gerechtfertigtes Aufsehen erregten. Dieser umfassende Geist

(† 1881) widmete also die letzten 20 Jahre seines arbeitsreichen Lebens der Schriftdeutung, zog in allen Städten französischer Zunge umher und predigte in öffentlichen Vorlesungen die neue Schwarzkunst dem ungläubig staunenden Volke. Es waren die Tage der «Graphologia» militans (von ihm also benannt), da jede Stunde neue Angriffe und neue Entdeckungen brachte. Sein in mehreren Schriften niedergelegtes Studium beruht auf einem geistvollen Empirismus, dessen Systematisirung uns nicht mehr genügen kann. Es fehlt in dieser Sammlung sehr schätzenswerther Materialien der rothe Faden, welcher den wissensdurstigen Schüler aus dem Labyrinth zur Klarheit führte. Diese Leuchte der Wissenschaft ward uns Crépieux-Jamin, der mit wahrhaft philosophischem Geiste Ordnung in dies Wirrsal brachte, klärte, sichtete und ein vollständiges System aufstellte, in welchem der psychologischen Schlussfolgerung ein weiter Spielraum geboten ist.

* * *

Thöricht wäre es, den engen Zusammenhang zwischen Schrift und Schreiber zu leugnen. Entspringt er doch der Natur der Dinge und prägt sich auf die mannigfaltigste Art aus. So viel Schriften, so viel Individualitäten, und am selben Individuum bei jeder wichtigen Veränderung, was Gesundheit, Alter und sociale Stellung anbetrifft, dem entsprechend eine Modification der Schriftzüge.

Man braucht wahrhaftig keine Graphologie getrieben zu haben, um unsere gewöhnlichen Correspondenten an ihrer Handschrift eben so gut zu erkennen, als wir auf der Strasse unsere Bekannten an Gang und Körperhaltung unterscheiden.

Wenn die Post anlangt, genügt in der Regel ein einziger Blick auf die Aufschriften, um zu ermitteln, wer uns schreibt. Wohl sind die Aufschriften, nur wenige Worte, Namen und Adresse enthaltend, sich alle gleich; dennoch rufen wir auf den ersten Blick: D e r Brief ist von Hinz und d e r von Kunz, je nach dem. Zwischen der intellectuellen und moralischen Sinnesart eines Menschen und

der Physiognomie seiner Schrift hat sich, ganz unbewusster Weise, in unserer Vorstellung ein steter Zusammenhang gebildet, dazu eine Gewissheit, die keine Theorie erschüttern könnte.

Instinktiv erkennen wir auch die Hand eines Kindes in seinen grösser auslaufenden, unsicher gebildeten Schriftzügen, die Hand des Greises in seiner zitternden, zögernden Schrift, Anmaassung und Oberflächlichkeit aus verschnörkelten Buchstaben, Unbildung aus einer verworrenen, zügellosen oder vulgären Schrift. «Die Graphologie», spricht Crépieux-Jamin, «hat sich die Aufgabe gestellt, diese natürliche Empfindung zu regeln und zu entwickeln; es eröffnet sich ihr ein unendlich weites Feld, dem Erfahrung und Beobachtung beständig neue Nahrung zuführen. Dieser Instinkt, welchen man den graphologischen nennen könnte, ist nichts anderes als jener wesentlich menschliche Trieb, welcher uns nach der Erkenntniss unserer eignen und fremder Seelen streben lässt, um in der Handschriftdeutung Genüge zu finden.»

* * *

Wer aber steht nur für die Wissenschaftlichkeit dieses Studiums? Ist es nicht eher eine empirische Kunst, eine Art neuer Wahrsagerei, bei der die Schrift an die Stelle der Handfläche getreten ist? — Nur im Anfange beruhten die das Urtheil des Graphologen beeinflussenden Zeichen auf einer Analogie der Formen und Bewegungen; später zog er Psychologie und Physiologie herbei, um diese Analogien zu rechtfertigen und zu erklären. So ist nun die Graphologie im Stande die logischen Ursachen der von ihr beobachteten Erscheinungen nachzuweisen — folglich dürfen wir sie getrost eine Wissenschaft nennen.

So z. B. erklärte man ursprünglich als Zeichen des Egoismus den sich zum Schreiber zurückwendenden Anfangs- und Endstrich der Worte. Die einzige, damals gegebene Erklärung war, dass der Eigennützige, der Ichlebige, der Alles und Jedes auf sich Zurückbeziehende unbewusst sich der Gewohnheit hingebe, den Endstrich der Worte ebenfalls gegen sich zurückkehren zu lassen.

Uns kann diese summarische Erklärung nicht mehr genügen: sie findet sich indess bekräftigt durch die Erwägung, dass wir jenen rückwärtsläufigen Strich der Eigenliebe, des Eigennutzes einer nach links gekehrten und auf den Schreiber zurückgeführten Bewegung verdanken (linkseitige und centrumstrebige Bewegung). Wie uns späterhin einleuchten wird, sind diese Bewegungen das Endergebniss eines hemmenden, d. h. eines unangenehmen, schwächlichen oder schlechten Eindrucks.

Desgleichen hatte die Schriftdeutung festgestellt, dass die von rechts nach links gehenden Endstriche, die mit dem Folgenden verbundenen Grossbuchstaben, die lateinischen «m» und «n» in Form eines «u», die in Gestalt eines accent circonflexe verlaufenden «e» Anzeichen sind von wohlwollender und grossmüthiger Gesinnung, Zeichen von Altruismus, um mich eines beliebten modernen Kunstausdruckes zu bedienen: es hat aber lange gedauert, ehe man die physiologische Begründung dieser Bedeutung anführen konnte.

Heutzutage wissen wir indess, dass die moralischen Tendenzen sich durch rechtseitige und centrumflüchtige Bewegungen kundthun. Aus psychologischen Gründen bestimmt der Graphologe gleichfalls die Zeichen der physischen Kraft oder Schwäche.

Angesichts einer aufsteigenden, lebhaft bewegten Schrift, in welcher Worte oder Buchstaben ausgelassen sind, wird er nicht anstehen, den Schreiber für einen Feuerbrand und Wagehals zu erklären, auf dessen Urtheil wenig Verlass ist, und der sehr wohl im Stande wäre, sich auf gewagte Unternehmungen einzulassen.

Warum? Weil sich der in einer bewegten Schrift ausgesprochenen Phantasie der durch ansteigende Richtung ausgeprägte Thätigkeitstrieb und Ehrgeiz gesellt; der Zerstreutheit wegen, die ihn das Auslassen der Worte übersehen lässt, wird er in der Führung seiner Geschäfte ebenso wenig genau sein, wie im schriftlichen Ausdrucke seiner Gedanken. Wir aber werden daraus schliessen, dass Waghalsigkeit, überstürztes Handeln der Hauptcharakterzug einer

solchen Persönlichkeit ist, da man Wagehalsigkeit ein Ergebnsis ungezügelter Einbildungskraft und unbedachtsamen Eifers nennen darf.

* * *

Folglich steht die Graphologie auf ihrem Wege zur Erforschung der Wahrheit durchaus nicht vereinzelt da, sondern stützt sich fest auf zwei andere Wissenschaften: die Psychologie, welche die Erscheinungen des bewussten Geisteslebens erforscht, und die Physiologie, die sich mit den unbewussten, körperlichen Vorgängen befasst.

Körper und Seele sind in der That so eng verbunden und ihr wechselseitiger Einfluss ein so inniger, dass es keine Gemüthsbewegung giebt, die sich nicht sofort durch irgend ein äusseres Zeichen offenbarte. Dies die Grundlage der Mimik. Dreifach thut die psychische Thätigkeit sich äusserlich kund: 1) durch die Sprache, 2) durch den Gestus und 3) durch die Schrift.

Was verstehn wir unter Gestus? Die Gesammtheit der Bewegungen, in welchen nach aussen hin die sich im Innern des Menschen abspielenden seelischen Vorgänge, sein Verstandes-, Gefühls- und Willensleben spiegeln.

Der Gestus ist ein steter Begleiter und Vertiefer des Wortes, die Schrift hält Beide auf dem Papiere fest.

Die Verschiedenheit dieser beiden Ausdrucksweisen dürfen wir durchaus nicht verkennen. Das Wort steht meist unter dem direkten Einflusse des Willens, der Gestus hingegen ist mehr instinktiv. Vielen fällt es leicht mittelst des Wortes zu lügen und zu trügen; ist doch die Sprache, nach Talleyrand, dem Menschen verliehen um seine Gedanken zu verbergen, der Gestus, als mehr unmittelbar, drückt eher die Wahrheit aus — trotz der Gesellschaftstoilette, die Manche auch ihren Zügen angedeihen lassen. Noch treuer und wahrhaftiger aber ist die Wiedergabe unseres Innern durch die Schrift, denn in den Herzensergiessungen der Feder ist der Schreibende mit sich allein und denkt nicht dran, eine gemachte Miene aufzusetzen; er weiss es ja noch nicht, dass die von ihm hingeworfenen

Buchstaben einem Beobachter vor Augen kommen können, der draus seine Natur, sein Streben, seine Vorzüge und Fehler ersieht.

* * *

Wie Jedermann eine eigne Denkungsart zukommt, so weist er ebenfalls in Sprache, Bewegung uud Schrift seine Eigenart auf. Die unendliche Verschiedenheit der Geister ergiebt die unendliche Verschiedenheit der Schriftformen. Wer sich auf ein gründliches Studium der Physiognomie und Charaktere gelegt hat, dem leuchtet, je länger, je mehr, sonnenklar ein, dass kein Mensch der genaue Abklatsch eines Andren ist. Wir ähneln, so zu sagen, den Musikinstrumenten, die, obwohl alle mit denselben Noten versehen, dennoch verschiedene Töne von sich geben. Jeder Künstler wird derselben Geige, mit demselben Tonwerk einen andren Klang, eine andere Ausdrucksweise verleihen. Dessgleichen prägen wir mit derselben Feder, beim Niederschreiben desselben Satzes, der Physiognomie unserer Schrift die uns besondere Gestaltung der Empfindungen und Gedanken auf.

Woher diese Mannigfaltigkeit? Sollten nicht vielmehr die Schüler einer Classe, denen vom Lehrer dieselben Grundsätze der Schönschrift nach denselben Vorlagen eingeübt worden, sich Alle ein und derselben Schrift befleissigen? Wie erklärt man sich, dass von den ersten Zeilen an, die ein Jeder frei niederschreibt, er eine von der seines Nachbarn verschiedene Hand mit so ausgesprochenem Charakter aufweist, dass der Lehrer eine jede Schrift auf den ersten Blick erkennt. Mit den Jahren verschärft sich dieser Unterschied und unsere Individualität spiegelt sich so getreu darin wieder, dass uns Niemand eine andere Handschrift, als von uns herstammend, aufschwatzen dürfte.

Nun wohl, ein französischer Arzt, Namens Héricourt, erklärt uns diese Erscheinung folgendermaassen: Die verschiedenen Curven, aus denen die nach den Regeln der Schönschrift gebildeten Buchstaben bestehn, setzen eine grosse Geschmeidigkeit der Hand voraus, die Fähigkeit, sich mit gleicher Gewandtheit von rechts nach linkst

wie von links nach rechts zu bewegen. Thatsächlich besitzen wir dies Vermögen nicht Alle im gleichen Maasse: es gibt Formen, dazu eine Richtung der Bewegung, die uns unbequem ist, indes wir andere mit Leichtigkeit vollführen, weil sie unserem Streben, unserer Sinnesart gemäss sind. Hieraus ergiebt sich, dass wir in der Schrift, ebensowohl als in unsrem Gestus diejenigen Bewegungen beschränken oder aufheben, die uns instinktiv mühsam oder zuwider düncken; im Gegensatze dazu verstärken, betonen wir die Bewegungen, deren Sinn unserer Natur am besten entspricht.

Diese unbewussten Veränderungen und Umbildungen, die jedem Schreibenden besonders zu eigen sind, bilden die Ursache der Verschiedenheiten unter den Handschriften, und erläutern zu gleicher Zeit den persönlichen Charackter einer jeden Schrift. Hauptsächlich beeinflussen sie die Richtung und Gestalt der Curven. Auf dieser Grundlage fusst die wichtige Entdeckung von Héricourt und seine wesentliche Scheidung der Handschriften in link- und rechtseitige, mit einem lateinischen terminus technicus «sinistrogyri» und «dextrogyri» benannt.

* * *

Was wir empfinden, zittert in unsrem Organismus nach, so dass unser Antlitz nicht selten ein Spiegelbild unserer Empfindungen bietet. Es gilt hier nicht die Natur der engen Verbindung zwischen Körper und Seele zu erörtern; wissen wir doch, dass ihre Wechselwirkung zu den täglich beobachteten Thatsachen gehört. Es ist weder der Körper, der da denkt, noch das Hirn, welches liebt und beschliesst: wir lieben aber und wollen vermittelst des Körpers, und der Einfluss unseres Organismus mit seinen Funktionen auf die psychologischen Vorgänge ist ein so grosser, dass wir dem instinktiv Rechnung tragen. So verzeihen wir einem Kranken seine anspruchsvollen Launen, weil wir wissen, dass sein sittliches Verhalten durch physiologische Störungen bedingt ist. Auch nimmt uns keineswegs Wunder, wo ein zornig erregter Mann die Feder geführt hat, in seiner Schrift Spuren

von Aufregung, als Kleckse, Spritzer, ja durchlöchertes Papier vorzufinden. — Dank dem Einflusse der Seele können wir aber auch unseren Charakter veredeln, unser Temperament im Zaume halten, mit einem Wort, unsrem Leben andre Ziele setzen. Solcherart erklären wir uns die durchgreifenden Veränderungen in den Gesichtszügen und der Schrift gewisser Personen. Jenem Individuum, dessen eckige und keulenförmige Schriftzüge Ichlebigkeit und Jähzorn verriethen, ist es gelungen, seine Gemüthsart zu bessern, seine Leidenschaftlichkeit zu mässigen, wovon die nach und nach entstandenen Rundungen seiner Schrift deutlich Kunde geben. Weit häufiger aber findet leider das Gegentheil statt. Der Kampf ums Dasein verbittert die Charaktere: manch junger Mann, der offenherzig und freimüthig in das Weltgetöbe eintrat, dessen Liebenswürdigkeit alle Herzen entgegenflogen, ward selbstsüchtig, hart und nur auf seinen Gewinn bedacht. Seine Schrift aber ist gedrängter, steiler geworden, nicht minder durch spitze Winkel und linksseitige, rücklaufende Schlingen entstellt.

Anbei noch die Bemerkung, dass es für Gesichter und Schriftzüge zwei Zustände zu studiren gilt: einen beständigen Ausdruck nähmlich und einen vorübergehenden. Hat Schiller die Gewohnheit der Menschen Amme genannt, muss der Beobachter sie eine Gesichtsbildnerin heissen, denn die am häufigsten wiederkehrenden Gemüthsbewegungen lassen in den Gesichtsüzgen ihre Spuren zurück, die der Physiognomie ihren typischen Ausdruck verleihen.

Auch in der Schrift erscheinen jene allgemeinen Züge, dem geübten Beobachter auf den ersten Blick sichtbar, die ihm sofort verrathen, welcher Sippe der Schreibende angehört, ob er den Klugen oder den Thörichten, den Sympathischen oder den Antipathischen, den Muthigen oder Feigen zuzuzählen sei. — Sodann haben wir die vorübergehenden Zustände, die ihren Ursprung einer gleichfalls vorübergehenden Gemüthsbewegung verdanken, sei es nun Müdigkeit oder Zorn, Begeisterung oder Niedergeschlagenheit. Jede unsere Seele erfüllende Leidenschaft wird von der Feder ausgeplaudert.

Diese vorübergehenden, stets wechselnden Zustände kräuseln nur, der leichten Brise gleich, die Oberfläche des Characters, ohne ihn bis in seine Grundfesten zu erschüttern; sie können daher die gewöhnliche Schrift um ein Geringes verändern, der beständige characteristische Typus der Schrift aber bleibt trotzdem derselbe.

Darauf gründet sich eben die Ueberlegenheit der Graphologie über die Mimik als einer Handhabe zur Erforschung des psychischen Bestandes. Der physiognomische Ausdruck ist flüchtig, rasch vorübereilend, demnach schwer zu erfassen und im Gedächtnisse festzuhalten. Die Gesten folgen auf einander, ohne dass es möglich wäre, das sie verbindende Zwischenglied zu fixiren. Die Schrift aber, nach des Physiognomikers Delestre treffender Bezeugung, «le jet matérialisé de la pensée,» zu deutsch «der verkörperte Ausfluss des Gedankens,» bannt den Gestus dauernd auf's Papier. So bietet sie zugleich die logische Verknüpfung und die Ursache der auf einander folgenden Ausdrucksweisen, drin die allgemeine Physiognomie des Schreibers, seine ganze Persönlichkeit beschlossen ist.

* * *

Nicht nur mit dem Gesichtsausdruck, mit Gang und Gestus, nein auch mit der Sprache weist die Handschrift eine auffallende Uebereinstimmung auf. Wie man spricht, so schreibt man. Und zwar lassen wir uns in unsren Folgerungen nicht etwa durch den lockenden Anschein der Identität täuschen; die Physiologie hebt einen Zipfel des Schleiers, welcher uns bisher den Zusammenhang verborgen, der zwischen dem Gehirn, Organ des Gedankens, und der äussern Kundgebung desselben durch Sprache, Schrift, Malerei, Musik, Mathematik u. s. w. besteht.

Wir wissen jetzt, dass unser Sprachvermögen seinen Sitz links im Gehirn, an der Oberfläche der seitlichen Stirnwindungen hat. Wird die dritte dieser Windungen durch einen Zufall verletzt, durch ein Geschwür oder mangelhaften Blutumsatz in den Gefässen erweicht,

so entsteht daraus eine der Gegenwart unter dem Namen «Aphanie» wohlbekannte Krankheit, die aus dem Schwinden der Sprachfähigkeit besteht.

Nun, derselbe Theil der Gehirnhemisphäre bedingt auch die zum Schreiben erforderlichen Bewegungen und wenn der Fuss der zweiten seitlichen Stirnwindung eine Verletzung erleidet, wird die daraus erfolgende Störung «Agraphie» genannt. Diese Krankheit äussert sich durch das Unvermögen, Schrift, Noten oder Zahlen zu verstehn oder zu Papier zu bringen. Der Verstand der Kranken erleidet weiter keine Einbusse, aber sie können weder lesen noch schreiben: es ist eben der Verlust der geschriebenen Sprache.

Dass Sprach- und Schreibfähigkeit an die linke Seite des Gehirns gebunden sind, erklärt, weshalb wir Alle mit der rechten Hand schreiben, und wesshalb uns bei einer Lähmung der linken Hemisphäre des Gehirns das Schreiben unmöglich fällt.

Die Spiegelschrift *) bildet also den Schlussstein dieser Gedankenreihe — ist sie doch das Endergebniss eines Ortswechsels des schriftlichen Gehirncentrums. Die rechte Hemisphäre ersetzt in der That die linke, wenn eine Verletzung der letztern irgend eine Störung in der Schrift, besonders aber eine Veränderung in der Form der Buchstaben zu Wege bringt. Alsdann bestimmt das in die rechte Gehirnhemisphäre versetzte Gehirncentrum der Schrift durch die Bewegungen der linken Hand eine der rechten entsprechende, d. h. in einem Winkel von 180 Grad von der gewöhnlichen abgeneigte Schrift. Aus diesen Betrachtungen schliessen wir, dass unsere Schreibweise vom Zustande des Gehirns und der daraus entspringenden psychologischen Nothwendigkeit abhängig ist. Der Verschiedenheit der Gehirnbildung und der Mannigfaltigkeit der durch die Nerven

*) Spiegelschrift ist die mit der linken Hand entworfene Schrift, deren Buchstaben von rechts nach links, und zwar verkehrt, laufen, derart dass man sie vor einen Spiegel halten muss, um sie darin richtig zu sehen. Ist das Papier durchsichtig, so kann man die Schrift gleichfalls lesen. Beim Lithographiren wird dieser Schrifttypus angewandt.

vermittelten Sinneseindrücke entspricht die unendliche Skala der Anregungen, die Geschmeidigkeit und mehr oder minder grosse Genauigkeit ihrer Fortpflanzung durch die Muskel und folglich die besondere Art zu sprechen und zu schreiben, die einem Jeden von uns eigenthümlich ist.

Steht es also fest, dass die Schrift schon durch andauernde oder vorübergehende Impulse Schwankungen unterworfen ist, so liesse sich mit logischer Gewissheit daraus folgern, dass Jemand, der sich unter dem Einfluss hypnotischer Suggestionen befindet, seine Schreibweise ebenfalls verändert und alsdann diejenigen graphologischen Zeichen aufweist, die sich auf den suggerirten Zustand beziehen. Der Beweis dieser vollkommenen Uebereinstimmung zwischen Schrift und Persönlichkeit ist uns mehrfach wissenschaftlich durch die Aerzte Dr. Héricourt, Terari und Richet im Jahre 1886 angesichts der Gesellschaft für psychologische Physiologie geliefert worden. Auch «Schorers Familienblatt» hat uns im Winter 1893 einen sehr interessanten, auf gleiche ärztliche Experimente bezüglichen Artikel mit Handschriftenproben gebracht, welche den unumstösslichen Beweis ergeben, wie dieselbe Persönlichkeit, im Banne der Hypnose stehend, sich aus einem Verschwender in einen Geizhals, aus einem Lebemanne in eine putzsüchtige, flatterhafte junge Dame verwandelt. Man schob dem Medium, einem einfachen jungen Kaufmanne, sogar die herrische Physiognomie Napoleons unter und siehe da, die Schriftzüge gewannen einen befehlshaberischen, kühn ansteigenden, hochfahrenden Ausdruck.

Sind nicht diese merkwürdigen Vorgänge eine Illustration des tiefsinnigen Ausspruches von Michon zu nennen: «Die Seele selbst ist es, die mittelbar spricht und schreibt» und weiter: «Jeder Federzug folgt nur der seelischen Erregung, so dass unsere moralische und intellektuelle Entwicklung ein Spiegelbild in unserer Schrift zurücklässt.» Ein einsichtsvoller Schriftdeuter ist bei genügendem Material an Tagebüchern und Briefen im Stande eine förmliche Lebensbeschreibung zu entwerfen. Eine solche Arbeit giebt häufig zu

schwermüthigen Betrachtungen Anlass. So habe ich einst die Entwickelung eines enthusiastischen, warm und weich empfindenden Jünglings in einen grämlichen und misstrauischen Hypochonder verfolgen können. Von ganz unschätzbarem Werthe für meine Selbsterkenntniss war mir auch das retrospektive Studium meiner eigenen Handschrift. Des «documents humains,» s'il en fut jamais, Menschliches, Allzumenschliches! Ist doch das: «Kenne dich selbst» aller Weisheit Anfang. Wie sehr fördert solch' eingehender Rückblick die geistige Demuth, wie fühlt man sich immer und immer wieder auf das Gleichniss vom Splitter und Balken hingewiesen.

«Willst Du Dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben. Willst Du die Andern verstehn, blick in Dein eigenes Herz.» Wie schwer ist es, den Menschen in seiner Individualität getreu und billig zu erfassen. Spiegelt sich doch das geistige Bild eines jeden Einzelnen in dreifacher Weise: Erstens, und zwar meist stark idealisirt und von der Eigenliebe rosig beleuchtet, in seinem eigenen Bewusstsein; zweitens in den Köpfen seiner Nebenmenschen — wie mannigfalt und häufig wie verschroben — und endlich im Auge des Allmächtigen, vor dem keinerlei Schminke noch Schönfärberei besteht.

* * *

Weil eben die Schriftdeutung selten von diesem hohen und wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet wird, hat sie viel Schmähung und Geringschätzung erdulden müssen. Weil ferner die Zahl derjenigen, die im Stande sind zu sehen, zu vergleichen, zu zergliedern, gar so beschränkt ist, haben die ersten Graphologen einen harten Strauss mit der frostigsten Gleichgültigkeit und dem hartnäckigsten Vorurtheil zu bestehen gehabt. Wie viel gescheite und gebildete Leute zucken heute noch verächtlich die Achsel, wenn Jemand in ihrer Gegenwart den Anspruch erhebt, den lieben Nächsten in seiner Schrift zu erkennen. Am meisten rümpfen hier die Nase jene «Hans in allen Gassen,» welche sich der Gewohnheit befleissigen,

*

über Alles und Jedes abzusprechen, selbst wenn sie von der Graphologie keine blasse Ahnung oder höchstens eine ganz oberflächliche Kenntniss haben.

Andere wieder beunruhigt der Gedanke, dass eine unberufene Hand in ihrem Innern blättern könnte. Ist dies Bescheidenheit, übermässige Verschlossenheit oder ein lebhaftes Bewusstsein der eigenen Fehler und Schwächen? Der Schriftdeuter möge schonend mit solch ängstlichen Gemüthern verfahren. Was aber kommt es im Grunde darauf an, ob ihre krankhafte Eigenliebe verletzt wird, oder nicht! Die Wissenschaft schreitet hinweg über diese ängstlichen Seelen. Mag sie doch hie und da manch' dunklen Ehrenmannes Werke gelüftet haben, was liegt daran! Andererseits wird uns die Genugthuung, manch' edle und zarte, nicht nach ihrem vollen Werthe geschätzte Natur besser erkannt, manch' im Schatten blühendes Veilchen in ein helleres Licht gestellt, manch' schöne Anlage entdeckt, ja manch' unpassende Ehe verhindert zu haben.

* * *

Wem aber — die Frage drängt sich uns folgerichtig auf — ward wohl von Mutter Natur die Anlage zur Schriftdeutung beschieden? Auch hier gilt das Wort: «Viele sind berufen und Wenige auserwählt.» Wir haben weiter oben die Graphologie als eine Wissenschaft erkannt, aber die geistvolle, nicht blos mechanische Ausübung derselben mag man immerhin getrost eine Kunst nennen. Stehen nicht Pinsel, Palette und Farben jedem Maler gleichermaassen zu Gebot? In der feinen, verständnissvollen Auffassung, in der richtigen Farbengebung und Mischung aber offenbart sich erst die künstlerische Befähigung. Und die kann nimmermehr gefasst werden; es gilt hier nur das angeborene Talent durch redliche Arbeit und Nachdenken zu entwickeln und zu vertiefen. Ein Prüfstein für graphologische Begabung bildet Interesse und Verständniss für Physiognomik, verbunden mit der Neigung zu psychologischer und philosophischer Betrachtung.

Braucht nicht ein Lehrling mindestens zwölf Monate, um für das einfachste Handwerk zum Gesellen auszulernen? Eine Küchenmagd muss vom Scheuerlappen auf dienen, bis sie zu einer perfekten Köchin ausgebildet ist, die nicht mehr nach dem Kochbuche herumtappt, sondern es in den Fingerspitzen hat, wie viel Pfeffer, wie viel Salz zu jedem Gerichte gehört. Nach Augenmaass muss sie kochen können. Hier wie in jedem anderen Gebiete tritt die bewusste Kunst, welche nach Regeln und Recepten verfährt, zuletzt in ihrer Vollendung wieder zurück in das Bereich des Unbewussten. Niemanden fällt es ein, die Nothwendigkeit der Lehrjahre zu bestreiten.

Nun wohl, ist es da nicht wirklich scherzhaft, dass die Leute zur Menschenkenntniss und Erkenntniss so gar keiner Schulung zu bedürfen glauben! Mancher vermisst sich in acht Wochen ein trefflicher Graphologe zu werden und fördert demzufolge schief und krumm gewickelte Urtheile über seinen Nachbar zu Tage. Zum Lachen schier, wenn's nicht eher zum Weinen wäre, durch solche Stümper die Graphologie in Misskredit gebracht zu sehn. Es glaubt Jeder ein Herzenskündiger zu sein, ohne irgend etwas von Psychologie zu verstehn, und dieser eine Irrthum bildet die Quelle aller übrigen beim Studium der Handschrift begangenen Fehler. Die Graphologie soll uns über den Zusammenhang zwischen Charakter und Schrift aufklären — wegen mangelhafter Charaktererkenntniss aber schildert man uns nur die Beziehungen der Schrift zu einer graphologischen Zeichentabelle.

«Dann hat man die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geist'ge Band.»

So Mancher stellt sich die Graphologie als eine Art von Wörterbuch vor, das, an betreffender Stelle aufgeschlagen, Jedermanns Neugier befriedigen muss. Dem ist nicht also. Jedem, der überhaupt dem ernsten Studium abhold, will ich dringlich davon abrathen, sich überhaupt mit Schriftdeutung zu befassen. Wen nicht die psychologische Analyse um ihrer selbst willen freut, der bleibe davon.

Ich kann mich acht Tage lang mit der Ergründung einer schwierigen Schrift tragen, mich mit dem Gedanken an sie niederlegen und, aus dem Traume auffahrend, ausrufen: Ich hab's gefunden.

Da der menschliche Charakter ein so mannigfaltiger ist, so viel Schlupfwinkel und Irrgänge in sich birgt, kann die Wissenschaft, welche sich mit seiner Deutung befasst, unmöglich eine leichte, einfache, rasch zu erlernende Kunst sein.

Noch eins: Graphologische Probleme gleichen insofern mathematischen Aufgaben, als nur der in steter Uebung Begriffene sie rasch und sicher löst. «Rast ich, so rost ich,» heisst es auch hier.

Wer zu den oben angedeuteten Erfordernissen noch die nöthige Musse, Geduld, Hingebung und Liebhaberei mitbringt, der gehört zu den Auserwählten und an ihn ist das auch in profanem Sinne bedeutsame Wort ergangen:

«Forschet in der Schrift!»



Gedichte

von

Nora Dittrich

aus ihrem 4. bis zum 10. Lebensjahre.

Liebes Zicklein mein,
Sprichst du auch Latein?
Bist du auch so klug
Wie ein gelehrtes Buch?

Nein, liebes Kind,
So klug bin ich nicht;
Ich seh nur hinauf
Zum himmlischen Licht.

Ich sitze hier im Sonnenschein
Und warte auf mein Mütterlein,
Und ist es da, so freu ich mich
Und drück und küss es fürchterlich.

Ich sitze hier im Sonnenschein
Und hüpf herum auf einem Bein
Und tanz und spring und freue mich
Auf Weihnachten ganz fürchterlich.

Der Tag ist vorüber,
Der Mond kommt hervor,
Die Nacht kommt gekleidet
Im schwarzen Flor.

Die Sterne glitzern
Im flimmernden Schein,
Dort droben wohnen
Die Engelein.

Hört, was ich habe vernommen:
Der liebe Jesus ist gekommen
Zur Erde als ein Kindlein klein,
Damit wir sollen selig sein.

Er ist gekommen schwach und klein,
Damit wir sollen selig sein,
Und doch ist ihm kein Englein gleich
Im ganzen grossen Himmelreich.

Er war so lieb, so gut, so fromm
Und sprach zu jedem Menschen: komm,
Ich bin der Heiland Jesus Christ
Und komm, damit du selig bist,

Er war so freundlich und so gut,
Vergoss für uns sein eignes Blut,
Damit wir sollen selig sein
Und gehen in den Himmel ein.



Gedichte

von

A. von H.

Ein Blick.

Als wir uns zum letzten Mal gesehen,
Blicktest du noch einmal still zurück;
Jahr' um Jahre mögen drob vergehen,
Und ich seh noch immer deinen Blick.

Wenn die anderen mit der Liebe prahlen
Und mir viel von Lust und Freud' gesagt
Und mir alle Liebeswonnen malen,
Hab ich nur an deinen Blick gedacht.

Will des Lebens Leid mein Herz erdrücken,
Wenn ich in der langen Nacht geweint,
Möcht' ich auf zu deinem Auge blicken,
Das wie lichter Mond durch's Dunkel scheint.

Weist mich Gott dereinst an letzten Tagen
Hin, wo es der Sünderin gebührt,

Will ich leise, leise dich verklagen,
Weil dein Blick mich zauberisch verführt.

Wäscht mich aber gnadenreich Erbarmen
Rein vom Staube, der die Seele trübt,
Weiss ich, dass Vergeben ward mir Armen,
Weil ich dich so sehr, so sehr geliebt.

Glück?

Wer kann das Glück in kalte Worte bringen?
Gebt einen Klang mir, der das Ohr entzückt!
Gebt mir die Töne, die zum Herzen dringen
Und Duft der Blumen, der den Sinn berückt!

Singt mir zu Ruh das Suchen und das Sehnen!
O gebt mir doch mein Kinderherz zurück,
Hoffnung, Erinn'rung, Jauchzen, heisse Thränen!
Im Schlafen und im Träumen liegt das Glück. —

Es schwebt in Licht und Luft, in Lieb' und Leben,
In einem Blick, der deinen Blick versteht,
In einem Lächeln und im Zauberweben,
Das leis und still von Herz zu Herzen geht,

In Ruh' und Frieden und im stillen Sinnen,
Im Denken, das allein die Welt bewegt
Und das die Seele über dunkle Tiefen
Aus Zeit und Leid zur Ewigkeit hinträgt.

Wasser.

Ein Bild aus dem Seelenleben.

von **A. von R.**

Wasser, Wasser! bitte Wasser.

Die junge Diaconissin hob den Kopf des Kranken und brachte das Glas an seine Lippen, er aber wandte sich ab und flüsterte: «was ist das? wozu? ich möchte Wasser.»

Es ist ja auch Wasser, versuchen Sie, es ist frisches Wasser.

Sie überredete ihn freundlich, doch er verstand sie nicht. Mit weit geöffneten, erschreckten Augen starrte er sie seltsam an, kehrte sich dann mit einer verzweifelten Bewegung zur Wand, warf die Arme zurück und stöhnte leise. Die Diaconissin befeuchtete den Zipfel eines reinen Tuches und brachte es an seine Lippen; darauf schob sie die Hand unter das Kissen, verbesserte die Lage seines zurückgeworfenen Kopfes und legte den kühlenden Eisbeutel auf seine brennende Stirn. Er stöhnte, ohne die Augen zu öffnen; plötzlich aber, als fühlte er ihre Nähe, streckte er ihr die Hand entgegen und sagte ganz deutlich: «Ich danke Dir, Du bist doch gut.»

Die Diaconissin lächelte traurig, rückte ihren Stuhl noch näher an sein Bett und setzte sich darauf, indem sie seine magere, glühende zuckende Hand in ihren kühlen, weichen, mitleidigen Händen behielt.

Beruhigen Sie sich, schlafen Sie ein, ich bin hier, ich gehe nicht fort.

Wie oft, wie vielen Kranken hatte sie schon dasselbe gesagt und viele hatten es wahrscheinlich, wie dieser arme junge Mann, nicht gehört und nicht verstanden, und doch schien es immer, als fühlten sie ihre Anwesenheit und als würde dies ihnen wohlthun. Die Diaconissin hatte ihren Kranken bis zum gestrigen Tage nie gesehen, seinen Namen kannte sie bis jetzt noch nicht. Hierher gerufen, übernahm sie sogleich die ihr gewohnte Pflege des am Typhus sehwer erkankten 22-jährigen Studenten. Sie hatte noch keine Gelegenheit gehabt, und es lag ihr auch nicht viel daran, zu erfahren, wer er war und was für eine Stellung er in diesem grossen, reichen Hause einnahm.

Mitternacht war längst vorüber. Im Laufe des Abends war die Dame des Hauses, eine gutherzige, freundliche ältere Frau, einmal zum Kranken gekommen, um sich nach der Höhe des Fiebers zu erkundigen, beim Anblick seines verzerrten, fiebergerötheten Gesichts hatte sie theilnehmend den Kopf gewiegt und war dann wieder fortgegangen, nachdem sie in der Thür die Diaconissin noch einmal gefragt, ob diese auch alles unter der Hand habe, was möglicherweise in der Nacht nöthig sein könnte.

Es verging nun eine Stunde nach der anderen, die Diaconissin sass am Bett des Kranken und wartete auf eine Veränderung in seinem Zustande, aber die Hitze liess nicht nach und er lag noch immer bewusstlos da. Er phantasierte jetzt und schien dabei sehr zu leiden, es war aber nicht schwer, mit ihm fertig zu werden; wenn sie ihn überredete, gab er nach und wenn er zuweilen sich jäh in die Höhe richtete, um aufzuspringen, konnte sie jedesmal ihn sanft bei den Schultern fassen und ohne besondere Anstrengung dazu bewegen, sieh wieder hinzulegen. Der Beruf, dem sie sich gewidmet hatte, machte es ihr zur Pflicht, allen Kranken gegenüber geduldig und liebevoll zu sein, und sie war es auch, aber nicht immer ohne Anstrengung. Und obgleich sie sich bittere Vorwürfe darüber machte,

war sie nicht an allen Krankenbetten von einem so tiefen Mitgefühl, einem so heissen Verlangen zu helfen, erfüllt gewesen wie in dieser Nacht am Bette dieses von Fieberphantasien gepeinigten jungen Mannes. Und für ihn gerade konnte sie nichts thun. Man musste geduldig abwarten bis der Fieberanfall vorüber war, in der Hoffnung, dass seine Körperkräfte diese Erschütterung aushalten würden. Und sie sass und wartete, den Blick wehmütig auf seine verzerrten Züge gerichtet, in denen sie zu lesen versuchte. Von Zeit zu Zeit beugte sie sich über ihn, um die Lage seines Kopfes zu verbessern, oder streichelte sanft seine ungewöhnlich zarte Hand, in der Hoffnung dass diese Bewegung ihn beruhigen werde. Und während sie so mit tief auf die Brust gesenktem Kopfe sass, wurden viele trübe, auf dem Grunde ihres Herzens verborgene und noch niemand anvertraute Gedanken in ihr von neuem wach. Nicht ohne Grund zieht sich ein fünfundzwanzigjähriges Mädchen von der Welt des Scheins und Trugs zurück und widmet ihr junges Leben der Erfüllung der Pflichten der Barmherzigkeit und Menschenliebe, nicht ohne Grund wiederholt sie sich bei jeder Empörung ihres noch immer glückdürstenden Herzens, dass sie für sich nichts braucht, nichts verlangt.

So verstrichen die Stunden der langen Winternacht und während die Diaconisse ihren schmerzlichen, aus ihrem tiefsten Inneren emporsteigenden Gedanken nachging, that sich ihrem Kranken in seinen Fieberphantasien eine neue Welt entsetzlicher, ihn bis zur Verzweiflung treibender Prüfungen auf, denen er nicht entgehen konnte. Die Gedanken und Gefühle, mit denen er während der letzten Monate gekämpft, die er nicht anerkennen wollte, wurden jetzt zu Phantasiebildern und marterten seine Seele. Es quälte ihn ein brennender, unerträglicher Durst; er befand sich in einem Riesenwalde, den ein Brand verheert hatte, seine unheimlichen Spuren überall zurücklassend. Halbversengte Baumstämme versperrten den Weg, andere standen da mit welken, verdorrten Blättern, der Moosboden war fasst überall ausgebrannt und hier und da rauchte er

noch. Es war ein trostloses Bild der Zerstörung und Verwüstung. Er ging durch diesen Wald und ging schon sehr lange Zeit; er schwankte vor Müdigkeit, sein Kopf brannte, seine Kehle, seine Lippen waren heiss und trocken, er suchte, suchte eine Quelle, er wusste ja ganz bestimmt, dass hier irgendwo Wasser, lebendiges Wasser war, dass, wenn er davon trinken würde, die Glut, die sein Inneres verzehrte, vergehen würde, der heftige Schmerz in seinen Schläfen, das brennende Weh in seinem Herzen auch. Er wusste sogar, dass, wenn er es fände, alles ringsumher, die Bäume und das Gras, frisch und grün werden würden; er musste also durchaus die Quelle finden, aber wo war sie?

Er ging jetzt durch's Waldesdickicht; die spitzen Dornen der Sträucher verwundeten seine Hände, die verdorrten Zweige der Bäume schlugen ihm ins Gesicht, aber Wasser war nirgends zu sehen. Zuweilen glitten Schattengestalten an ihm vorüber, aber er beachtete sie nicht; wenn es Menschen waren, die gleich ihm Wasser suchten, so gingen sie ihn ja weiter nichts an, denn keiner von ihnen konnte ihm ja helfen. Zuweilen glaubte er in der Ferne zwischen den Bäumen einen hellen Silberschimmer zu sehen; er eilte hin, aber jedes mal war nichts da; zuweilen meinte er auch das Rieseln eines Bächleins zu hören, aber wenn er näher kam, war alles still. Er sah ein, dass seine Sinne ihn täuschten, dass er vor Müdigkeit die Wirklichkeit von dem, was seine Phantasie ihm vorspiegelte, nicht unterscheiden konnte.

Aber ich sterbe ja schliesslich vor Durst! Ich möchte, ich muss Wasser haben! Ich kann nicht länger warten, nicht länger suchen! Wasser! gebt mir Wasser, wenn auch nur einen einzigen Tropfen! Er wusste selbst nicht, wen er bat, aber jemand hörte ihn. Ja, dort inmitten der versengten Bäume erblickte er plötzlich einen frischen, grünen Strauch, nein, einen ganzen Baum, einen Faulbaum in voller Blüte, und unter seinen Zweigen eine weibliche Gestalt in prächtigem, buntem Gewande aus durchsichtigem, schimmerndem, reich mit Gold durchwirktem Stoffe. Sie reicht ihm einen goldenen

Becher, mit perlendem, schäumendem Weine gefüllt, lächelt dabei und spricht:

«Versuche doch, das ist der Wein der Lust!»

Hastig ergreift er den Becher und setzt ihn an seine verschmachtenden Lippen, aber indem er trinkt, fühlt er, dass etwas Süsses, Aromatisches seine Lippen kaum benetzt hat, dass der Becher leer war.

Was ist das? Noch, ich möchte noch haben! ruft er ausser sich vor Enttäuschung und Ungeduld, indem er ihr den Becher hinstreckt, ich habe ja noch garnichts getrunken! Wo ist denn dein Wein?

Das schöne Weib lacht auf, droht ihm mit dem Finger und spricht mit einem spöttisch-liebkosenden Blicke: «Du scherzest, sieh hin, der Becher in Deiner Hand ist ja gefüllt.

Und in der That, der weisse Schaum perlt wieder am Rande des Bechers und durch den röthlichen, duftenden Wein schimmert der goldene Boden.

Er führt zögernd, noch immer zweifelnd den Becher an seine Lippen und trinkt langsam, bedächtig, um die Süssigkeit des heissersehnten Trunkes ganz und voll zu geniessen. Aber schon nach dem ersten Schlucke verwandelt sich der so verführerische duftende Wein in etwas so schal und widerlich Schmeckendes, dass er entsetzt ausruft: «Das ist ja Gift» und den Becher fallen lässt.

Womit willst Du mich vergiften? fragt er das Weib, das wieder in ein gezwungenes kaltes Lachen ausbricht, dabei gleitet das prächtige Gewand von ihren Schultern und er bemerkt, dass ihr Körper mager und abgezehrt ist; jetzt kommt sie ihm eher abstossend vor.

Es ist kein Gift, du verstehst nur nicht zu geniessen, mein Wein ist Sinnesrausch, Sinneslust. Er muss rasch in einem Zuge getrunken werden. Wer geniessen will, muss sich nicht bedenken, besinnen, nicht den Geschmack eines jeden Tropfens auskosten wollen. Die Kinder der Lust: süsser Rausch, heiteres Lachen, tändelndes Scherzwort, Küsse, sie gaukeln im Leben an uns vorüber

und darin besteht ja ihr Reiz. Gieb mir nur den Becher her, ich werde Dir noch einmal einschenken und diesmal wirst Du wohl klüger sein.

Sie hob den Becher, den er ihr gereicht hatte, an ihren Mund und begann durch einen dünnen Strohhalm, der sich plötzlich in ihrer Hand befand, hineinzublasen. Der junge Mann sah, wie leichte Schaumblasen in allen Regenbogenfarben schimmernd in den Becher glitten, diesen mit durchsichtig glänzendem, berauschend duftendem Schaume füllend.

Was machst Du? fragte er mit Entsetzen. — Was ist das? Damit kann man doch den Durst nicht löschen? — Das ist der kostbarste Trank, den Phantasie und Luxus ersonnen haben, erwiederte sie spöttisch. Die ganze Welt jagt darnach. Seinetwegen scheuen sich die Menschen nicht, grausam und gewissenlos zu sein. Im Sinnestaumel, im Schwelgen, im Geniessen, im nie befriedigten, von der Phantasie beständig angestachelten Verlangen nach immer neuen Sinnesreizen, noch nicht durchkosteter Lustempfindung — besteht das Glück des Lebens, ein anderes giebt es nicht!

Er hörte zu und schauderte. In ihren Augen leuchtete ein boshafter Spott, ihre Stimme klang scharf und unerbittlich. Er stiess ihre Hand zurück und stürzte fort. Ihn widerte es an, dieses unter Putz und Schminke sich verbergende elende Laster. Er schauderte und ein Gefühl des Ekels erfüllte ihn, während der Durst, der ihn von neuem plagte, noch heisser, noch unerträglicher als früher brannte. — Er war ziemlich lange gelaufen, als er plötzlich hörte: «Komm hierher, hier ist ein Brunnen». Er sah sich um. Im Schatten einer mächtigen Fichte, deren Aeste bis zur Erde herabhingen, konnte er eine Gestalt unterscheiden, die am Eingange einer finstern Höhle stand.

Wer bist Du? fragte er, da er es nicht wagte, sich ihr ohne Weiteres zu nähern.

Ich bin das Wissen der Gegenwart; fürchte Dich nicht, komme nur näher, wenn Du durstig bist, komm und trinke.

Er trat rasch heran und indem er die Hand bittend ausstreckte, sagte er: «Wirst Du mir wirklich das Wasser des Lebens geben?»

Nein, ein solches Wasser kenne ich nicht; wozu brauchst Du es auch? Es giebt wohl überhaupt in der ganzen Welt kein solches Wasser; es ist nur eine Erfindung müssiger Träumer. Ich aber werde Dir das kostbare Getränk der Autklärung geben, des Forschergeistes und der Gelehrsamkeit.

Das ruhige, kluge Gesicht des ehrwürdigen Greises flösste ihm Vertrauen ein.

Ich danke Dir, sagte er, gieb mir, was Du hast, und ich werde Dir für jeden Tropfen dankbar sein.

Er ergriff das dunkle Glas, das der Greis ihm reichte und eine dankbare Freude erfüllte seine Seele als er fühlte, dass dieses Mal kein täuschender Schaum über seine Lippen floss. Leider aber enthielt das Glas, das ihm zuerst ganz voll erschienen war, so wenig von der kostbaren Flüssigkeit, dass er, nachdem es geleert, sich nur noch mehr bewusst wurde, welch' ein entsetzlicher Durst ihn quälte.

Gieb mir noch, um der Barmherzigkeit Willen, gieb mir noch, flehte er; mir ist, als hätte ich noch garnicht getrunken.

Du verlangst zu viel, sprach der Greis, vorwurfsvoll den Kopf schüttelnd, mein Wasser wird mit grosser Mühe gewonnen, es muss langsam, Tropfen für Tropfen abgezogen werden, denn es ist trübe und unschmackhaft, wenn es aus der Erde kommt. Er nahm jedoch das Glas und liess es nochmals in den Brunnen hinab. — Warte, habe Geduld, siehe, wie langsam es sich füllt.

Endlich hob er das Glas aus dem Brunnen heraus und reichte es seinem Gaste. Die Flüssigkeit darin sah dieses Mal trüber aus, aber der Durstige setzte es trotzdem ohne Bedenken an seine Lippen und versuchte recht behutsam zu trinken. Doch vergebens! es war auch dieses Mal sehr wenig darin enthalten und kaum für einen Schluck hinreichend. Von Verdruss und ungerechter Entrüstung ergriffen, konnte der junge Mann sich nicht beherrschen und warf das Glas auf den Boden, dass es zersprang. — Das ist Tinte, eine

widerlich schmeckende Lösung und ich bat ja um Wasser! Der Greis sah ihn mit Unwillen an: Thörichter, unwissender Mensch! sagte er verächtlich, gehe deiner Wege, ich sehe, es war nicht der Mühe wert, Dir von meinem heilkräftigen, in der ganzen Welt berühmten, künstlich gewonnenen Mineralwasser zu schmecken zu geben, geh und suche wo Du willst die nicht existirende Quelle des lebendigen Wassers; als ob Du selbst wüsstest, was die Worte «das Wasser des Lebens» bedeuten. Jedes Wasser ist ja eine chemische Verbindung und wird von der Wissenschaft in seine Bestandtheile, den Wasserstoff und den Sauerstoff, zerlegt.

Aber der Jüngling, der ihn beleidigt hatte, hörte ihn nicht mehr, er war fortgeeilt, tief beschämt durch das schmerzliche Bewusstsein seiner Schwäche und seiner Unvernunft. Jetzt zweifelte er beinahe selbst an der Möglichkeit, Das zu finden, wonach er sich so sehnte. Der Greis hatte wohl recht, aber er konnte nicht zur Vernunft kommen und lief, von seiner Verzweiflung getrieben, immer weiter und weiter, ohne selbst zu wissen, wohin. Als er sich aber zufällig umsah, bemerkte er hinter sich einen Schatten, einen dunkeln, geheimnissvollen, unheimlichen Schatten, er sah, dass ihn dieser verfolgte und eine bange Angst befiel ihn; er lief immer schneller und schneller, aber der Schatten eilte immer lautlos hinter ihm her.

«Du entgehest mir nicht, wirst mir nicht entrinnen; auch ich will Dich tränken, mein Söhnchen. Ich werde es auch, mein armes Kind. Mit Thränen werde ich Deinen Durst löschen, mit den bittern und süssen Thränen der Wehmut und des Trübsinns. Warte doch, kehr Dich um, sieh mich an. Ich bin ja mit Dir gross geworden, bin nie von Deiner Seite gewichen und werde Dir immer treu bleiben. Ich bin Dein Lebensweh, Dein Seelenschmerz! Du musst mich kennen lernen, mich liebgewinnen, mein Herzlieb Du, ich werde Dich in der Einsamkeit nicht verlassen und alles will ich mit Dir teilen».

Es war dem Flüchtling als hörte er diese Stimme in seiner eigenen Seele, als würde ein jedes ihrer geheimnissvollen, unheim-

*

lichen Worte sich unauslöschlich seinem Geiste einprägen. Und er konnte ihr nicht entfliehen, überall folgte ihm diese gespenstische Schattengestalt. Eine namenlose Angst bemächtigte sich seiner, er spannte seine letzten Kräfte an, um sich vor ihr zu retten, aber es gab kein Entrinnen. Sein ungestümer Lauf wurde jähe unterbrochen, denn er befand sich plötzlich am Rande eines unvermuteten Abgrundes. Zu seinen Füssen eine senkrechte Felsenwand, die in schwindelnder Tiefe verschwand, und da unten auf dem Grunde, da schimmert und rauscht und wogt etwas, einem rasch dahingleitenden Silberbande vergleichbar. Was war es? Ja, war es denn wirklich, wirklich möglich, dass dort in der unerreichbaren Tiefe über das Gestein schäumend ein silberklarer, herrlicher Strom vorbeirauschte? Es war ja Wasser, das Wasser des Lebens. Was nun thun? An der steilen Felsenwand ist nirgends eine abschüssige Stelle zu entdecken und es ist kein Augenblick zu verlieren, denn das gespenstische Weh holt ihn schon beinahe ein. Da unten ist Wasser. Was aus ihm wird, weiss er nicht, aber länger zögern, überlegen kann er nicht, er muss sich sofort, ohne Bedenken entschliessen. Und mit geschlossenen Augen stürzt er sich in den Abgrund.

O wie entsetzlich! Sein Athem stockt, seine Sinne verlassen ihn, kopfüber fällt er mit furchtbarer Schnelligkeit immer tiefer und tiefer. Wohin? Was erwartet ihn dort unten? Der Tod? Aber was ist der Tod? Eine Erlösung oder eine ewige Verdammniss? Das ist sein letzter Gedanke, denn jetzt verliert er das Bewusstsein gänzlich. Er liegt unten. Er weiss selbst noch nicht, was mit ihm geschehen ist, er kann die Augen nicht öffnen, kein Glied rühren; er fühlt, dass er sich zerschlagen hat, aber es scheint ihm, dass er noch lebe. Aber wo ist er? In jenem ausserhalb der Erde gelegenen, unbekannten, unerforschlichen Reiche? Doch sein Ohr vernimmt etwas; es ist das Plätschern und Rauschen von Wellen ganz nahe von ihm. Das Wasser wäre jetzt so leicht zu erreichen, aber er kann sich nicht rühren, seine Glieder sind gebrochen und er muss hier auf dem steinigen Ufer allein und einsam liegen, während die Sonne ihm

in's Gesicht sengt und ein bis in die Seele brennender Durst sein Inneres verzehrt.

— Mein Kind, Du bist nicht allein, ich hin ja noch immer bei Dir.

Er lauscht dem Ton der sanften Stimme, aber die Augen kann er nicht öffnen.

— Wer ist bei mir? Wer spricht mit mir?

— Du weisst es ja, Deine treue Lebensgefährtin, immer dasselbe unvermeidliche Weh, das keinem ersparte Herzeleid. Ich bin nun gekommen, um Deinen Durst zu löschen, mein armer Junge, ich weiss ja, dass Du müde und erschöpft bist. Hier ist der Becher der Thränen, trink daraus, so viel Du willst.

Er war ihr also nicht entflohen, sie hat ihn eingeholt, sie umfasst ihn, umarmt ihn und drückt seinen Kopf fest an ihre magere Brust. Da ist sie also, die völlige, hoffnungslose Verzweiflung — das Verhängniss ewig zu leiden, das ihn getroffen hat. Wozu also sich noch widersetzen? Er ist ja ganz in ihrer Gewalt. Sie hat seinen Kopf gehoben und setzt an seine Lippen den Rand eines groben irdenen Bechers.

Gutwillig musst Du trinken und Dich nicht abkehren; und den ganzen Becher leeren, bis auf den letzten Tropfen.

Am ganzen Leibe vor Abscheu bebend, ergiebt er sich und gehorcht, denn sie hält ihn fest umklammert mit ihren mageren, unbarmherzigen Armen.

Mit der Verzweiflung des Ueberwundenen schluckt er mit eiliger Hast die Thränen hinunter. O wie bitter, wie entsetzlich sind diese Menschenthränen! Ein todbringendes Gift scheinen sie ihm! Bei jedem Schluck, den er nimmt, glaubt er zu ersticken und zuweilen hofft er auch, dass er daran sterben werde. Die unerbittliche, grausame Hand aber drückt den Becher immer fester an seine Lippen. — Noch, noch, noch! Alles bis auf den letzten Tropfen! Jetzt aber flüstert er: — Ich sterbe, lass mich, gib mich frei! ich kann nicht mehr! Aber sie lacht nur leise zur Antwort und spricht: — Nein, nein,

sterben wirst Du nicht! Es stirbt niemand an Thränen! Im Gegentheil, Du wirst Dich beruhigen und einschlafen. Hier, trink noch, widersetz Dich nicht!

Und sie lässt ihn nicht los. Da strömen aus seinen Augen Thränen der Erbitterung, des Unwillens und des ohnmächtigen Zornes. — Nein, ich will nicht, ich werde nicht mehr trinken!

Ohne ein Wort zu erwidern, zwingt sie ihn aber weiter zu trinken, und da sieht er, dass sein Ungehorsam das Mass und die Bitterniss der Thränen in dem tiefen Becher des Leidens und der Seelenempörung nur noch vergrössert.

Er versucht auch nicht mehr, sich aus ihren Armen zu befreien, und unterwirft sich ihr schweigend. In seinem Innern aber wird eine Frage laut, die er sich in Gedanken immer wieder wiederholen muss: wozu nützt das alles? wer hat etwas davon? Wen ergötzen meine Qualen? Verschmachtet denn wirklich die ganze Menschheit vor Durst nach Freude und Liebe nur deshalb, um wie zum Hohn nur an bitteren Thränen den Durst befriedigen zu müssen? Indem er aber das denkt, fühlt er plötzlich, dass etwas sich verändert hat: eine weiche, mitleidige Hand hat sich auf seine Stirne gelegt und die bekannte Stimme spricht:

— Auf dem Grunde des Leidensbechers wirst Du die Antwort finden, und wenn Du ihn geleert haben wirst, wirst Du auch die Süssigkeit der Schmerzen begreifen. Armer, verblendeter Junge! Oeffne die Augen, schau mir ins Gesicht, bin ich denn so schreklich? Ich quäle Dich doch nicht ohne Grund! Ich will Dich ja retten. Zum Wasser kannst Du eben noch nicht gelangen. und Du kamst ja um vor Durst; da gab ich Dir zu trinken, was ich besitze, half Dir so, wie ich konnte, und es hat deine Qualen ja immerhin gelindert.

Indem er ihren Worten lauschte, öffnete er die Augen. Ueber ihn beugte sich ein mageres, strenges Gesicht mit grossen dunkelen Augen, die voll ernsten Mitleids in die seinen blickten. Das Gesicht einer armen Frau in einer abgetragenen, bestaubten, groben Kleidung.

Ihre mageren Arme umklammerten ihn nicht mehr so fest, sie umschlangen ihn sanft, und sie liebkoste und streichelte ihn, wie eine Mutter ihr krankes Kind. Da sah er ein, dass sie wirklich gut war, dass nur sein unsinniger Trotz sie ihm hatte böse und grausam erscheinen lassen können. Und er fragte sie: — Was muss ich denn thun, um zum Wasser zu gelangen?

Und sie erwiderte ihm: Dich demütig in dein Loos ergeben, es geduldig tragen und hoffen.

Und indem sie dann den Becher der Thränen, deren letzte Tropfen ihm beinahe süss erschienen waren, von seinen Lippen nahm, fügte sie hinzu: — Schlaf jetzt ein; morgen wirst Du schon sehen, was weiter kommen wird.

Er schlief auch wirklich ein und schien für einige Zeit seinen Durst, seine Schmerzen und die Furcht vor der Zukunft zu vergessen.

— Wache auf, es ist Zeit! Wer zum Wasser des Lebens gelangen will, darf nicht lange schlafen. Stehe auf, wir müssen gehen!

— Ich bin so müde, alle meine Glieder thun mir weh! Ich habe mich ja ganz zerschlagen, als ich vom Felsen gestürzt bin; ich kann heute nicht aufstehen!

— Nun, dann bleibe hier und trink ewig die Thränen des Leidens. Meine Mutter hat Dir ihren Becher hier zurückgelassen, er ist bis an den Rand gefüllt.

Der Kranke öffnete mit Anstrengung die Augen; vor ihm stand ein schöner, breitschultriger, kräftiger Jüngling, in dessen Zügen einige Müdigkeit, aber dafür auch eine unerschütterliche Entschlossenheit ausgedrückt war. Er war seiner Mutter ähnlich, aber der offene Blick seiner hellen Augen schien theilnahmloser, kälter zu sein.

— Wer bist Du denn? Ich habe dich nie gesehen.

— Schäme Dich, das einzugestehen. Ich bin der Fleiss, der die täglichen Pflichten erfüllende Arbeitsfleiss, erwiderte er mit klangvoller Stimme, den Kopf stolz zurückwerfend.

— Ich bin der treue Freund aller ehrlichen Menschen, aber ich liebe es nicht, unnütz zu warten, zu ruhen. Ich schlage Dir vor, mit mir zu gehen; ich werde Dich zum Wasser führen; aber ich dränge mich niemandem auf.

Der Fleiss streckte dem ermüdeten Jüngling seine Hand hin und dieser ergriff sie und machte einen Versuch, sich aufzurichten, aber empfand dabei so entsetzliche Schmerzen in den zerschlagenen Gliedern, dass er die Hand seines Führers losliess und zu ihm flehte:

— Warte etwas, treib mich nicht an, zwinge mich nicht; meine Kräfte sind so gering, ich kann nicht aufstehen, meine Schmerzen sind zu stark!

Der Fleiss trat einige Schritte weiter fort und sagte, die Augenbraunen zusammenziehend:

— Du bist ein kleinmütiges, verzärteltes Geschöpf; denn wisse: ich kann nicht lange warten. Es hängt von Deinem Willen ab, ob Du meine Hilfe annehmen willst oder nicht. Zu thun habe ich überall genug. Lebe wohl also, ich ziehe zu Anderen.

— Sei nicht unbarmherzig, habe Geduld mit mir, lass mich etwas zu Kräften kommen.

Der Fleiss zuckte ungeduldig die Achseln.

— Höre, sagte er,—wenn Du wirklich den ernsten Entschluss gefasst hast, zum Wasser zu gelangen, so ist es die höchste Zeit zu gehen und Du musst Dich sogleich auf den Weg machen. Indem Du Zeit verlierst, nimmst Du an Kräften nicht zu; Deine Schmerzen aber sind unvermeidlich; Du hast sie Dir selbst zugezogen, indem Du Dich von der steilen Felsenwand hinunterstürztest, anstatt auf meine Mutter zu warten, die den Steg, der hinunterführte, kannte und ihn Dir zeigen wollte; aber Du warst feige, Du fürchtetest Dich vor ihr. Doch gleichviel, ich verspreche Dir jetzt zu helfen; ich kenne auch das Mass Deiner Kräfte und werde Dich stützen, selbst Dich tragen, wenn Du erschöpft bist. Aber aufstehen musst Du selbst. Hörst Du: selbst und sogleich.

Das alles war ja gewiss richtig. Der Kranke sah es ein: aufstehen musste er selbst. Und mit krampfhaft zusammengebissenen Zähnen, alle seine Kräfte zusammennehmend, erhob er sich wirklich, aber die Schmerzen, die er dabei empfand, waren so unerträglich, dass er in demselben Augenblick beinahe bewusstlos wieder zu Boden sank. Als er sich etwas erholt hatte, reichte der Fleiss ihm ein hölzernes Trinkgefäss und sprach:

— Hier nimm, stärke Dich, das ist der Lohn für Deine erste Anstrengung.

— Was ist das? Wieder Thränen? fragte der Kranke mit schwacher Stimme. — Soll ich immer dieselben bitteren Thränen trinken?

— Nein, es sind keine Thränen mehr; aber freilich auch aus diesem Becher trinken nicht Viele gern. Doch versuch's nur; mit der Zeit wirst Du Dich daran gewöhnen und selbst nach diesem Trank verlangen. Zuerst wirst Du wohl schaudern: es ist der heilige Schweiss der gewissenhaften, demütigen Mühe.

Der Kranke sah den strengen, unerbittlichen Gesichtsausdruck seines Begleiters und wagte es nicht, sich ihm zu widersetzen. Er trank auch diesen Becher aus und es schien ihm, als hätte es ihm wohlgethan, als erwache in ihm eine neue Kraft: das Bewusstsein des guten Willens.

— Siehst Du, Du liegst jetzt doch dem Strom etwas näher; wenn Du Dich erholt haben wirst, wirst Du wieder aufstehen; ich werde Dich stützen und Du wirst nicht mehr fallen. Auf diese Weise werden wir um ein paar Schritte vorwärts kommen.

Und in der That, nach einer Weile wandte der Jüngling sich selbst an den Fleiss und sagte zu ihm:

— Wollen wir gehen!

Sie machten ein paar Schritte, bis die Schmerzen sich von neuem einstellten und den Jüngling völlig erschöpften.

So verging der ganze Tag; der Kranke klagte nicht, geduldig und ergeben schritt er vorwärts und wenn er müde war, reichte

sein Gefährte ihm schweigend den Becher der Hoffnung auf den guten Erfolg seiner Anstrengung. Gegen Abend sagte der Fleiss endlich:

— Jetzt ist es genug. Es ist Zeit, auch auszuruhen; lebe wohl bis morgen!

Es vergingen viele, viele eben solche Tage. Und seltsam! der schöne Strom, der auf den ersten Blick so nah erschienen war, war noch immer unerreichbar. Mit den Tagen wechselten die Nächte ab, lange, stille Nächte. Bei ihm sass beständig, ihm ewig ein und dasselbe wiederholend, seine treue Gefährtin, die ihm ja versprochen hatte, ihn nicht zu verlassen: die Wehmut. Sie umschlang ihn mit ihren mageren, aber liebenden Armen, stillte seinen Durst mit Thränen und lullte ihn in den Schlaf ein. Jetzt empfand er keinen Groll mehr gegen sie; stillschweigend nahm er ihre Liebkosung entgegen; er hatte sich auch an die bitteren Thränen gewöhnt, die sie ihm zu trinken gab und sie schienen ihm nicht mehr so bitter; oft sogar sagte er mit von Dankbarkeit erfülltem Herzen: — Ich glaube, dass Du doch gut bist.

Dann gehorchte er ihr ohne Murren, schlief ein und hörte für einige Zeit auf zu leiden.

Jetzt versuchte er oft, nicht zu viel an das Ziel seiner Anstrengungen zu denken, um seine Ungeduld nicht anzustacheln; im Gegentheil, er bemühte sich, Freude über jeden Fortschritt zu empfinden.

Eines Tages sagte der Fleiss zu ihm: — Jetzt ist es nicht mehr weit; doch lass Dich nicht beirren und verliere nicht den Mut, wenn Du für einige Zeit den Strom aus dem Gesicht verlierst; wir müssen durch einen unterirdischen Gang gehen; nur diese finstere Höhle trennt uns noch vom Strom, aber es ist kein anderer Weg da. Es wird Dir da unten dumpf und beklommen erscheinen und wir werden noch langsamer, als bisher, gehen müssen. Ich werde Dich fest bei der Hand halten und Du musst Dich hüten, sie loszulassen, denn es könnte sein, dass Du in der Dunkelheit mich nachher nicht mehr findest.

—Aber wie werde ich denn gehen können, ohne weder mein Ziel noch den Weg vor mir zu sehen? rief der schon ohnehin durch die lange Anstrengung ermüdete Wanderer ausser sich aus.

— Vertraue Dich mir an; ich werde Dich führen und Du wirst ja beständig eingedenk sein, dass das Wasser in der Nähe ist. Du musst durchaus dessen eingedenk sein, musst mir vertrauen. Es sind schon Viele in diesem finsteren unterirdischen Gange durch Mangel an Glauben umgekommen; durch ihn zu gehen, gilt für sehr qualvoll. Er wird der Zweifel genannt.

Nein, das war zu grausam! Er hatte das nicht erwartet, konnte es nicht fassen. Jetzt, da er sich an sein einförmiges mühseliges Leben gewöhnt hatte, mit dessen freilich weitem, aber doch sichtbarem und offenbar erreichbarem Ziele, das immer vor seinen Augen lag, jetzt ward es ihm genommen und ohne jeglichen Grund. Nein, darauf wollte er nicht eingehen.

— Ich will in den unterirdischen Gang nicht hinuntersteigen; ich werde es nicht aushalten, ich werde da zu Grunde gehen, bevor ich an das Tageslicht gelangen werde!

— O kurzsichtiger Thor! erwiderte der Fleiss. — Wie willst Du dem allgemeinen Loose entgehen? Ich habe es Dir ja schon gesagt: einen anderen Weg gibt es nicht. Oder ziehst Du es vor, hier auf halbem Wege stehen zu bleiben? Viele haben es versucht: sie setzten sich vor die Höhle hin, den Zweifel leugnend. Doch diese Menschen haben ja nie nach Grösserem gestrebt. Sie begnügten sich damit, den Strom, den Gegenstand ihrer Wünsche aus der Ferne zu betrachten, sie versanken dabei in einen Halbschlummer und es dünkte ihnen, als tränken sie wirklich daraus. Aber sage selbst, bist Du dessen fähig? Das Ruhen in den Nächten war für Dich ja eine Qual, der Durst plagte Dich ja unaufhörlich, so dass meine Mutter ihn fortwährend mit Thränen stillen musste. Komm also! Sieh, Dir bleibt keine Wahl, indem Du mit mir strittest, bist Du ja schon hinuntergestiegen und, ohne es zu bemerken, in die Höhle getreten. Sieh Dich um. Wo ist der Ausgang? Und in der That: die düsteren

Felsenmassen hatten sich über seinem Haupte zu einem finsteren, drückendem Gewölbe geschlossen, der blaue Himmel war verschwunden, der Strom nirgends mehr zu sehen. Und in der Richtung, von der sie gekommen waren, stiegen leichte wallende Nebeldünste auf und erfüllten allmählich den ganzen Raum nach dem Eingange zu.

Das ist der Nebel des Widerspruchs, der unaufhörlichen Bedenken, der verworrenen Fragen der gesammten wissbegierigen und unwissenden Menschheit und der falschen Antworten die sie darauf erfinden. In Wirklichkeit ist es in der Höhle nicht so finster, wie es Dir erscheinen wird. Es ist der Nebel, welcher Dich am Sehen verhindert; hier unter der Erde wird er zurückgehalten, unter freiem Himmel würde er gleich zerinnen.

Während der Fleiss das sagte, bemerkte der Jüngling, dass die Dünste sich merklich verdichteten, dann immer näher und näher heranrückten, so dass beide Wanderer schliesslich von einer Nebelmauer eingeschlossen waren. Ein seltsames, banges Gefühl beschleicht den Menschen, der es gewohnt war, mit weit geöffnetem Auge frei in die Ferne zu schauen und plötzlich nicht mehr im Stande ist, die allernächsten Gegenstände zu unterscheiden. Es ist unmöglich, das sich immer steigernde Gefühl der Hülflosigkeit und des Verlassenseins wiederzugeben, wenn das sich seiner Seele bemächtigt, sobald er die Fähigkeit verloren, sich von der Wirklichkeit des Zieles seines Ringens und Strebens zu überzeugen.

Der Jüngling bemühte sich jedoch, den Mut nicht zu verlieren, indem er versuchte, das bekannte Bild des ersehnten Stromes in seiner Phantasie hervorzurufen, in sich die lebhafte Freude von neuem zu wecken, die sich seiner jedesmal bemächtigt, wenn der vom Strome her wehende frische Wind ein paar Tropfen dessen auffrischenden Schaumes bis zu ihm getragen hatte. Seine Phantasie schien aber ebenfalls vom blinden Zweifel angesteckt zu sein. Zuweilen dachte er: Der Strom ist gar nicht da. Es war ein Traumbild, ein Wahngebilde, eine Hallucination; es war die Einbildung eines Dichters, der es geglaubt hatte. Es kann auch gar keinen Strom geben; die ganze

Welt ist eine dumpfe, finstere, von ewig auf und nieder wogenden Nebeldünsten erfüllte Höhle. Es ist darin gar kein Raum für Ströme vorhanden. Dieser Nebel hatte ihn ebenfalls getäuscht, er nahm die undeutlichen Umrisse verschiedener Gegenstände an und so hatte er ihn auch für einen Strom ansehen können. Wann war es gewesen? Es war schon so lange, lange her.

Allein indem er zweifelte, hielt er er sich krampfhaft an der Hand seines Führers fest. Der Fleiss führte ihn schweigend immer weiter und weiter. Wohin? Er wusste es nicht. War es auch nicht einerlei. Nur immer gehen, nur nicht stehen bleiben. In dieser Finsterniss, die durch ihre Einförmigkeit und Hoffnungslosigkeit schrecklich war, die Tod der Seele und das völlige Absterben aller Sinne zu sein schien, wuchs seine Anhänglichkeit zu seinem treuen Gefährten, er lernte ihn immer inniger lieben und höher schätzen. Wie stark war sein Arm! Wie konnte er sich auf ihn verlassen, wenn es ihm schwindelte, er nicht mehr wusste, wohin er treten sollte, da seine Füsse ihm den Dienst zu versagen schienen.

In der Höhle hörte man von allen Seiten Stimmen. Zuweilen fernes Angstgeschrei oder Jammern und Stöhnen; dann und wann auch einen freudigen Jubelruf: Ich sehe Licht, ich sehe Wasser, folgt mir, Brüder!

Anfangs wollte der arme Wanderer zu den Unglücklichen hinstürzen, um ihnen zu helfen, oder denjenigen, die das Licht entdeckt hatten, nacheilen, aber jedesmal, wenn er es versuchte, überzeugte er sich, dass er niemand helfen, zu denjenigen, die dem Lichte entgegenjubelten, nicht gelangen konnte

— Sei vorsichtig, ermahnte ihn der Fleiss, — sei vorsichtiger; ich bin jetzt Dein einziger Führer, verlass mich nicht, höre nicht auf die Anderen. Du kannst nichts thun, solange von Deinen Augen die Binde nicht gefallen ist, die Dich blind macht.

— Und wird diese Binde jemals fallen?

— Gewiss, sobald Du gefunden, erkannt, begriffen haben wirst, was es ist, das Dir das ewige Licht, das doch überall leuchtet,

verdunkelt, oder richtiger, womit Du selbst Deinen Blick getrübt hast.

Der junge Mann schlug die Augen nieder.

— Ich verstehe Dich nicht, sagte er, — ich weiss wohl, dass ich blind bin, dass der Nebel des Zweifels mich von allen Seiten umgiebt; aber habe ich ihn geschaffen? ich hasse ihn, ich möchte mich durch ihn, aus ihm herausarbeiten, meine Seele lechzt nach Licht, nach Leben, nach ewiger Freude; meine Blindheit ist die qualvollste aller meiner Prüfungen, und Du sagst, ich selbst sei daran schuld.

— Ich habe Dir alles gesagt, was ich konnte; das Uebrige musst Du selbst begreifen. Wollen wir stillschweigend unseren Weg fortsetzen. Du kannst ja dabei, so viel Du willst, denken und am Ende ist es nicht gar zn schwer, die Antwort zu finden.

Und sie gingen Hand in Hand gleichmässigen Schrittes weiter. Endlich sagte der junge Mann wieder zu seinem Begleiter:

— Siehe Fleiss, mein treuer Freund! Mein Gefährte und einziger Tröster in meiner Einsamkeit, sage mir doch, warum die meisten Menschen sich vor Dir fürchten? Weshalb Dein Trank, der uns doch Kraft verleiht, aus der Ferne uns so unerquickich erscheint? Und ohne Dich wären wir ja verloren. Ich erinnere mich, dass als ich allein ging, ich auf ebenem, vom hellen Tageslicht beleuchtetem Wege bei jedem Schritte gestrauchelt bin, während jetzt, da ich mich auf Dich stütze, ich selbst im Dunkeln sicher gehe!

Der Fleiss lachte.

— Du hast es erst jetzt bemerkt? Erst jetzt begriffen, wie unvernünftig es ist, sich vor mir zu fürchten? Und weisst Du noch, wie viele Mühe es meiner Mutter gekostet, Dich zu zwingen, aus dem Becher der Thränen zu trinken, Dich dazu zu bewegen mir willig zu folgen, Dich an mich zu schliessen? Sage doch, hast Du in Deinem innersten Herzen noch immer den Schmerz und verwünschst Du ihn noch immer und fürchtest Dich davor?

O nein nein, ich bin Deiner Mutter von ganzer Seele dankbar, sie hatte ja recht. Ich starb vor Durst, sie kam und hat ihn

mir gelöscht, mit Thränen allerdings, aber doch gelöscht, und ich blieb am Leben.

Und ist dein Durst immer noch so brennend, verzehrt er noch immer so Deine Seele?

Ja, immer, immer noch! aber weisst Du, auch damit ist es anders geworden — und mit gedämpfter Stimme, als würde er sich dessen schämen, fügte er hinzu: — Seit dem ich in der Höhle das Angstgeschrei der anderen Unglücklichen höre, denen ich nicht zu helfen vermag, scheint es mir oft . . .

— Was scheint Dir?

— Dass mein Durst weniger mächtig ist, als das Verlangen, den ihrigen zu löschen.

Der Fleiss drückte ihm fest die Hand.

— Du kannst es ja. Wenn Du nur begriffen haben wirst, auf welche Weise. Du kannst jetzt alles.

— Nein, nein, sage es nicht! sage mir um Gotteswillen nicht, dass ich es kann! Bedenke doch, dass ich blind bin, dass ich nichts weiss!

— Du bist jetzt nicht mehr so blind, wie Du glaubst. Blicke auf, sieh Dich um!

Er hob den Kopf und bemerkte mit einer unaussprechlichen Freude, dass der Nebel sich verteilte und zerrann. Die ungeheuer grosse, finstere, unheimliche Höhle war mit sich bewegenden Menschengestalten gefüllt, alle waren vom Zweifel geblendet, alle drängten sich zum Licht, ein jeder von seiner täglichen, redlich, aber nicht immer bewusst erfüllten Pflicht geleitet. Einige von ihnen gingen schon so lange, dass sie todmüde und ganz erschöpft waren.

— Willst Du wenn auch nur einem Einzigen von diesen Durstenden zu trinken geben, sein Verlangen stillen? schlug der Fleiss dem Jüngling vor.

— Was soll ich ihnen zu trinken geben? ich habe ja nichts, ich verschmachte ja selbst.

— Suche und Du wirst es vielleicht finden. Sieh, hier jammert am Boden ein Unglücklicher. Er hat seine Lebenspflicht, die ihn

bisher treu und sicher geleitet, verlassen und weiss nicht mehr, woran er sich halten soll, er ist auch blind und vergeht vor Durst; versuch ihn zu trösten.

Ja, das war ein Elend! Ein so erschütterndes, jammervolles Bild hatte er noch nie gesehen. Sein Herz blutete, als er in die abgezehrten Züge des alten Mannes blickte, der bis an die Grenzen der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit gekommen zu sein schien. Mit bangen Gefühlen beugte er sich zu ihm hinab, denn fruchtlos schien hier jeder Versuch sein zu müssen, die in seinem Herzen erloschene Hoffnung wieder zu beleben. Aber man konnte ihn ja auch nicht so ganz allein, von allen verlassen verschmachten lassen.

— Wer bist Du? fragte der Unglückliche mit heiserer Stimme, als er fühlte, dass jemand sich ihm genähert hatte und ihn bei der Hand fasste.

— Ich bin Dein Bruder. Ich bin auch ein Wanderer, der aus der Nacht der Zweifel ans Licht gelangen will. Du bist, wie ich sehe, völlig entkräftet. Willst Du Dich auf mich stützen? Wollen wir zusammen weiter gehen!

— Spotte meiner nicht! Wer kann mir helfen? Ich bin ja verdammt, hier mit einem Fluch auf den Lippen zu sterben. Lass mich, geh Deines Weges, gehe bis Dich dasselbe Loos getroffen haben wird!

— Armer Freund, ich kann Dich nicht verlassen! Versuch aufzustehen, ich will Dir helfen, so gut ich kann.

— Lass mich! Ich brauche Deine Hilfe nicht, ich will nicht aufstehen! Mein ganzes Leben lang bin ich genug betrogen worden, das alles ist Lug und Trug und ich glaube an keine Hilfe mehr. Hörst Du? ich will nicht weiter gehen. Ach! Du bist noch immer hier? Was für ein aufdringlicher Narr! Du willst mich durchaus retten? Dann gieb mir zu trinken! Hier, auf dieser Stelle, augenblicklich! Du kannst es nicht, das ist es ja eben, Du kannst es nicht, denn es ist kein Wasser da, nirgends als nur in unserer Phantasie!

— Sprich nicht so, ich bitte Dich; der Durst, der in Dir brennt, beweist ja, dass Wasser, lebendiges, wunderbares Wasser vorhanden sein muss; ich habe es selbst gesehen, wenn auch noch nicht davon getrunken; aber es wird die Zeit kommen, da wir Beide davon trinken und unseren Durst damit löschen werden; es ist ja nicht weit von hier, am Ausgange der Höhle. Lass uns also gehen, schneller gehen! hörst Du es nicht rauschen?

— Schweige, Wahnwitziger! Du marterst mich mit Deinen Worten. Begreifst Du denn nicht, dass es für mich zu spät ist? Ich sterbe und Du reizest, verhöhnst mich mit Versprechungen. Geh fort, Elender, oder gieb mir Wasser, schneller, schneller, so lange ich Dich nicht verflucht habe! — Was nun thun? Wie in diesem einzigen, unschätzbaren Augenblick Hilfe schaffen?

— Lieber Fleiss, mein Gefährte, mein Freund, rate mir, belehre mich! Gib mir den Becher, aus dem Du meinen Durst gestillt hast, den Becher des Arbeitsschweisses, die Hoffnung auf den Erfolg unserer Anstrengungen. Ich habe daraus Kraft geschöpft und auch diesen Unglücklichen wird er vielleicht für eine Weile stärken!

— Nein, es ist zu spät. Damit kannst Du die in seinem Herzen erloschene Hoffnung nicht mehr erweckcn. Sein Wille ist gelähmt. Du musst ihm was anderes zu trinken geben, ihm den Glauben wenn auch nicht an das Wasser des Lebens, so doch wenigstens an Deine Liebe zu ihm einflössen, und wenn Du in ihm das Vertrauen erweckt haben wirst, dass Du ihm hilfst, wird er Deinen Worten Glauben schenken. Hier ist der Kelch des Mitleids, nimm ihn!

Der Fleiss reichte ihm einen kostbaren Kelch, den er bisher nie gesehen hatte.

— Aber er ist ja leer!

— Ja, Du wirst ihn selbst füllen, womit Du willst. Kannst Du nichts hineingiessen, so versuch ihn so an die Lippen des Sterbenden zu bringen; die durch diese augenblickliche Täuschung scheinbar belebte Hoffnung wird sein Leben verlängern, wenn auch nur für kurze Zeit. Ausser dem Kelche kann ich Dir nichts geben.

Es erfolgte der furchtbarste Augenblick im ganzen Leben des jungen Wanderers. Er ergriff den ihm gereichten Kelch und hielt ihn rathlos in seinen bebenden Händen.—Womit, womit soll ich ihn füllen?

Die Thränen schnürten ihm die Kehle zusammen und rannen ihm die Wangen herab, er bemerkte es nicht, er vergass, dass es eine Zeit gegeben hatte, da man ihn selbst mit Thränen getränkt hatte, dass ihm dadurch Kraft verliehen worden war und er aufzustehen vermochte. Hier war Mächtigeres nöthig! Es musste ein reich hervorsprudelnder Strahl eines erquickenden Trankes durch Zauberkraft hervorbeschworen werden, um das Leben des Darbenden, vor Seelendurst Dahinsterbenden zu erhalten.

Ohnmächtiges Mitleid zerreisst ihm das Herz und seine Lippen stammeln unzusammenhängende Gebete: — Nicht für mich bitte ich um Wasser, ich will ertragen, verdursten, ich bitte nur um einen Schluck zur Rettung meines verschmachtenden Bruders!

Sein Herz pocht und klopft heftig und da hört er plötzlich in seinen schmerzenden Schlägen die Antwort: — Mit Deinem Blute, Deinem eigenen heissströmendem Leben versuch es, seinen Durst zu stillen!

Jetzt hat er Alles begriffen, ohne weiteres Bedenken hat er sich niedergebeugt, den ersten spitzen Stein, der ihm unter die Hand kam, ergriffen und, nachdem er die vor Erregung heftig schlagende Ader seiner Hand damit aufgerissen, hält er den goldenen Kelch des Mitleids an die Wunde, um den hervorquellenden roten Strahl aufzufassen. Der Kelch hat sich bis an den Rand gefüllt und ohne darauf zu achten, dass er verblutet, hat er sich jubelnd vor Freude über den Verzweifelnden gebeugt und ihm den Kelch gereicht. — Nimm, trink — Du sollst leben!

— Es ist Wasser! Lebendiges Wasser der ewigen Liebe! ruft er aus, mit einem Mal die Augen weit aufschlagend.

— Oh ewige Barmherzigkeit! es giebt, es giebt in Wahrheit ein himmlisches Labsal, das alle ermüdeten verschmachtenden Herzen erquickt.

Als der Jüngling sah, wie die Züge des Sterbenden sich wieder belebt hatten, fühlte er, dass in seinem eignen Innern etwas Wunderbares vor sich gegangen. Leuchtendes Tageslicht erhellte plötzlich die ganze Höhle und er sah, dass es keine Höhle mehr, sondern das ewige Himmelsgewölbe war. Aus der kleinen Wunde an seiner Hand strömte das Blut unaufhaltsam und indem es hinabrieselte, bildete es ein schmales rothes Bächlein, dieses Bächlein ergoss sich in einen breiten, herrlichen, rothglühenden Strom. — War das Alles ebenfalls Menschenblut? Nein gewiss nicht, es war klares, reines, aromatische Kühle um sich verbreitendes, unendlich tiefes Wasser, das vor ihm dahinfluthete. Die feurig lodernden Strahlen einer in wunderbarer Pracht aufgehenden Sonne färbten es mit ihrer Glut. Er blickte auf den Blutstrahl der aus seiner Hand floss und bemerkte, dass auch sein Blut sich in das Wasser des Lebens verwandelt hatte. Er schöpfte davon in den Kelch des Mitleids und wollte ihn an seine Lippen führen, bevor er ihn jedoch noch berührt hatte, hielt er schon inne und sah sich um, ob nicht jemand anderes da sei, dessen Durst er zuvor löschen könnte und da bemerkte er, dass eine vielköpfige Schaar Blinder und Verschmachtender ihn umdrängte und er gab ihnen allen aus dem Kelche des Mitleids zu trinken, immer und immer wieder, und während sie tranken, fühlte er, dass sein Durst für immer gestillt war, dass, indem er verblutete, er selbst sich in einen Quell des lebendigen Wassers verwandelte und es war ihm, als würde sein ganzes Wesen in diesen hervorquellenden Blutstrahl übergehen und sich in den Strom der Glückseligkeit ergiessen. Er fühlte, wie er in seinen Fluten versank, sich mit ihnen vereinigte, wie alles persönliche Leben sich in ihm auflöste, während er mit der unaufhaltsam dahinfliessenden Strömung sich immer mehr der in unsterblichem Glanze erstrahlenden Sonne näherte. . . . .

— Fühlen Sie sich jetzt besser? fragte leise eine theilnehmende Stimme. Der Kranke schlug die Augen auf und blickte zum ersten Mal mit Bewusstsein vor sich hin. An seiner Seite kniete die Diakonisse, ein beglücktes Lächeln verklärte ihre Züge.

*

— Ja, ich fühle mich besser, sagte er mit schwacher Stimme und fügte dann zagend hinzu: — Wo bin ich? wer sind Sie?

— Sie sind zu Hause, in Ihrem Zimmer, und ich bin eine Diakonisse, Schwester Marie. Als Sie erkrankten, schickte man nach mir, nun ist es schon der zweite Tag, dass ich bei Ihnen bin.

Er sah sie noch immer erstaunt an.

— Seltsam, sagte er endlich, ich habe Sie wohl früher nie gesehen und dennoch kenne ich Sie, kenne Sie sehr gut.

Die Diakonisse bat ihn, vorläufig noch nicht zu sprechen, versicherte ihm, dass er noch zu schwach sei, noch recht viel schlafen müsse. Er gehorchte ohne Widerrede und schloss schweigend die Augen, als wäre er im Begriff wieder einzuschlafen.

Es verging eine halbe Stunde, die Diakonisse hatte sich wieder gesetzt und wagte nicht sich zu rühren, besorgt, sie könne ihn stören. Ihre ganze Seele war von dankbarer Freude erfüllt. Endlich, endlich war es mit ihm besser geworden! Der Zustand qualvoller Besinnungslosigkeit, in welchem er die Nacht über so schwer gelitten, war gewichen. —Wie eine Mutter, deren Liebling sich nach langem Leiden endlich beruhigt hat, bebte sie vor Angst, durch irgend ein Geräusch die Stille zu stören. Sie hoffte von ganzem Herzen, dass er nun Kräfte sammeln, dass kein neuer Fieberanfall mehr eintreten würde.

Plötzlich rief er sie mit schwacher Stimme, ohne die Augen zu öffnen:

— Schwester Marie, sind Sie noch hier?

Sie trat an sein Bett und neigte sich zu ihm hinab.

— Waren Sie es, die mir erzählten? wissen Sie noch, dass man demüthig ergeben den Kelch der Thränen trinken müsse, durch Geduld und Beharrlichkeit zum Wasser, zu dem Wunder wirkenden Wasser des Lebens gelangen könne. Wissen Sie, fügte er mit kaum hörbarer Stimme hinzu — das Wasser war ja Liebe — ganz einfach nur das Mitleid, das Erbarmen, die Selbstentäusserung.

Die Diakonisse betrachtete ihn aufmerksam mit besorgtem, prüfendem Blick. War es wieder ein Fiebertraum? Es war ja, als

rede er irre! Sie fürchtete seine unzusammenhängende Rede zu beantworten und wartete, was weiter folgen würde.

Nachdem er eine Weile schweigend dagelegen, schlug er die Augen zu ihr auf. Ein müder, aber ganz bewusster Blick begegnete dem ihrigen.

— Sie haben mich nicht verstanden? Dann habe ich doch alles nur geträumt.

— Wahrscheinlich, aber es wäre besser, wenn sie sich jetzt zum Sprechen und zum Nachdenken nicht zwingen würden, schlafen Sie lieber ein.

Dies mal gehorchte er und schlief wirklich ein. Gegen Abend wurde Schwester Marie aus dem Krankenzimmer herausgerufen. Es war eine andre ältere Diakonisse gekommen, die ihr mittheilte, dass sie im Hospital erwartet werde, wo ihre Dienstleistungen bei einer bevorstehenden schweren Operation nöthig seien.

Es that Schwester Marie von Herzen leid, ihren Kranken zu verlassen, sie kam noch einmal in sein Zimmer und trat an sein Bett. Er schlummerte, doch als er das leichte Rauschen ihres Kleides hörte, wandte er den Kopf und öffnete langsam die Augen. Als er sah, dass die Diakonisse an seinem Bette stand und mit nachdenklich wehmütigem Gesichtsausdruck ihn betrachtete, fagte er unwillkürlich:

— Was haben Sie? Wollen Sie wirklich fortgehen?

— Ja, erwiderte sie leise — ich muss. Darauf fügte sie entschlossen hinzu: Leben Sie wohl! Gott schenke Ihnen baldige Genesung!» und sie reichte ihm die Hand. Er ergriff diese mit seinen beiden Händen, zog sie an seine Lippen und küsste sie.

Ohne selbst zu wissen, wozu sie es that, kniete sie an seiner Seite nieder und da sah er sie in derselben Stellung vor sich, wie am Morgen, als er zum ersten Mal zu sich gekommen war.

Jetzt aber lächelte sie nicht.

— Gott gebe Ihnen Kraft, Hoffnung, freudigen Muth für ihr ganzes Leben, sprach sie und ihre Stimme bebte. —

Er schaute ihr schweigend in die Augen. Sie erhob sich und wollte gehen, doch er liess ihre Hand nicht los. — Plötzlich sagte er: «Sie wissen, Sie wissen ganz bestimmt, was ich jetzt erkannt habe. Sie haben es mich ja gelehrt: das Wasser, das den Seelendurst löscht, ist die erbarmende Liebe, ich weiss jetzt, man stillt sein heisses Verlangen nicht indem man selbst trinkt, sondern indem man andern das Wasser reicht». Und da es ihm zu schwer war fortzufahren, lächelte er beglückt und schloss die Augen, indem er ihre Hand unbewusst frei liess. Die Diakonisse blickte ihn verwundert an und sagte dann mit kaum hörbarer Stimme, den Kopf tief auf die Brust gebeugt, noch einmal: — Leben Sie wohl, der Heiland beschütze und beschirme Sie! Und sie ging lautlos aus dem Zimmer. —

Nacher aber musste sie noch oft über seine Worte nachdenken und nach und nach wurde ihr alles klar. Es besteht zuweilen eine geheimnissvolle, unerklärliche Uebereinstimmung im Seelenleben zweier Menschen, deren innerste Gefühle und Gedanken sich wundersam begegnen und auf einander wirken. Seine Worte, sie begriff es jetzt, waren der Schluss einer ganzen Reihe von Gedanken, Zweifeln, Irrungen gewesen, welche seine Seele in jener unvergesslichen Nacht besonders gewaltig bedrängt und gepeinigt hatten. Lange nachher erinnerte sie sich deutlich, wie ihr vor Mitleid fast brechendes Herz, das sich um eignes tief verborgenes Herzeleid seit Jahren verzehrte, nicht länger den Anblick seiner Angst ertragen konnte; wie ihre Seelennoth zuletzt sich in einem heissen inbrünstigen Gebet ergoss. Sie erinnerte sich, wie sie an seinem Bette knieend, den Kopf an dessen Rand gedrückt, zu Gott in unzusammenhängenden, aber so tief aus der Seele sich emporringenden Worten Bitten gefleht hatte, wie sie früher, als sie um Linderung ihrer eignen Schmerzen gebetet, sie nie gefunden hatte. Sie rief Ihn um Kraft, Trost, Erleuchtung an, um Offenbarung des Lebens wahren Sinnes und um die einzige Gnade der ewiglebendigen, selbstlosen Liebe für diesen einzigen, ihr fremden und doch so theuren Bruder. Das Gebet gab ihr den Frieden wieder, — als sie den Kopf emporhob, sah sie, dass von seinem Gesicht der gespannte

verzerrte Ausdruck gewichen war, ihr geübter Blick erkannte sogleich dass heilsamer Schweiss ihm auf Stirn und Schläfen hervorgebrochen war, es war nicht zu bezweifeln, das Fieber begann abzunehmen.

Beinahe eine ganze Stunde verharrte sie in dieser Stellung, mit verhaltenem Atem verfolgte sie die allmählich eintretende Veränderung in seinem Zustande, nach und nach kehrte sein Geist aus dem Reich erträumter Schrecken in die Wirklichkeit zurück. Es schien ihr, als könnte sie mit ihren Augen sich überzeugen, wie ihr Gebet in Erfüllung ging.

In der Erinnerung des jungen Mannes hatte sich Schwester Mariens Bild nur in wenigen unbestimmten Zügen erhalten, es verschmolz mit dem Bilde der wunderbaren Morgenröthe eines anbrechenden neuen Lebens, dem letzten lichten Eindruck eines sonderbaren Traumes, der ihm dunkel im Gedächtniss blieb.

Es hatte für ihn seitdem in der That ein neues Leben begonnen. Gewiss war sein weiteres Dasein nicht mühelos, doch nie mehr erschien es ihm, wie früher, ganz freudenleer und hoffnungslos. Jetzt wusste er ja, dass es wahrhaft gute, reine und selbstlose Seelen gebe, die bereit wären, ihr Herzblut für die Leidenden und Irrenden hinzugeben. Er hoffte, dass einmal nach langem Kampfe und ehrlicher Anstrengung, wenn er jeglichen Stolz, jegliche Begier, sein ganzes rebellisches Selbst vollständig überwunden habe, er ebenfalls der hohen Gnade teilhaft werden würde, in die Zahl dieser Ausserwählten der höchsten Liebe aufgenommen zu werden. —

Gedichte

von

Herm. Friedmann.

In's Stammbuch.

(Gedruckt im «Deutschen Dichterheim», Dresden 1892).

In's Stammbuch soll ich Dir ein Verslein setzen?
Schon prangt drin manches Wort, bald ernst, bald heiter —
Viel Lebensregeln aus den Weisheitsschätzen
Und Wünsche für die Zukunft, und so weiter.

Die Einen meinen's wahr, die andern lügen;
Doch sicher unterliess noch niemals Einer,
Selbstsüchtig zu dem Schluss hinzuzufügen:
«In freundlicher Erinnerung denke meiner.»

Ich wünsch Dir nichts! mir selbst nur gilt mein Flehen ...
Scheint auch mein eigensüchtig Thun vermessen: —
Ach hätt' ich Dich doch nimmermehr gesehen
Und wollte Gott, ich könnte Dich vergessen.

Ein Gedanke.

Ein Gedanke ... eh' man ihn empfunden,
Ihn erfasst hat — ist er jäh verschwunden,
Ist verrauscht ....
Und den Geist hemmt eine mächt'ge Schranke,
Nicht wird ihm der flüchtige Gedanke
Neu erlauscht.

Doch in Nächten, da der Geist erschlaffet
Und die Phantasie ihr Trugwerk schaffet,
— In der Nacht —
Naht er wieder, wie auf Traums Gefieder,
Wie ein Hauch dereinst verklung'ner Lieder
..... Geistersacht.

Also ziehn durch's irdische Gewühle
Hin der Menschen edelste Gefühle —
That und Wort —
Wie Gedanken kommen sie und gehen —
Eh' man sie erfassen kann, verstehen —
Sind sie fort.

In der Nacht des Wahnes und der Ketten,
Auf der Armuth thränenfeuchten Betten —
Geistersacht ....
Sind des Edelsinns verdorrte Triebe —
Zwecklos Streben, missverstand'ne Liebe —
Aufgewacht!

Und sie gehen, wie sie hergezogen,
Wie ein Echo fern verrauschter Wogen, —
Grabgeweiht ....
Ueber Särgen, — die in's Ew'ge schwanken,
Eng erfüllt von Leichen der Gedanken, —
Rauscht die Zeit.

Aus den Briefen und Papieren Peters des Grossen

von

O. O.

Lachta, den 20. Juli 1894.

Leise, leise rauschen die Wellen des finnischen Meerbusens. An ihrer Mündung angelangt, erweitert die Newa ihr Bett und mischt, ein silberglänzender, schier unabsehbarer See, ihre klaren Fluthen mit dem Meere, welches den berühmten Strand von Lachta bespült. Wie ein kaum erklungenes und schon verklungenes Lied erstirbt der Gesang der Wellen, noch ehe sie das Land erreichen und sich in dem Ufersande verlieren. Heller Sonnenschein liegt auf dem Wasser, warmer Sonnenschein füllt die Luft, nur der äusserste Rand des Horizontes verschwindet hinter durchsichtig weisslichem Nebel. Wie die brennenden Augen einer Orientalin durch den verhüllenden Schleier, so lauschen durch diesen Nebel die Spitzen der Admiralität die grosse Glocke der St. Isaakskirche sendet ihre mächtigen Tonwellen gedämpft über das Wasser, indess von Westen her die Kanonen der vor Kronstadt manövrirenden Kriegsschiffe dumpf herüberdonnern. In der Ferne zieht, lautlos und weiss wie ein Schwan, hier und dort ein Segel vorüber; der Rauch eines Newadampfers zeichnet schwarze, mit jeder

Sekunde wechselnde Silhouetten auf den hellen Hintergrund, ein Fischerboot treibt mit eingezogenen Rudern träge dem Strande zu. An der Stelle, wo das Bötlein landet, vertieft sich das flache Ufer ein wenig und bildet eine kleine Bucht. Ringsum verdichtet sich der Sand zu Gestein, aus dem Gesteine drängt sich das Riedgras hervor, drängt sich in üppigen Büscheln landeinwärts und üppiger, immer üppiger einen mässigen Hügel hinan.

Auf diesem Hügel steht eine Kapelle. Eine ganz neue Kapelle. Die Fliesen der hinaufführenden Stufen sind von blendender Weisse, das Gitter hellpolirt, die Quadern des Fundamentes zeigen noch Spuren von Hammer und Meissel; das Kreuz der Kuppel funkelt wie eitel Gold; das Heiligenbild, Christum darstellend, der dem auf dem Meere sinkenden Petrus die rettende Hand entgegenstreckt, duftet noch nach frischer Oelfarbe, das ewige Lämplein davor brennt hell.

Was soll die Kapelle? Was soll sie so nahe dem Ufer, wo, so weit das Auge reicht, nichts zu sehen ist als Sand, Sand, Sand, und dazwischen, wie Maulwurfshäuflein, die Badekabinen der Sommerfrischler, und weiter landein Wiese und Wald?

Das Fischerboot ist gelandet, der Fischer steigt schwerfällig heraus, zieht sein Fahrzeug auf den Strand und befestigt es bedächtig an einen Pflock.

«Alter, was soll die Kapelle hier?» —

Der Finne hebt langsam den Kopf.

«Was sie soll? Die Kapelle? fragt er verwundert zurück.

— Na, doch dasselbe wie der Baum dort». —

«Der Baum? welcher Baum?» —

Verwunderter noch als vorhin blickt der Mann wieder auf und weist schweigend mit der Hand hinter die Kapelle.

In der That, es steht ein Baum dahinter, eine alte, sehr alte Fichte. Kaum drei Schritt weit steht sie vom Fusse des Hügels und etwa hundert Schritt vom Saume des Föhrenwaldes, über dessen dunkelen Wipfeln die roth und weiss gezackten Zinnen des nie vollendeten Schlosses der Grafen Stenbock, Besitzer des Strandgutes

Lachta, emporragen. Fast wie eine von der Zeit vergessene einsame Schildwache steht sie da, als hüte sie einen wichtigen Platz und ein werthvolles Gut der Vergangenheit.

Und eine Schildwache ist sie in der That, die alte Fichte mit der sturmzerzausten dürftigen Krone und dem verwitterten Stamme, darin ein gleichfalls verwittertes Heiligenbild eingelassen ist, und wichtig, ja heilig ist dem russischen Volke der Platz, wo der Baum steht, unschätzbar das Gut, das er hütet: eine der rührendsten und erhabendsten Erinnerungen an den grossen Zaren Peter I.

Der apathische Finne, der, wie Alle seines Stammes, sonst so ungern den Mund aufthun mag, als koste ihn jedes Wort einen Rubel, tritt zutraulich näher und erzählt mit warmer Lebendigkeit, was er, ein Kind, einst von Vater und Grossvater gehört, die rührende Geschichte von dem 5-ten November 1724, wie Zar Peter damals in seiner Telega dahergefahren sei, um seinen Weg nach St. Petersburg zu nehmen; wie er dann plötzlich in bedeutender Entfernung von dem Ufer, auf dem Meere eine mit mehreren Soldaten bemannte Schaluppe gewahrt, die, von Ssestrorezk kommend, auf eine Sandbank gerathen und, allem Anscheine nach, dem Untergange nahe war; wie er, der heldenmüthige Zar, von Menschenliebe getrieben, sich in das Meer gestürzt, bei Rettung der Mannschaft mitzuhelfen, und wie diese Selbstaufopferung die heftige Erkältung zur Folge gehabt, welcher der Monarch wenige Monate später erlag.

Das unscheinbare, mit Oelfarben auf Holz gemalte Heiligenbild im Fichtenstamme mag wohl schon damals von Fischern oder Lachtabauern geopfert und in den Baum gefügt worden sein, die Nachwelt an eine That aufopfernder Menschenliebe zu erinnern, die der Herrscher eines der grössten Weltreiche an seinen geringsten Unterthanen übte. Neben das Hauptbild kamen dann mit der Zeit grössere und kleinere Heiligenbildchen, Seidenfähnchen, bestickte Läppchen und bunte Flickchen, lauter Anhängsel, die, obwohl unästhetisch wie der Geschmack des Volkes, dennoch werthvoll sind als Aeusserungen des Dankes und pietätvoller Erinnerung. Erst vor zwei Jahren ward in

der nächsten Nähe des historischen Baumes die hübsche kleine Petri-Capelle erbaut, und gegenwärtig geht etwa zwei Werst weiter landein, auf einem von dem Grafen Stenbock geschenkten Grundstücke, auch der Bau der orthodoxen St. Petrikirche, eines wahren Juweles unter den Landkirchen, seiner Vollendung entgegen. —

Peter der Grosse! Wie ein üppiges Gewinde von immergrünem Epheu, duftigen Winden und Kletterrosen um den unbeweglichen Stamm der Eiche, so umrankte und umwob die Sage diesen gewaltigen historischen Namen, und dem Herzen des Volkes ist dieses immergrüne romantisch blühende Gewebe, sind die rührenden Ueberlieferungen von dem «Menschen» Peter Michailow verständlicher und sympathischer als die grossen historischen Thaten des Zaren Peters I.

Es ward wohl nie um den Charakter und die Verdienste eines Herrschers soviel gestritten wie um diejenigen des Zaren Peters I. Seine Zeitgenossen standen ihm voll Leidenschaft, voll Erbitterung und Gehässigkeit gegenüber. Seine grossen Ziele und reinen Zwecke blieben ihnen unverständlich, sie sahen nur seine Fehler und Schwächen. Seine Reformen aber griffen zu derbe hinein in ihr eigenes Leben, in alte Traditionen, in böse, aber liebgewordene Gewohnheiten. Das geistige Leben der darauffolgenden, durch Peter halbeuropäisirten aber doch noch halbasiatischen Generationen bewegte sich in solchem Chaos unklarer Begriffe und Ideen, unreifer Anschauungen und Werthschätzungen, es hatte sich durch solchen Wust von Altem und Neuem durchzuarbeiten, dass es ein richtiges Urtheil nicht gewinnen konnte. Mehr als ein Jahrhundert ist seitdem vergangen. Die einst so hochgehenden Wogen von Zorn und Hass haben sich längst gelegt; das barbarisch-patriarchalische Reich des Zaren Alexei Michailowitsch ist in die Reihe der civilisirten Staaten Europas getreten; die Regierungsperiode Peters I ist den Parteimeinungen entrückt und liegt vor uns auf den Tafeln der Weltgeschichte als ein abgeschlossenes Capitel — wie aber verhält sich noch heute ein grosser Theil der Gesellschaft zu der imposanten Persönlichkeit des russischen Reformators?

Die Einen bewundern in ihm das grösste Genie seines Jahrhunderts, den fanatischen, über kleinlicher Leidenschaft und persönlicher Ruhmsucht stehenden Patrioten, den Schöpfer der russischen Flotte und Armee, den Besieger Karls XII und Eroberer der baltischen Provinzen. Sie nennen ihn den gerechtesten Herrscher und unermüdlichsten Landesvater, welcher die Bassins zweier Meere vereinigte, Handel und Gewerbe emporbrachte, Schulen, Hospitäler und Armenhäuser gründete, Bücher und Druckereien einführte, der Willkür der Wojewoden steuerte, den Städten Selbstverwaltung gab und der in orientalischer Abgeschlossenheit lebenden russischen Frau eine menschenwürdigere Existenz schuf.

Die Andern schelten ihn einen Despoten, der Russland nicht nur um keinen Schritt vorwärts gebracht, sondern es vielmehr auf dem Wege der Selbstentwickelung aufgehalten habe. Er ist ihnen der unerbittliche Feind der Geistlichkeit und daher auch ein Feind der Kirche, ein Verächter der Religion; ein Wüstling, welcher seine Vergnügungen in rohesten Ausschweifungen suchte; ein Tyrann mit der stets drohend geschwungenen Knute in der Hand, dem Galgen im Vorder- und Sibirien im Hintergrunde; ein unnatürlicher Vater, der seines eigenen Sohnes nicht schonte . . .

Dort eitel Licht, hier eitel Schatten. Dort sehen die Enthusiasten, von dem Lichte der Sonne geblendet, ihre Flecken nicht, Hier klopfen die Pygmäen, im Schatten des Wunderbaumes ruhend und von seinen goldenen Früchten zehrend, mit dem Hämmerlein auf dem mächtigen Stamme herum, tadeln dessen Risse und Spalten und knorrigen Auswüchse und suchen nach hässlichem Gewürm.

Besser als die parteiischen Mittheilungen verblendeter Zeitgenossen, als die später erschienenen unbefangeneren Biographien Peters I, ja selbst als die objektivsten Berichte der Geschichtsforscher antworten uns auf alle solchen Verherrlichungen und Schmähungen die eigenen «Briefe und Papiere Peter des Grossen,» mit deren Abdruck die Reichstypographie vor ungefähr zehn Jahren begonnen hat und von denen uns die drei ersten, sehr umfangreichen Bände vorliegen.

Die Geschichte der Veröffentlichung dieser «Briefe und Papiere Peter des Grossen» ist folgende:

Als im Jahre 1872 das zweihundertjährige Jubiläum des Geburtstages Peter des Grossen in Russland gefeiert wurde, äusserte der damalige Minister der Volksaufklärung, D. A. Tolstoi, indem er dem Kaiser einige bei dieser Veranlassung erschienenen Broschüren vorlegte, es wäre der hohen Bedeutung des Tages entsprechend und zur richtigen Würdigung des Charakters so wie der Wirksamkeit des grossen Zaren nothwendig, eine Herausgabe dessen sämmtlicher Briefe und Papiere zu veranlassen. Dieser Gedanke fand den Beifall des Kaisers Alexanders II, und mit seiner Bewilligung wurde schon in demselben Jahre eine Commission erwählt, deren Mitglieder die Professoren der Russischen Geschichte Solowjew und Popow, mehrere Akademiker und Senatoren waren. D. A. Tolstoi erhielt das Präsidium, und der Akademiker A. F. Bytschkow übernahm die Leitung des ganzen Unternehmens. Es war das nichts Leichtes. Es mussten die Archive aller Ministerien des Reiches und der diesen untergeordneten Behörden, aller Consistorien, Klöster und Kirchen sorgfältig durchforscht werden; es musste ferner durch Vermittelung des Ministers des Auswärtigen an alle unsere auswärtigen Agenten die Aufforderung ergehen, die Regierungen, bei denen sie akkreditirt waren, zu ersuchen, ihre Staatsarchive gleichfalls nach etwaigen Papieren oder Briefen Peter des Grossen durchforschen und Copien davon einsenden zu lassen; und in Berücksichtigung dessen, dass sich eine beträchtliche Anzahl von den Briefen des Zaren Peter in Familienarchiven oder Privathänden befanden, mussten endlich auch alle diejenigen Privatpersonen, welche im Besitze so werthvoller Dokumente waren, durch die in- und ausländische Presse aufgefordert werden, dieselben zwecks davon zu nehmender Copien einzusenden. Allen Denjenigen, welche diesem Aufrufe der russischen Regierung nachkämen, wurde ein Exemplar des zu erscheinenden Werkes zugesagt.

Angesichts des auf diese Weise massenhaft beschafften und kaum zu bewältigenden Materials musste die Commission sehr lange,

sehr sorgfältig prüfen und abwägen, ehe sie das zusammen hatte, was wirklich werth war, bei dem grossartigen Unternehmen berücksichtigt zu werden. Endlich wurde beschlossen, dass in dem Buche Folgendes Platz finden sollte:

1) Alle Briefe, Ukase und Instruktionen Peter des Grossen, sowie seine eigenhändigen Resolutionen auf verschiedenen Berichten und Bittschriften.

2) Diejenigen Briefe und Papiere, welche, obwohl nicht von dem Zaren selbst, so doch auf seinen Befehl und nach seiner Anweisung abgefasst wurden, wie z. B. einige Briefe des Golowin an Patkul; das Concept der Capitulation bei Uebergabe der Festung Nöteborg, unterzeichnet von dem Grafen Scheremetjew; der Brief des Fürsten Trubezkoi an den Commandanten von Narva u. a. m.

3) Alle Traktate mit auswärtigen Regierungen und alle Briefe an dieselben.

4) Alle Notizhefte des Kaisers mit Anmerkungen und Entwürfen verschiedenster Art.

5) Alle diejenigen Briefe und Papiere des Kaisers, welche schon früher im Drucke erschienen sind, sich jedoch nicht bis auf unsere Zeit erhalten haben.

6) Alle Instruktionen an die russischen Agenten im Auslande und der Briefwechsel derselben mit zu russischen Gesandtschaften gehörenden Persönlichkeiten, sofern sich in den Brouillons dieser Briefe Ergänzungen oder Abänderungen von Peters Hand fanden.

7) Rescripte des Zaren an verschiedene seiner Mitarbeiter an dem Werke der Reform.

8) Alle Gesetze, deren Text mit Verbesserungen von Peters Hand versehen waren, selbst so umfangreiche Gesetze, wie das «Kirchenreglement» und der «Marineustaw.»

9) Von Peter I selbst korrigirte Relationen oder Uebersetzungen verschiedener Schriften.

Aus diesem Programm allein schon lässt sich auf die Grossartigkeit des Unternehmens schliessen. Als nicht geringer erwiesen

sich die Schwierigkeiten, mit denen die Ausführung verknüpft war. Zu diesen Schwierigkeiten gehörte, und zwar nicht in letzter Reihe, der Umstand, dass die Schreibweise des XVII. Jahrhunderts, namentlich aber die eigenthümliche Handschrift des Zaren Peter für die Meisten eine kaum zu entziffernde Hieroglyphenschrift war. Ein weiterer Grund zu nur langsamen Fortschritten des patriotischen Werkes lag in der sehr knapp bemessenen Zeit, welche die sämmtlich im Staatsdienste stehenden Mitglieder der Commission dieser Arbeit widmen konnten. Trotzdem war Graf Tolstoi schon im Jahre 1875 im Stande, dem Kaiser Alexander II die eingelaufenen Copien von 4000 Briefen vorzulegen, und 1877 war die Anzahl derselben bereits auf 10,000 gestiegen. Die Kaiserliche Akademie in St. Petersburg, die Archäographische Commission, die Gouvernementsregierungen von Archangel, Nishni-Nowgorod, Nowgorod und Tambow, der Controll- und Gerichtshof von Olonez, die Offiziersbibliothek in Sewastopol, sowie die Archive Liv-, Ehst- und Kurlands — das waren die Quellen des Inlandes, aus welchen das bis zum Jahre 1882 angesammelte Material geflossen war. Die auswärtigen Staaten, als: Oesterreich, Grossbritannien, Holland, Dänemark, Preussen und Sachsen hatten den Bevollmächtigten Russlands auf die liebenswürdigste Weise ihre Archive geöffnet zur Anfertigung von Copien aller vorhandenen wichtigen Dokumente von der Hand des Zaren Peters I. Andere Archive, wie die von Oldenburg und dem ehemaligen Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg, sowie das der freien Reichsstadt Lübeck, gingen in ihrem Entgegenkommen gar so weit, die in ihnen befindlichen Briefe Peters des Grossen unserer Regierung im Original zu überlassen. Auch unsere Agenten im Auslande thaten ihr Möglichstes zur Förderung der Sache. So sandte u. a. der Geheimrath v. Kotzebue, Gesandter am Sächsischen Hofe, allein Copien ein von 300 Briefen; der Geheimrath Oubril verschaffte Photographien mehrerer Dokumente, desgleichen der Fürst Orlow, unser Botschafter in Paris, und Graf Brunnow, Botschafter in London.

Nicht weniger Erfolg hatte der Aufruf des Ministers der Volksaufklärung durch die Presse im In- und Auslande. Eine Menge von Privatpersonen stellte Dokumente, welche so Mancher wie sein kostbarstes Familiengut hüten mochte, bereitwillig dem grossen Zwecke zur Verfügung. Freilich gab es unter dem Publikum auch hie und da Leute, welche obgleich im Besitze werthvoller Schriftstücke, dieses dennoch entweder schlankweg leugneten oder die Auslieferung derselben unter verschiedenen Vorwänden verweigerten. Die Meisten indess begeisterten sich für die Idee, mithelfen zu dürfen an der Errichtung eines Denkmals so eigener Art für den grossen Reformator Russlands. Bemerkenswerth dabei ist, dass sich so mancher an hochstehende Personen gerichtete Brief Peters I in dem Besitze von Krämern und Kleinbürgern befand, von denen kein einziger zu sagen vermochte, wie das werthvolle Dokument in seine Hände gekommen war.

Der Rücktritt des Grafen Tolstoi von seinem Posten im Jahre 1880, der Tod Kaiser Alexanders II. und die darauf folgende, anderen Interessen zugewandte und ganz von den brennenden Fragen der Gegenwart ausgefüllte Periode liessen eine längere Pause in der Arbeit eintreten, die erst im Jahre 1885 auf Anregung des Grafen Deljanow wieder aufgenommen wurde und zwar wiederum unter persönlicher Leitung des unterdess zum Präsidenten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ernannten Grafen D. A. Tolstoi, dessen Initiative das Werk seine Entstehung verdankte.

Der erste, unter der Redaktion des Akademikers A. F. Bytschkow zusammengestellte und von ihm herausgegebene Band — Bytschkow war auch während der erwähnten fünfjährigen Pause unermüdlich gewesen in Sammeln und Sichten des Materials — umfasst die Regierungsperiode Peters des I. von 1688—1701, eine Zeit, aus welcher sich verhältnissmässig nur wenig Briefe bis auf unsere Tage erhalten haben. Der Grund davon ist zum Theil in den Bränden zu suchen, welche Staats- und Familienarchive wiederholt vernichteten, zum Theil aber auch in der Bildungslosigkeit der damaligen Gesellschaft,

die, ohne Ahnung von dem historischen Werthe solcher Dokumente, zu wenig Sorge trug, die in ihrem Besitze befindlichen Briefe für die Nachwelt aufzubewahren. Dem Buche ist ein chronologischer Katalog beigefügt; mit viel Fleiss und Geschick zusammengestellte Tabellen geben Aufklärung über unbekannte Personen- und Ortsnamen, und zwei vortreffliche Portraits Peters des Grossen dienen diesem ersten Bande zu wirklicher Zierde. Das Titelbild zeigte eine Photographie des bekannten Oelgemäldes von Kneller, gemalt im Jahre 1698 zu London, als Peter I. sich besuchsweise dort aufhielt. Das Original befindet sich noch heute in dem königlichen Lustschlosse Hampton-Court. Das andere Bild ist die gleichfalls photographische Wiedergabe eines Oelgemäldes, welches das Empfangszimmer Sr. Majestät des Kaisers in Zarskoje Selo schmückt. Es wurde dem Kaiser Alexander II. von dessen Gesandten in Berlin, dem Grafen Budberg, dargebracht. Trotz der Mangelhaftigkeit des ganzen Accessoire gilt dieses 16 Zoll hohe, den Zaren in altrussischem Costüme darstellende, von einem obscuren holländischen Maler gemalte Bild für das beste Portrait des grossen Monarchen aus dessen Jugendzeit. — Dem zu Ende des Jahres 1889 im Drucke erschienenen II. Bande ist ein von Peter I. selbst entworfener Plan Oranienburgs und ausserdem der phototypische Abdruck einer Zeichnung beigegeben, welche die Belagerung Nöteborgs im Jahre 1703 veranschaulicht und mit erklärendem Texte von Peters I. eigener Hand versehen ist. Der erst vor Kurzem vollendete, weit über tausend Seiten fassende III. Band enthält eine Menge hochinteressanter Dokumente, welche über die Feldzüge Peters I. und seine Beziehungen zu den westeuropäischen Staaten so manches Neue bringen. Auch diese beiden Bände des noch lange nicht abgeschlossenen Werkes entstanden unter der Redaktion des greisen Akademikers A. F. Bytschkow, welcher dem grandiosen patriotischen Unternehmen von Anfang an mit wahrhaft jugendlichem Enthusiasmus beigetreten ist und ihm seit nun schon zwanzig Jahren nicht nur die liebevollste Hingebung widmet, sondern auch alle Zeit und Kraft opfert, die seine vielfachen wichtigen Dienstpflichten ihm lassen.

Um aus diesen seinen eigenen, «Briefen und Papieren» die Gestalt des Zaren Peters I plastisch, lebendig, kraft- und ausdrucksvoll hervortreten zu sehen, ist es nothwendig, auch den dunklen Hintergrund in's Auge zu fassen, aus welchem uns dieses lichte Bild doppelt hell entgegenstrahlt. Was war das ungeheure Reich der Moskowiter, was die Hauptstadt desselben, das alte Moskau, zu der Zeit, als Peter I den Thron seiner Väter bestieg?

Nicht nur die Geschichte giebt uns darauf Antwort. Neben ihren dürren Berichten haben wir die oft satirisch gefärbten Schilderungen eines Justus Juel und eines Pleyer, die glaubwürdigen Erzählungen von Zeitgenossen Peters I, wie Nartow und Possoschkow, und vor Allem die in so mancher alten Familienchronik mit naivem Pinsel breit und kräftig gemalten Bilder des damaligen socialen Lebens. Unwissenheit, Rohheit und Grausamkeit kennzeichneten nicht nur die unteren Schichten des Volkes. Der Bojar unterschied sich von seinem Ofenheizer oder Rosselenker nur durch den kostbaren Zobel an seiner Mütze und den Seidensammet seines Kaftans. In geistiger und moralischer Hinsicht stand er selten auf höherer Stufe. Er theilte die Gewohnheiten und Liebhabereien, die Unwissenheit und den krassen Aberglauben des gemeinen Volkes. Da gab es für Herrschaft wie für Gesinde gewisse Glücks- und Unglückstage; da galt dieses für gute Vorbedeutung, jenes für böses Omen; da war ein Ort gesegnet, der andere ein Aufenthalt böser Geister. Das «böse Auge» des Nächsten war Ursache aller Krankheiten, die Hauskobolde waren Anstifter alles häuslichen Elendes. Die Altgläubigen vermieden es, durch das «Rothe Thor» zu fahren, weil der «Antichrist» dieses erbaut haben sollte. Die wenigen Lesekundigen lasen nur die in slavonischer Sprache abgefassten Schriften der alten Kirchenväter; neuere Bücher waren verpönt und wurden, als von Ausländern, also Ketzern kommend, verbrannt. Ordnung und Disciplin waren unbekannte Begriffe, Staatsbehörden, Stadtgerichte und Banken unbekannte Institutionen, Schulen, Hospitäler und Apotheken unbekannte Anstalten. Die Bojaren stritten sich an der Gasttafel des Zaren um den

ersten Platz, fochten in den Gemächern des Kreml mit der Faust ihre Privathändel aus und schossen auf den Strassen zu ihrem Vergnügen nach den Vorübergehenden. Der Unrath lag berghoch in den Gassen, das Aas verweste unbehindert darin und die Epidemien, welche von diesen Infectionsherden verheerend durch Stadt und Land zogen, wurden als «unabänderlicher Rathschluss Gottes» mit Ergebung durchduldet. Alle Heilmittel wurden auf den Gemüsemärkten feilgeboten, und es kam vor, dass hier oder dort ein Händler, dem der zu reichlich genossene Branntwein die Augen getrübt hatte, dem Käufer statt des heilsamen Pulvers Arsenik und Phosphor abwog. Ungeheure Capitalien rosteten unverwerthet in Säcken und Kellergewölben, und Hunderttausende blühender Mädchen vertrauerten die erste Hälfte ihrer Jugend in der dumpfen Atmosphäre des Elternhauses, um dann die andere in aufgezwungener Ehe zu vegetiren. Wie die Wojewoden Herren waren über Gut und Blut des Volkes, so war jeder Hausvater unumschränkter Despot seiner Familie. Die einzige Bildungsanstalt der Stadt Moskau war die Theaterschule. Wer aber über die zuerst unter dem Zaren Alexei Michailowitsch veranstalteten «Komödien» Ausführlicheres gelesen hat, der weiss, was die Theaterschule des alten Moskau im Grunde bedeuten wollte. Der wahre Begründer des russischen Theaters war gleichfalls Peter der Grosse, welcher in der dramatischen Kunst ein civilisatorisches Element sah und in der Hoffnung, darin ein Mittel zu gewinnen, die russische Gesellschaft für seine Ideen und Reformen zu erwärmen, im Jahre 1702 die erste deutsche Schauspielertruppe unter dem Theaterdirektor Kunszt nach Moskau kommen liess. — Und nun endlich der wichtigste Faktor in der Volkserziehung, die Religion! Was war die Religion, was waren Kirche und Geistlichkeit in dem vorpetrinischen Zeitalter? Wer da die erlösende und tröstende, die heiligende und erhebende Macht jener gewaltigen Kraft, welche wir «Religion» nennen, gesucht hätte, würde ihre Spur nirgends gefunden haben. Was man gewohnt war, mit dem grossen Namen «Religion» zu benennen, war nichts als todter Formendienst und krassester

Aberglaube. Die Geistlichkeit, meist selbst geistig beschränkt und moralisch haltlos, konnte dem blinden Volke nur ein blinder Führer sein. Es ist bekannt, dass der in die Verbannung geschickte Patriarch Nikon dem Zaren folgende Bittschrift zustellen liess: Verhindere, o Gospodar, dass der Erzbischof in meiner Abwesenheit die Dämonen in meine Zelle lässt. Die bösen Geister haben mich auch hier arg geplagt, ziehen mir nachts die Decke vom Leibe und lassen mich nicht einschlafen.»

Die Kirche hatte ihren verirrten Kindern gegenüber kein Wort der Belehrung und nur selten ein Wort ruhiger Ermahnung; dagegen war sie nur zu leicht bereit, ihr fürchterliches «Anathema» gegen alle Diejenigen zu schleudern, welche sich an ihr vergangen hatten, vornehmlich aber gegen Solche, die sie in ihren weltlichen Interessen schädigten. Seit den Zeiten desselben Patriarchen Nikon war das «Anathema» Gebrauch in allen Kirchen geworden. Nicht nur die sich ihm widersetzenden Städte und die abtrünnigen Monarchen, sondern auch die persönlichen Feinde des Patriarchen wurden vom Altare aus mit den grässlichsten Verwünschungen überschüttet.

So sah es in unserem Vaterlande aus zu der Zeit, als Peter I zur Herrschaft kam. Die ganze erste Periode seiner Regierung war ein fast ununterbrochener Kampf mit der höheren Geistlichkeit. Nur wenige Vertreter derselben, darunter der edle und weise Mitrofan von Woronesh und der ehrwürdige Dmitri von Rostow zählten zu seinen ergebenen Freunden und eifrigsten Mitarbeitern an dem grossen Werke der Reform Russlands. Diese seltenen Männer opferten dem Dienste des Vaterlandes und der Kirche ihr ganzes Vermögen und ihre besten Kräfte. Weit grösser indess war die Zahl der erbitterten Feinde des Zaren unter den Patriarchen und Bischöfen. Der Erzbischof von Nowgorod, Theodosius, von Solowjew der Nikon des XVIII. Jahrhunderts genannt, konnte es nicht verwinden, dass der Zar Peter die Klostergüter zum Besten des Staates einzog und drohte unter heftigen Verwünschungen des Zaren, des diesem anhängenden Volkes und der gegen ihn, den Erzbischof, entsendeten

militärischen Macht, alle Kirchen zu schliessen, bis der Ukas wieder abgeändert würde. Derselbe Theodosius rechtfertigte in späterer Zeit nur zu sehr den Widerwillen des Zaren gegen die Geistlichkeit. Er kam unter Katharina I unter Gericht und die Untersuchungen stellten heraus, dass dieser Kirchenfürst, sich selbst zu bereichern, die silbernen und goldenen Bekleidungen von den Heiligenbildern und die Perlen und Edelsteine von den Messgewändern hatte zu Geld machen, die geweihten Gefässe aber zu seinem persönlichen Gebrauch in sein Haus tragen lassen. Peter I, welcher in der Ausbildung von Lehrern und Seelsorgern des Volkes und in dem selbstlosen Dienste zum Besten der leidenden Menscheit sein Ideal von Klosterleben und Mönchthum sah, konnte nicht umhin, die Klöster seiner Zeit, welche sich von ihrer ursprünglichen hohen Bestimmung so weit, so unendlich weit entfernt hatten, mit feindseligem Auge anzusehen. Seiner energischen, thatkräftigen Natur, seinem grossen, unermüdlich für das Wohl des Volkes sorgenden Geiste musste dieses erbärmliche Parasitenthum und Sybaritenthum der «Knechte Gottes» ein Greuel sein. Er sprach mehr als einmal die Ueberzeugung aus, dass das Mönchthum das byzantinische Reich zu Grunde gerichtet hätte.

Die weisse und schwarze Geistlichkeit war es daher auch hauptsächlich, welche den Zaren Peter in den Ruf der Grausamkeit und rücksichtslosesten Tyrannei brachte. Ein Beispiel, wie sich Peter solchen Beschuldigungen gegenüber verhielt, enthält seine berühmte Erwiderung auf die zorn- und hasssprühende Predigt des Metropoliten Stephan Jaworski, welche den Zaren öffentlich als Ehebrecher und Abtrünnigen brandmarkte, weil er seine Gattin verstossen hatte und die Fasten nicht beobachtete. Das Wagniss des Metropoliten war, einem «grausamen Despoten» gegenüber, für den Zar Peter galt, ganz unerhört. Der Senat forderte dem Metropoliten das Concept der Predigt ab und legte es dem Kaiser vor. Peter las und fügte dann die Randglosse hinzu: «Wenn dein Bruder gesündigt hat, so strafe ihn unter vier Augen, und dann erst vor Zeugen». Mit diesem Hinweis auf den barmherzigsten aller Seelenhirten und seine göttlichen Worte

war die Sache ebenso feinsinnig, als grossherzig abgethan. Der Metropolit Stephan blieb in seinem heiligen Amte, und Peter der Grosse hat ihm seine Kühnheit nie nachgetragen. Die Geschichte hat uns nur diese Episode aufbewahrt; wie so manche andere, die das erhabene Bild des Zaren in nicht weniger sympathischen Zügen zeichnen würde, mag uns unbekannt geblieben sein! Wenigstens sagt einer seiner Zeitgenossen, der ihm nahestehende Nartow: «Wenn Jemand Einblick erhielte in das geheime Archiv des Zaren, er müsste sich entsetzen über all' das Böse und Niederträchtige, was gegen diesen grossen Monarchen geplant wurde. Wenn sein Volk es je erführe, was er zu tragen hatte, welche Sorgen und Kümmernisse ihn drückten, mit welchen Erbärmlichkeiten der Menschen er immer wieder zu kämpfen hatte, es müsste sich verwundern, dass sein Herz bei alledem noch immer so stark, so gross, so gütig blieb und immer wieder verzeihen, immer wieder glauben und vertrauen konnte».—

Zu Anfang seiner Regierung, als Peter I sich mit jugendlichem Enthusiasmus noch die Kraft zutraute, auch das Unmögliche zu leisten, liess er, um alle Wunden und Schäden seines grossen Reiches kennen zu lernen, keine einzige Denunciation unbeachtet und versuchte, allen Missbräuchen und Schändlichkeiten auf den Grund zu kommen. Aber die täglich zu Tausenden einlaufenden anonymen Klagen deckten ihm so schaudererregende Bilder auf von Gewaltthätigkeit, Bestechlichkeit, Spitzbüberein, Räuberei, dass er bald einsehen musste, wie ohnmächtig die Kraft eines Einzelnen war, das Netz von Intriguen zu zerreissen, welches, an den Stufen des Thrones selbst beginnend, seine Maschen um Alles und Alle schlang, bis an die äussersten Grenzen des Reiches, den Fortschritt hemmend und die freie Entfaltung persönlicher Kraft niederhaltend. Die verhüllende Decke war freilich von den bösen Wunden der Gesellschaft gerissen, Tausende diensteifriger Hände hatten das besorgt, aber keine von allen hatte den Muth der Oeffentlichkeit, keine auch den Muth treuer, energischer Mithülfe zur Heilung des kranken Staatsorganismus. Der junge Zar war allein, immer und überall allein; und entmuthigt gab er Befehl, fortan alle anonymen

Briefe ungelesen zu verbrennen. Seine kostbare Zeit wurde auch ohnedies mehr in Anspruch genommen als die irgend eines Herrschers. Seine «Briefe und Papiere» erzählen uns davon, mit was für unglaublichen Nichtigkeiten man ihn immer belästigte. Da fragt Einer an, wie viel Säcke, Aexte und Spaten er für die ihm aufgetragene Arbeit besorgen solle. Ein Anderer klagt, dass ihm aus dem Prikas die Kanonen noch immer nicht zugeschickt wurden. Ein Dritter möchte wissen, wo er das frischgebraute Bier unterzubringen habe; ein Vierter, welche Bäume zum Schiftbau gefällt werden sollen; ein Fünfter, wo er Zimmerleute hernehmen solle, die Mühle zu bauen. Von allen Seiten erwartet man seine Ukase. Hier sind Wäsche und Uniformen der Soldaten abgetragen; dort ist die Regimentskasse leer; dort wieder fehlt es an Pferden, weiter an Handwerkszeug — und über Alles muss der Zar selbst Auskunft geben, für Alles Rath schaffen. Und er thut es, in der ihm eigenen kurzen, klaren, drastischen Weise. Da fragt z. B. der Ausländer Krevft an, ob auf der neuen Sägemühle neuer Vorrath an Balken besorgt werden solle, da der alte aus wäre, oder ob der Sägemüller, ein ausländischer Meister, der 150 Rbl. Jahresgehalt bekäme, zu entlassen sei. Und Peter I antwortet:

«Noch Balken schaffen, weitersägen, damit der Meister nicht faulenze. Hat man ihm seine Kunst abgelernt, ist er sofort zu entlassen». —

Ein andrer seiner Beamten meldet, dass zwei Holländer, Segeltuchweber, von einer ausländischen Compagnie gesandt, um Anstellung bäten. Ob man sie miethen solle?

Der Zar antwortet: Die Weber können angestellt werden, die Ueberfahrtskosten aber muss die Compagnie zur Hälfte übernehmen, da sie die Leute ja nicht herübergeschickt hat, uns unsere Segel zu weben». —

In den von Peter I eigenhändig aufgestellten Regeln des Schiffbaues sehen wir genau angegeben, wie viel Hanf, Theer, Pappe, Filz und Nägel aus dem Hofe der Admiralität zu verabfolgen, wie viel Eichen und wie viel Fichten zu fällen seien, und welche Dicke die

Bretter haben müssen. Schonung der Wälder wird immer wieder auf das Strengste anbefohlen. — In den gleichfalls eigenhändigen Instruktionen des Zaren an alle auf Kosten der Regierung zur Ausbildung in das Ausland geschickten Volontairs wird diesen zur Bedingung gemacht, je zwei tüchtige Meister eines beliebigen Handwerkes mitzubringen, und Denjenigen eine Belohnung zugesichert, welche andere Unterthanen des Zaren in der draussen erlernten Kunst ausbilden. Und diese auch auf des Kleinste sich erstreckende, nie rastende Fürsorge des Zaren Peter beschränkte sich nicht auf blosses Befehlen, auf kaiserliche Erlasse und Ukase. Peter I verstand nicht nur zu befehlen, sondern auch zu belehren und zu unterweisen, wie seine Anordnungen auszuführen wären. Um das zu können, und zugleich, um seinem Volke ein Beispiel der Selbstdisciplin zu geben, wurde er selbst gehorsamer Lehrling ausländischer Meister und gemeiner Soldat in dem eigenen Heere. Wer gedenkt dabei nicht des braven Bombardiers Peter, welcher sein Geschütz zu bedienen verstand trotz eines lange gedrillten Artilleristen, und des Zimmermannes Peter Michailow, der, die Mütze in der Hand, respectvoll dastand vor seinem Admiral und dessen Befehle entgegenahm? Es finden sich unter den «Briefen und Papieren» des Zaren auch Quittungen über den Empfang seiner Gage als Schiffszimmermann. Eine derselben lautet:

«Am 24-sten Januar 1701 ist auf Befehl des Zaren und nach Bestimmung der Herren von der Admiralität der allen im Auslande die Kunst des Schiffsbaues erlernenden Russen festgesetzte Jahresgehalt im Betrage von 366 Rbl. dem Schiffszimmermann Peter Michailow ausgezahlt worden.

Und unter dieser Quittung von Peters I eigener Hand: «Peter Michailow hat das Geld erhalten».

Weiter sehen wir aus denselben «Briefen und Papieren», wie unablässig Peter I bemüht war, sich Mitarbeiter heranzuziehen und heranzubilden. Er nahm sie überall, wo er sie fand. Sein Hof war der demokratischste des ganzen damaligen Europa. Neben der alten Aristokratie des Landes, neben den Dolgorukis und Schermetjews, sah

man Holländer und Deutsche oder auch Russen aus dem Volke, deren Namen noch gestern Niemand kannte, und die sich durch Talent und Geschick bald zu Lieblingen des Zaren emporschwangen. Auf die Beschwerde seiner Höflinge über die Bevorzugung so obscurer Persönlichkeiten hat er nur eine Antwort:

«Mein Herrscherberuf ist, darüber zu wachen, dass dem Unwürdigen nichts gegeben und dem Würdigen nichts vorenthalten werde.—

Allein, trotz dieses Bestrebens, sich mit treuen und eifrigen Dienern zu umgeben, muss er dennoch in seinen Briefen an den Fürsten Romodanowski wiederholt klagen: «Ich stehe allein, überall und immer allein. Ich habe Keinen, der mir helfen wollte bei meiner Arbeit!—

Seine grosse Strenge gegen alle, die ihn bei der Ausführung seiner reformatorischen Pläne hinderlich waren, machte ihm viel Feinde; seine Leuseligkeit und Herzlichkeit aber gegen Solche, welche er für Gesinnungsgenossen hielt, hatte keine anderen Folgen als Respektlosigkeit und Familiarität. Wer aufhörte, den Zaren zu fürchten, hörte auch auf, ihm zu gehorchen. Und wie viele solcher Ungehorsamen gab es dank zu grosser Güte! Das zu ändern lag nicht in Peters I Natur. Er hasste alle sclavischen Beziehungen der Unterthanen zu ihrem Monarchen. Die «Tschelobitje» vor dem Zaren (wörtlich Berührung des Erdbodens mit der Stirn) war ihm ein Greuel. «Wenn man das dem Kaiser thut, was bleibt dann übrig für Gott?» pflegte er zu sagen. Selbstachtung verlangte er von seinen Unterthanen, und zur Selbstachtung wollte er sie erziehen. Nicht ihm, dem Zaren, sondern blos in Gemeinschaft mit ihm dem Vaterlande dienen — das sollten sie. Seine Briefe an Angehörige und Freunde führen nicht die Sprache des Kaisers, des Despoten. Innige Liebe hier, brüderliche Zuneigung dort. Die Briefe an seine Mutter, Natalia Kirillowna athmen Zärtlichkeit und Hochachtung. Er bittet um ihren Segen, nennt sie «Mütterchen, Du meine Freude», ist besorgt um ihre Gesundheit, versichert, dass ihre Gebete ihn gesund erhalten. In einem Schreiben vom Kriegsschauplatze an seine Lieblingschwester, Natalia Alexejewna, äussert er sich mit Humor: «Ich erfülle, mein Schwesterchen

deine Bitte, mich den feindlichen Kugeln fern zu halten. Nicht ich suche die Kugeln auf, wohl aber sie mich, doch dies bis jetzt noch in aller Höflichkeit». Sein Brief an den Patriarchen Adrian, geschrieben während der Belagerung der Festung Asow 1695, zeugt von tiefer Frömmigkeit, Gottvertrauen und festem Glauben an den Sieg der guten Sache. Und welche Herzlichkeit in den Briefen an seine Freunde, an Golowin, Apraxin, an Menschikow! «Mein Bruder» und «min beste Frint» redet er sie an und betont es immer wieder, wie sehr er auf ihre Ergebenheit, ihren Diensteifer und ihre Pflichttreue baut.— Und wie danken sie ihm dieses Vertrauen? Ach, schlecht genug. Freilich, sie antworten ihm mit gleicher Vertraulichkeit. «Min Her Capitein, sdrawstwui!» reden sie ihn an und schliessen mit dem pathetischem Ausrufe: «Lebewohl, du unser Trost, unsere Hoffnung!»— aber im Grunde waren die meisten nur darauf bedacht, die eigene Tasche zu füllen. Scheremetjew beklagt sich in einem Briefe darüber, dass ein gewisser Fürst Iwan Nikititsch reicher sei an Landgütern als er; Ostermann, der sich aus niederem Stande zu hohen Aemtern und Würden aufgeschwungen, hält es dem Zaren, seinem Wohlthäter, gekränkt vor, dass er, auf des Zaren Freigiebigkeit hoffend, sich erlaubt habe, ein Mädchen ohne Vermögen zu heirathen; Menschikow plündert Polen, wohin er mit der russischen Armee gesandt war und brandschatzt später, zum Gouverneur von Petersburg ernannt, die neue Hauptstadt des Reiches. Alle diese Erbärmlichkeiten und Niederträchtigkeiten seiner «besten Freunde» konnten dem scharfblickenden Auge Peters natürlich nicht verborgen bleiben, allein er wusste, dass er, wollte er alle Unehrlichkeiten seiner nächsten Umgebung strafen, schliesslich ganz allein dastehen würde. Dennoch lesen wir auch hie und da in seinen «Briefen», wie heftig sein Zorn mitunter losbrechen konnte. «Sage ihm, schreibt er an Minius, dass ich Alles, was er unterlässt, auf das Papier niederzuschreiben, auf seinem Rücken nachholen werde». Und an Repnin: Für jede Fahrlässigkeit wirst du büssen müssen. Ich schwöre dir bei Gott, dem Allmächtigen, wenn das so weiter geht, bezahlst du es mit deinem Kopfe». —

Es ist so viel geschrieben worden über den Jähzorn und die Grausamkeit Peters des Grossen, wer aber vermag zu behaupten, dass diese Grausamkeit wirklich ein schlimmer Zug seines Charakters war? Entsprang sie nicht vielmehr aus der allgemeinen Sittenrohheit jener Zeit, und findet sie nicht in den gleichfalls grausamen Strafgesetzen anderer, gebildeter Staaten einige Entschuldigung? Das hochgebildete Albion, welches Russland in der Civilisation um mehrere Jahrhunderte voraus war, gab diesem in der Rechtspflege an Härte kaum nach; hätten die Wände des Tower Zungen, sie könnten von entsetzlichen Dingen erzählen. Und wer sich die Mühe giebt, in den alten Criminalchroniken unserer Baltischen Provinzen zu blättern, deren Strafkodex dem berühmten «Lübigschen Rechte» Deutschlands entlehnt war, der findet auch hier eine Justiz, welche an die Zeiten der Inquisition erinnert.

Peter war ein Sohn seiner Zeit, deren leidenschaftliches Temperament ihn mitunter zu Excessen trieb, welche heutzutage einfach als Ungeheuerlichkeiten angesehen würden, damals aber für solche eigentlich nicht gelten durften. Im Princip alle Rohheit und Zügellosigkeit verdammend und die barbarischen Sitten seiner Bojaren mit energischer Faust umgestaltend, konnte er sich selbst nicht ganz davon befreien. Wer erinnert sich dabei nicht der Worte aus Nathan dem Weisen: «Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen, verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum doch seine Macht nicht über uns. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten!»

Ein Zeitgenosse des Zaren, der dänische Gesandte Justus Juel, berichtet von den Trinkgelagen Peter I und dem Schauder, welchen sein berüchtigter «Strafschoppen» nicht nur allen Ausländern, sondern auch seinen Höflingen einjagte. Niemand konnte sich diesem oft für ganz unbedeutende Vergehen oder gar von blossem Uebermuthe diktirten Strafschoppen entziehen, denn überall an den Ausgängen aufgestellte Wachen verhinderten jeden Fluchtversuch, und der dänische Gesandte, welcher, glücklich aus dem Gemache des Zaren entschlüpft, den Mastbaum eines Schiffes erkletterte, sich vor dem allzugütigen Gastgeber zu retten, sah sich von Sr. Majestät verfolgt,

welcher, das gefüllte Glas zwischen den Zähnen haltend, mit der Geschwindigkeit eines Eichhorns gleichfalls bis an den Mastkorb hinankletterte, wo dann das arme Opfer dem fürchterlichen Schoppen natürlich nicht mehr entrinnen konnte. Solche Vergewaltungen werden auch von anderen Zeitgenossen Peters bestätigt. Böswillige Verleumdung jedoch ist es, wenn derselbe Justus Juel Peter I ausserdem des Geizes und der Habsucht beschuldigt und den grossen «Despoten Russlands» verdächtigen will, den Staatsschatz geleert und den Raub mit Menschikow getheilt zu haben. Den ausländischen Gesandten, welchen der glänzende Hof Ludwig XIV noch in Erinnerung vorschwebte, und die gewohnt waren, äusseren Glanz und Pomp allein als Zeichen der Grösse zu betrachten, mochte der Zar in seinem abgetragenen Kaftan und seinen unscheinbaren Palästen wohl wenig Respekt einflössen, und sie mochten seine Verachtung augenblendender Pracht für Knauserei ansehen; Peters «Briefe und Papiere» widerlegen auch diese Beschuldigung. Der Mann, welcher persönliche Verdienste, überall, wo er sie fand, so gern und so kaiserlich belohnte; der Mann, welcher von der Theilung Polens nichts hören wollte, weil er sie für ein sündhaftes, Gott missfälliges Vornehmen hielt; der Mann, welcher, um seinem Lande bessere Gesetze geben, seinem Volke ein wirklicher Helfer werden zu können, das ganze Reich, von Archangel bis Baku, von der Newa bis an den Ural durchkreuzte, und zwar nicht wie freie Bojaren mit Proviantfuhren, grossem Gefolge und allem erdenklichen Comfort, sondern in bescheidenem Cabriolet, begleitet von nur zwei Denschtschiks; der Mann, welcher den Altgläubigen und Sektirern Freiheit liess, Gott auf ihre Weise anzubeten, weil, wie er sich äusserte, Gott den Königen zwar Macht gegeben hätte über die Völker, nicht aber über deren Seelen, darüber nur Jesus Christus Richter sei — ein solcher Mann konnte unmöglich ein Geiziger, Habsüchtiger und ein Despot im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein.

Der dunkelste Schatten auf dem grossen Namen Peters I war und ist bis heute das traurige Loos seines Sohnes. Das alte con-

servative Russland fand neben so Manchem, was es dem «Abtrünnigen und dem Tyrannen» zur Last legte, in seinem Verfahren mit dem Cäsarewitsch Alexei den gewichtigsten Stein, welchen es gegen den verhassten Reformator Russlands schleuderte. Wir aber wissen, dass Peter I sich erst nach langem und erfolglosem Kampfe mit den niedrigen Neigungen seines Sohnes zum Aeussersten entschloss. Er sah sich vor die grausame Alternative gestellt, entweder die ganze Zukunft seines Landes oder seinen Sohn zu opfern. Für einen so fanatischen Patrioten, wie Peter der I war, konnte die Wahl nicht anders entscheiden, als sie entschied! Nichts konnte dem Zaren, der fünfundzwanzig Jahre lang keinen lieberen Wunsch, kein höheres Streben gekannt hatte, als die Entwickelung und die zukünftige Grösse Russlands, und der in dem Streben nach diesem Ziele seine ganze reiche Kraft eingesetzt hatte, nichts konnte ihm unerträglicher sein als der Gedanke, ja, die feste Ueberzeugung, sein unwürdiger Nachfolge werde mit kindischer Hand sein grosses Werk zerstören. — Die Pläne des Cäsarewitsch, welcher ganz unter dem Einflusse der dem Zaren so feindlich gesinnten Geistlichkeit stand, waren seinem Vater nur zu gut bekannt. Die kaum geschaffene Flotte vernichten, Petersburg aufgeben und Moskau wieder zur Hauptstadt erheben, alle Schulen schliessen, alle Mitarbeiter Peter I hängen lassen; die Geistlichkeit zu ihrer früheren Macht und die alten barbarischen Sitten wieder zu Ehren bringen — das war so ziemlich das Regierungsprogramm der Zukunft für den Cäsarewitsch, welcher mit solchen Plänen einzig aus Furcht vor dem Zaren hinter den Bergen hielt, so lange der Zar lebte. Peter I indess durchschaute den Sohn vollkommen, und er liess keine Mittel unversucht, dessen Gesinnungen zu ändern. Wer dieses tragische Capitel der Regierungsgeschichte Peter I liest, der muss sich lebhaft hineindenken können in den furchtbaren Seelenkampf des Zaren und kann ihm sein tiefes Mitgefühl nicht versagen. Es musste eine erschütternde Scene sein, als Peter, aller vergeblichen Besserungsversuche müde, den Cäsarewitsch vor sich forderte und ihm kurz und klar die Wahl stellte, entweder

sein Mitarbeiter an dem Werke der Reformirung Russlands zu werden, oder aber allen Ansprüchen auf den Thron zu entsagen. Die Antwort Alexeis, er zöge es vor, in ein Kloster zu gehen, traf den Zaren so in das Herz, dass er gefährlich erkrankte. Kaum genesen, schreibt er seinem Sohne:

«Glaube nicht, dass, weil du mein einziger Sohn bist, ich dich durch leere Drohung habe einschüchtern wollen. Ich halte mein Wort gewiss und wahrhaftig, denn für mein Vaterland habe ich meines eigenen Lebens nie geschont, wie sollte ich also das eines Nichtsnutzigen, wie du bist, schonen?»

Er hoffte, dieses ernste Wort, ja fast möchte man sagen, dieser ehrliche Schwur, würde den Halsstarrigen zum Nachgeben zwingen. Statt dessen beharrte der Cäsarewitsch auf seiner Absicht, in das Kloster zu gehen. Grausamer konnte er den Peter nicht verletzen und zugleich nicht tiefer sinken in der Achtung des Zaren. Wusste Peter I doch, dass ihm hier nicht Starrsinn, Trägheit und Feigheit allein entgegentraten, sondern auch Tücke und Hinterlist. Das Kloster sollte dem künftigen Nachfolger Peter I nichts weiter sein als ein zeitweiliger Zufluchtsort, dahin er sich vor dem despotischen Drängen seines Vaters rettete. Im ersten günstigen Augenblicke konnte die Mönchskutte ja wieder abgestreift werden. «Sie ist ja dir nicht auf den Leib festgenagelt» trösteten ihn seine Gesinnungsgenossen, die zu Trotz und Widerstand anstachelten.

Noch einen Versuch machte Peter, in der Seele seines Sohnes edlere Regungen zu wecken. Er übertrug, selbst den Feldzug gegen Karl XII von Schweden unternehmend, dem Cäsarewitsch die Vertheidigung Moskaus. Wie aber erfüllt dieser den ihm gewordenen so ehrenvollen Auftrag? Er schrieb seinem Beichtvater: «Wenn die Armee meines Vaters den Schweden nicht zurückschlägt, wie kann ich dann Moskau halten?» und bat zugleich denselben Beichtvater, einen verborgenen Ort ausfindig zu machen, wo er seine eigene Person in Sicherheit bringen könne. Darauf beschränkten sich die Massregeln, welche er zur Vertheidigung der alten Zarenstadt nahm.

Und das war der Mann, welcher nach Ableben Peters I den Thron des reformirten Russlands besteigen sollte!

Es mag dem Zaren wahrlich schmerzlich genug gewesen sein, die Unfähigkeit seines eigenen, seines einzigen Sohnes so an den Pranger der Oeffentlichkeit zu stellen, allein Wahrheit und Gerechtigkeit gingen ihm über alle persönlichen Gefühle und Rücksichten.

«Ein Fremder, der es ehrlich meint, ist mir lieber als ein eigener, aber unwürdiger Sohn» — mit diesem bemerkenswerthen Worte schliesst des Zaren letztes Schreiben an seinen Sohn.

Als Opfer des väterlichen Despotismus erweckte der Cäsarewitsch Alexei das Mitgefühl seiner Zeitgenossen und erweckt er noch heute die Sympathien einer urtheilslosen Nachwelt, die in ihm den unschuldig Verfolgten, den Märtyrer sieht. Die Geschichte hingegen schildert ihn uns als einen feigen und herzlosen Charakter, welchem sich slavische Trägheit mit byzantinischer Heimtücke verband. Nichts aber musste der freimüthigen, offenen und geraden Natur Peters des Grossen antipathischer sein, als gerade solch ein Feind. Er hätte einen offenen und energischen Protest eher verziehen, als solch heimlichen passiven Widerstand. Hatte es die ausländischen Gesandten doch schon oft in massloses Staunen versetzt, wie kühn und unerschrocken die Unterthanen des Zaren mit diesem über die verschiedensten Dinge stritten und streiten durften. Es hatte Jeder Zutritt zu ihm, es fand Jeder bei ihm ein offenes Ohr für seine gerechte Klagen, seine vernünftigen Bitten. Drechsler und Tischler theilten ihm ihr Anliegen in einfachen Briefen mit, Schiffszimmerleute und Schmiede sassen in den Feierstunden harmlos plaudernd neben ihm auf irgend einer Bank des Sommergartens, bescheidene Handwerker luden ihn ein zu ihren Hochzeiten und Kindtaufen. Er nahm Theil an ihren Vergnügungen, aber auch an ihren Kümmernissen, und zo manchem niederen Diener des Zaren ward von ihm die letzte Ehre erwiesen.

Wenige nur gab es unter den Zeitgenossen, welche sein Herrschergenie anerkannten, wenige unter den späteren Generationen, welche

neben seinem gigantischen Geiste auch seine Grösse als Mensch bewunderten, und doch ist es vor Allem diese, welche das Andenken des Zaren Peters I dem Herzen des Volkes theuer macht.

Wie freundliches Immergrün zwischen starrem Gemäuer und zarte Blumen aus Felsspalten, so sehen wir in den «Briefen und Papieren» Peters des Grossen zwischen Bergen trocknen Materials, zwischen all den Traktaten, Reglements und Ustawen immer wieder das frische lebendige Gefühl eines warmen Herzens hervorbrechen, lesen wir Worte der Freundschaft, der Liebe, des Edelsinnes. Und vor dem geistigen Auge des Lesers steht die Gestalt des Zaren da in neuer, in schönerer Beleuchtung. Ja, schöner und beredter als die Denkmäler, welche ihm sein Volk errichtete aus Erz und Stein, ist dasjenige, welches der grosse Zar sich selbst gesetzt hat, ein Denkmal, wie dasjenige, welches Puschkin im Sinne hatte, als er von seinen unsterblichen Werken sagte:

Я памятникъ себѣ воздвигъ нерукотворный,
Къ нему не заростетъ народная тропа.

Nachtrag. Noch ehe Vorstehendes dem Drucke übergeben wurde, fand auf dem Strandgute Lachta die feierliche Einweihung der obenerwähnten, auf freiwilligen Opfern gegründeten und unter energischer Betheiligung des Contre-Admirals A. J. Petrow in kürzester Zeit erbauten Petri-Kirche statt. Der Metropolit Palladius selbst vollzog am 31-sten Juli die heilige Handlung. Es war ein unbeschreiblich ergreifender Augenblick, als nach der Messe in der Kirche auf dem grossen Platze vor derselben das Tedeum abgehalten wurde. Die Mittagssonne strahlte vom Himmel blendend nieder auf die grünen Kuppeln und goldenen Kreuze des neuen Gotteshauses, auf Kirchenfahnen und Heiligenbilder, auf die versammelte hohe Geistlichkeit in goldstrotzenden Messgewändern und auf unabsehbare Volksmassen, welche entblössten Hauptes die Barriere umdrängten. «Ewiges Andenken unserem grossen Monarchen, dem in Gott ruhenden Zaren

Peter I,» intonirte zum Schlusse der dröhnende Bass des Diakonus. «Ewiges Andenken! ewiges Andenken!» fiel der herrliche Chor der erzbischöflichen Sänger rührend, bittend, mahnend ein, und «ewiges ewiges Andenken! pflanzte sich, eine aus tiefstem Herzensgrunde gegebene feierliche Versicherung, das Wort von Mund zu Mund, bis die Töne, schwellend, wachsend und zu mächtigem ergreifendem Volksgesange werdend, ihre Wellen hinüberschickten über Wiese und Feld, und den sandigen Strand, wo über der saubern Petri-Capelle die einsame alte Fichte rauscht, die treue Hüterin einer rührenden Tradition von dem Zaren Peter I.

Gedichte

von

Carl Leonhard von Hahn.

Mein Heimatland.

O Eiland du, im Schooss der Wogen
Von Muscheln bunt und Sand umzogen,
Wo zwischen Steinen, schöpfungsalt,
Des Frühlings grüner Teppich wallt;
Gesegnet sei, wo du gekannt,
Mein Heimatland!

Vergessen in der Länder Reihe,
Gab Gott Dir doch die schönste Weihe:
Den Aether, der mit Zauberkraft
Der Menschenbrust Genesung schafft;
Es segnete, wer Dich gekannt,
Mein Heimatland!

Den engen Raum der dunklen Hütten,
Wo noch der Väter Art und Sitten,
So weit des Wandrers Auge dringt,
Der Saaten goldnes Band umschlingt,
Gesegnet von des Herrn Hand,
Mein Heimatland!

Fern von dem buntem Weltgeräusche,
Oase du im Wogenspiele,
Im Herzen trag ich tief Dein Bild,
Das ewig treu und lieberfüllt
Dich segnet bis an Grabesrand,
Mein Heimatland!

Einer Mutter.

Ich sehe Dich in Schmerz versenkt
So hoffnungslos die Hände ringen,
Das höchste was das Leben schenkt,
Dein Vöglein mit gelähmten Schwingen,
Ruht vor Dir und vergebens rinnt
Die Thräne um's geliebte Kind.

Er blühte wie das Morgenroth,
Dein holder engelgleicher Knabe,
Was fragt darnach der finstre Tod,
Er sammelt seinem rauhen Grabe:
Ob Blüte oder welker Zweig
Das gilt der scharfen Sense gleich.



Studie von G. v. Borhmann.

Wir alle müssen ja hinab,
Und jedes Herz muss einmal scheiden,
Umwandle Deines Lieblings Grab
Und lass mit Blumen es umkleiden,
Wie lange und Du ruhst vereint
Mit ihm, den trostlos Du beweint.



Gedicht

von

U.

Der stille, klare Bergsee
In tiefem Frieden ruht,
Ein letzter Strahl der Sonne
Vergoldet seine Flut.

Es schauen der Felsen Häupter
So träumerisch hinein,
Der Gipfel zack'ge Spitzen
Umspiegelt der Abendschein.

Die Ferne schwimmet im Nebel,
Der leicht herniederwallt,
Es singen leis die Vögel
Im wilden Tannenwald.

Der Wind haucht warm und linde,
Durch meine Seele zieht
Ein Klang aus jenem alten
Schmerzvollen Sehnsuchtslied.

Einige Aphorismen

aus den Briefen des Verfassers der «Erinnerungen eines alten Mannes.»

Von **W. v. Kügelgen.***)

Mai 1850.

. . . Man muss Frömmigkeit nicht mit Theologie verwechseln. Ein alter italienischer Gelehrter sagte: die Philosophie sucht, die Theologie findet, die Religion (Frömmigkeit) hat die Wahrheit. Das Bischen, was wir von der Wahrheit wirklich haben, das möge uns Gott erhalten und mehren . . .

Es schien ein harter Bann auf Dir zu liegen, wie er auch oft auf mir liegt. Untreue oder Unglauben — einerlei, man geht geknechtet einher und hat kein fröhliches Aufschauen. Wir mögen wohl selbst schuld daran sein, haben von dieser Schuld aber oft

---

*) Aus dem reichen Briefschatz, der in der gesammelten Correspondenz W. v. Kügelgen's erhalten ist, aber wohl erst in einigen Jahren in einer Auswahl veröffentlicht werden wird, theilen wir hiermit einige Bruchstücke mit, in der Hoffnung, dass alle Freunde der schon in so vielen Auflagen verbreiteten «Erinnerungen» ihre Freude auch an diesen Äusserungen eines eigenartigen und bedeutenden Geistes haben werden.

kein Bewusstsein und glauben Gewalt zu leiden von einer unwiderstehlichen Macht. Selig aber sind wir, wenn wir in solcher Abtrünnigkeit keinen Frieden finden und die Seele sich bewusst bleibt, dass sie in der Finsterniss, der sie verfallen, nicht zu Hause ist. Dann werden wir wieder herausgerissen, wie es auch Dir ergangen ist, und unser Heil wird von Neuem in unsre Hand gelegt. Mit jeder solchen Regung und Aufrichtung, die wir von der Gnade erfahren, empfangen wir auch ein neues Pfund, mit dem wir wuchern müssen und somit lass uns treu sein. Treues Halten an dem Wege, den man als den Weg der Wahrheit erkannt hat, ist der Kern und das ganze Geheimniss des Christenthums. Die Treue aber giebt Er und will darum gebeten sein. Manchem scheint eine solche Auffassung selbstgerecht zu sein, aber einerlei, wenn sie nur treu sind, so mögen sie dabei denken, was sie wollen. Sind sie dagegen untreu, so sind die schönsten und tiefsinnigsten Theorien, die sie daneben haben mögen, ganz überflüssig. Wo uns Gott wirklich hilft, da hilft er uns alle Mal durch einen Entschluss. Was wir ausserdem für Hilfe halten mögen, ist nur eine vorübergehende Nervenerregung. Nach solchen blossen Rührungen fallen wir in der Regel noch tiefer in den Dreck. Nach dem Entschluss fallen wir freilich auch wieder, aber das Leben eines Christen ist eine immerwährende Auferstehung. Bei einer Auferstehung indessen bleibt man nicht liegen, sondern steht wirklich auf, um sich nie wieder hinzulegen — und das ist das Wesen des Entschlusses. Uebrigens ist hier auf Erden kein Himmel und selig sind wir eigentlich nur in Hoffnung. Drüben erst wird unser Christenthum sich vollenden und erst dann, wenn wir das Sterbliche ausgezogen, können wir mit Heiligkeit oben verklärt werden. Hier sind wir eben arme Sündenwürmer, aber desswegen wollen wir doch nicht der Sünde Knechte sein und dürfen es nicht dulden, dass wir keinen Willen gegen sie behalten. — Es sollte jeder einen Beichtvater haben und offen bekennen, so würden wir manches Joch leichter abschütteln. Steht man ganz allein, so ist es oft unmöglich.

Mai 1850.

. . . Ich war damals, als ich Deinen Brief empfing, in Herrnhut und erquickte mich an dem einfachen Glaubensleben der Gemeinde. Dort lernt man wirklich begreifen, welch ein unschätzbares Gut das Christenthum auch für die Massen werden kann und wie gesund die Gesellschaft sich gestaltet, wenn es von dieser zum gestaltenden Prinzipe gemacht wird. Diese Herrnhutschen Gemeinden sind die einzigen Punkte in Deutschland, die von dem Wahnsinn und Gräul der Revolution nicht berührt worden sind. Sie haben in diesen unruhigen Zeiten im tiefsten Frieden ihre Arbeit gethan und ihren Gott angebetet nach wie vor. Blühender Wohlstand, Zufriedenheit, Anmuth des Lebens sind ihr Theil, während die weltlichen Gemeinden mehr oder weniger alle den Krebs der Unzufriedenheit, der Verarmung und Verzweiflung im Herzen tragen, Krankheiten, von denen sie sich heilen wollen durch Umgestaltung ihrer Institutionen. Sie sehen aber nicht ein, dass die erste, nothwendigste Umgestaltung eine innere sein müsse und dass sie eben ganz so werden müssten, wie die dummen und verachteten Herrnhuter, um gleicher Segnungen theilhaftig zu werden. . . .

Mai 1855.

(Professor Schuberts Biographie.) . . . Schuberts Jugend fällt in die Zeit des wichtigsten wissenschaftlichen Aufschwungs, den Deutschland je gehabt hat. Es waren damals vielleicht die letzten und gewaltigsten Regungen der Genies unserer Nation, sie glichen aber damals dem Erwachen eines schönen Frühlings. Nun ist es freilich aus und das deutsche Volk scheint wie die Engländer im Nationalismus zu ersaufen. Die Morgenstunde der Illusionen ist vorüber und es ist schwüler Mittag, wenns nicht etwa Nacht ist; wer kann das wissen. Auch ist mir in Schubert das liebenswürdige Christenthum unserer Jugend wieder entgegengetreten, wo nach der Confession nicht gefragt wurde und wo es sich weniger um Theorieen, als um Herzensänderung handelte. . . .

Januar 1856.

. . . Ich sehe, Du trägst manches reelle Kreuz auf Deinen breiten Schultern und Gott gebe Dir dazu die nöthige Kraft und Frische. Mit mir geht es oft durch Dick und Dünn, recht durchs Gestrüpp, aber ich denke alles, was wir dazu thun können, ist, dass wir nicht verdriesslich werden. Das hängt freilich auch theilweise von der Beschaffenheit unserer Eingeweide ab, aber doch ist das der Unterschied zwischen einem Christen und einem Unthier, dass ersterer kein Sclave seines Darmkanals werden darf. Uebrigens, das was einen eigentlich niederdrückt, das sagt man nicht: ich thu' es nie und du wirst wohl auch den dicksten Bissen für Dich behalten haben. Ueber das unausgesprochene Leiden schwingt man sich dann in guter Stunde leichter weg. Mir fällt so oft mein Confirmationsvers ein: «Soll's mir hart ergehn, lass mich feste stehn, und selbst in den schwersten Tagen niemals über Lasten klagen, denn durch Dornen hier geht der Weg zu Dir.» Zu ihm gehen wir, zu unserem Heiland und Erlöser, Du und ich, und anderswo wollen wir doch gewiss nicht hin. Wir finden aber den Weg leichter, wenn wir Fremdlinge sind in dem Lande, wo wir wohnen. Du bist so ein rechter Fremdling, da oben unter den Esten, wie man sich nur einen malen könnte, das muss wahr sein, und Du musst's manchmal fühlen. So kralle dich denn recht fest an deinen Wanderstab und freue dich des Bewusstseins, dass du heim gehst. Ich passe mit meiner Landsmannschaft auch nirgends hin. Für einen Anhaltiner lässt man mich hier allenfalls gelten, wie die Fledermaus für einen Vogel, sonst gelte ich auch für einen Russen, Sachsen oder auch Rheinländer. Ob es die Juden, die doch einem geschlossenen Gemeinwesen angehören, in dieser Hinsicht leichter haben, weiss ich nicht. Wenn wir Nahrung und Kleider haben, sollen wir uns genügen lassen; wenn wir aber beides nicht ganz genügend haben, wie gebe ich mit meinem Familienkörper, so müssen wir uns auch genügen lassen und zwar aus dem Grunde, weil der Verdruss nichts bessert. . . .

. . . Der erste Schnee versetzt mich immer allsogleich nach Estland in den Morgen meiner Jugendjahre, umdämmert mich zauberhaft. Ich rieche sogar in diesem Augenblick den scharfen Geruch von Leder, Mist und Pferdeschweiss an den Krügen und sehe die halbwilde Wirthschaft der dunklen geräucherten Gestalten mit weissen, verwühlten Haaren. Ach wie tief steht doch die Vollendung der Civilisation unter ihren Anfängen! Ueberhaupt liegt auch im Werden ein Reiz, das Gewordene ist nie was anderes als der Tod. Deutschland musst Du Dir nicht mehr denken, wie es in unserem Jugend war, wo man in den Mittel-Gasthöfen noch weisse Wände fand und Kalbsbraten mit Pflaumen zu essen kriegte, und wo die anständigsten Leute mit sog. Gelegenheiten auf dem Wege zwischen Dresden und Leipzig zwei volle Tage verbrauchten. Jetzt braust man nach allen Seiten hin mit den verdammten Eisenbahnen in Gesellschaft von Tausenden und tritt in Palästen ab mit vergoldeten Wänden, seidenen Gardinen, umschwärmt von verhungerten Kellnern, und wenn man sich zu Tische setzt, so ist es selten unter 8 Schüsseln. Der Reichthum geht in die Hände der Wirthe und Fabrikanten, Staatsdiener und Handwerker hungern und die Arbeiter verhungern oder wandern aus, 100,000 in diesem Jahre allein über Bremen und Hamburg. Vielleicht ebenso viel über holländische und niederländische Häfen. Dabei bittere Feindschaft der Armen gegen die Reichen, der Niederen gegen die Vornehmen, allgemeine Unzufriedenheit Aller mit Allen. Leere Kirchen — übervolle Bier- und Weinhäuser — wie sollte da der Krieg ausbleiben! Meine Liebe greift nach dem zurück, was vergangen ist, die Gegenwart ist blutarm und die Zukunft ist schwarz und bitter, wie der Tod. . . .

November 1859.

. . . Dass ich's in Hoym recht einsam habe, ist keine Lüge; doch pflegte mein s. Roller zu sagen (als er keine Frau kriegen konnte): selig der Mann, der mit seiner Pfeife allein ist; und das bin ich hier den ganzen Tag. Ich würde also auch ohne Deine

Briefe nicht verzweifeln. Nun aber kommst Du noch dazu mit Deinen geistvollen Schreibereien und steigerst jene Seligkeit sehr wesentlich. — Dass die Leute am Hof nicht bloss nach ihrem Werth, sondern auch nach Stand und Rang geehrt werden, was Du beklagst, kommt mir doch insofern sehr zu Statten als ich Kammerherr bin. «Behandle Jeden nach Verdienst (sagt Hamlet) und wer ist vor Schlägen sicher.» Wär ich auch Lessing und Coreggio, und sollte am Hofe leben, ich tauschte nicht mit mir. D. h. ich Kammerherr tauschte nicht mit mir Coreggio oder Lessing. Wenn Du's noch nicht verstehst, so seien Dir die neun Musen gnädig. Die Werke der Genies sucht man aus Eitelkeit und Prahlerei zwar zu goutiren, die Genies selber aber, wenn sie weiter nichts sind, ekelt man sich zu berühren. Die Englische Aristokratie hat es der Königin Victoria nie verziehen, dass sie einmal quatre-mains mit Thalberg spielte. Mit mir hätte sie blinde Kuh und alles spielen können, was Ihrer Majestät beliebt hätte. Am Hof gilt nur die Ehre, die der Fürst beilegt, sie ist das hochzeitliche Kleid, das er verlangt; wer seine eigene Ehre geltend machen will, der wird in die äusserste Finsterniss gestossen — und sind dies fast erschreckende Aehnlichkeiten der Höfe mit dem Himmelreich. Dem denke nach, so wirst Du finden, dass alles in der Ordnung, oder wie Hegel sagt, dass das Wirkliche vernünftig ist . . .

November 1859.

. . . Was die St. Schillerfeier anlangt (wie sie das Volksblatt nennt) so las ich in der Zeitung, dass in Petersburg allerdings einige Anläufe dazu genommen waren; in Eure Hinterwälder wird aber davon wohl nichts penetrirt sein. In Deutschland war's ein Wahnsinn, eine abgöttische und tobsüchtige Verehrung, ein wahrer Baaldienst, wie es selbst der Prinz von Preussen gegen den Hofrath Schneider zu bezeichnen sich gedrungen fühlte. Es war ein allgemeiner Enthusiasmus, der um so weniger gerechtfertigt war, als Schiller nichts weniger als ein Volksdichter ist, als die Theater leer stehen, wenn seine Stücke gegeben werden, und die Massen ihn bei

ihrem Jubel hin und wieder mit dem Freischärler Schill verwechselten. Der arme Schiller! «Dumm gelobt und dumm getadelt und zuletzt auch noch geadelt» sang schon vor 30 Jahren ein mitleidiger Dichter von ihm, und jetzt musste er vielleicht von seinem Stern herab zusehen, wie ihn Kinkel in seiner Londoner Festrede mit Luther und Robert Blum in eine Latwerge zusammen knetet. Schiller selbst sagt im Demetrius: «Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn. Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.» Und von dieser unsinnigen Mehrheit muss sich der grosse Dichter nun so anblöken lassen. In Berlin war die Verehrung der Mehrheit auf dem Gensdarmen-Markte so ausserordentlich, dass eingehauen werden musste und etwa 80 schöne Seelen in die Hundelöcher wanderten. Von Potsdam dagegen schreibt A.: «Hier merkte man wenig (d. h. auf den Strassen.) Maria und ich gingen gegen Abend aus, in der Hoffnung auf die angekündigte Illumination. Aber es war nichts als bekränzte Schillerköpfe in den Schaufenstern. In dem einen aber stand ein grosses Transparent:

Wenn Schiller hoch vom Firmament
Als Mittagssonne nieder brennt,
So werden Körner selbst zu Spreu
Der Dichterlinge Gras zu Heu
Und selbst der wilde Göthe
Wird Schillers Morgenröthe.

Wir kamen nach Hause und declamirten es mit Begeisterung.» — Der Ballenstedter Feier bin ich dadurch entgangen dass, ich in Hoym wohnte; sie war aber bloss auf das Theater beschränkt und ist sehr angemessen verlaufen. Die grosse neunte Symphonie von Beethoven mit dem Liede an die Freude vom Singverein vorgetragen, war die Hauptsache; dann Tableaux, eines aus jedem Drama; endlich die Festrede, gedichtet und vorgetragen vom Maler J., in welcher Unschickliches und Anstössiges nicht bemerkt wurde, weil kein

Mensch ein Wort verstanden hat. — An und für sich wäre es recht rührend gewesen, wenn wir unserem grossen Dichter, den wir bei Lebzeiten fast verhungern liesssen, unsere Werthschätzung noch nachträglich darbrächten; aber es war alles Humbug, nichts als eine Demonstration der Liberalen, welchen es in den Sinn kam in diesem ihnen so unähnlichen Mann ihren Vorkämpfer zu feiern. Die politischen Phrasen in Don Carlos sind es, denen der Dichter solche Sympathien verdankt. Aber der Schillersche Liberalismus war zu seiner Zeit vollständig gerechtfertigt, er war ein anderer als der moderne und heut zu Tage würde derselbe Mann wahrscheinlich conservativ sein. . . .

Mai 1861.

. . . Werden wir auch, wenn wir drüben in der Ewigkeit sind, noch lieben können, was wir hier geliebt? «Die Liebe höret nimmer auf» aber sie hört doch auf, sobald das Geliebte uns nicht mehr liebenswürdig erscheint. Man liebt dann höchstens noch, wie Rousseau an seinen elenden amis, die Erinnerung an ehemalige Illusion; eine Schwäche, die seligen Geistern nicht zuzutrauen. Ich rede albern. Sobald wir vor der Ewigkeit stehen, hören alle Begriffe auf. Der Weg dahin ist uns offenbart, nicht aber die Sache selbst, nicht was unser drüben wartet, ausser im guten Falle eine Gemeinschaft, die freilich alles sonst noch Erträumbare aufwiegt — und, dass die Thränen aufhören werden und das Geschrei und die Geschlechter. . . .

Juni 1861.

. . . Auf eine andere Frage habe ich zu sagen, dass ich für meine Person wohl an eine Verdamniss in der Ewigkeit, nicht aber eigentlich an eine ewige Verdamniss glauben kann, wenn dies, nämlich in etwas anderem als in Vernichtung bestehen soll. Es ist übrigens etwas anderes, nicht an etwas glauben können oder überzeugt sein, dass es nicht ist. Ich überlasse diese Sache Gott meinem Herrn und bin nur davon überzeugt, dass er niemanden bloss deswegen geschaffen hat, um ihn ewig zu verdammen. Sobald ich diese

reformirte Ueberzeugung hätte, würde ich mich selbst für einen solchen Giftpilz halten und dem Teufel dienen. —

Ich stimme auch darin mit Dir überein, dass ich das alte Testament, d. h. seinem einfachen Wortverstande nach, nicht durchgängig für Gottes Wort halte, wenn ich auch annehme, dass die Verfasser vom Heiligen Geist getrieben geschrieben haben. Löhe und Harms in Hermannsburg sind sicher auch vom Heiligen Geist getrieben, sprechen aber dessen ungeachtet manchen ungereimten Satz aus, ja sind sogar dem Irrthum unterworfen. Harms lässt sich zum Beispiel von Jedem, der das Heilige Sacrament bei ihm geniessen will, in die Hand versprechen es niemals wieder in einer uniirten Kirche oder von einen uniirten Pastor zu empfangen. Was vom alten gilt auch vom neuen Testament. Manche verwirrende Sätze des Paulus z. B. sind nur zu entwirren, wenn man Schwäche und Unvollkommenheit menschlicher Ausdrucksweise annimmt. Doch gestatte ich dem Unglauben kein Urtheil in der Sache, sondern nur dem Glauben, der Alles geistlich richtet. Nur in so weit wir selbst den Heiligen Geist haben, mögen wir verstehen, was die Leute gemeint haben, die vom Heiligen Geist getrieben ihre stotterhafte Rede führten. — Die evangelische Kirche fand sich genöthigt ohne Papst und Concilien die Heilige Schrift in jedem einzelnen Wort als souveräne Norm anzunehmen. Doch nimmt heutzutage kein gelehrter Theologe, auch nicht der orthodoxeste, mehr die alt-protestantische Inspirationslehre an. — Von der Kirche wollt ich noch sagen, dass uns're Zeit nicht kirchenbildend ist. Halte daher ein Jeder was er hat: die Auflösung und der Uebergang in freie Gemeinden (wie Altlutheraner und Irvingianer) wird immer früh genug kommen. Eine Zeit der allgemeinen kirchlichen Befriedigung ganzer grosser Völker durch alle ihre Schichten wie im 13. Jahrhundert, wird wohl nie wiederkehren, aber deswegen sollen wir nicht leichtsinnig wegwerfen, was wir noch haben . . .

April 1866.

. . . «Was Du von Deiner Glaubensschwäche sprichst, das trifft auch mich, doch denk ich auch mich an meinen Heiland anzuklammern bis zu meinem Tode. Jeder Mann muss sich nur hüten, das Christenthum a priori, (d. h. abgesehen von den Erfahrungen) zu beurtheilen, sich vielmehr an die Erfolge halten, an die selige Freude derer, die zum Glauben kommen und durch welche auch wir doch ab und zu gestärkt worden sind . . . Beweisen kann man nichts. Es wird nur Gleiches von Gleichem erkannt. So kann also auch das Christenthum, in welchem sich uns das höchste Gut offenbart, nicht objective Wahrheit sein, die wir doch nicht erkennen und begreifen würden, sondern es ist uns vielmehr nur ein unserem Anschauungsvermögen analoges Bild gegeben, in welchem wir die Wahrheit zu erhoffen haben. Man könnte vielleicht sagen, das Christenthum wäre eine Parabel. Ich setze den Fall, die Sache, um die es sich handelt, sei ein Dreiklang — Du aber bist taub. Da offenbarte er sich Deinem Auge in der Tricolore des Regenbogens. Den Klang würdest Du in der Farbe erfassen und Dich seiner freuen, ohne dass Du doch das Original des Bildes erkenntest. Was mich heut zu Tage irret, ist das jetzt beliebte, unausgesetzte an die Oberfläche-Pumpen des Dogmas, das seiner Natur nach auf dem Grunde liegen soll, und das Befestigen desselben mit Mundleim. Die Christenheit wird überfuttert mit Erkenntniss, die bei Schafsköpfen leicht in geistliche Hoffahrt, bei gescheuten Leuten aber in Unglaube ausschlägt. Auch wird die beste Wahrheit absurd, wenn man sie auf die Spitze treibt und in alle Consequenzen verfolgt, besonders wenn man es mit einem Bilde zu thun hat, da sich von einem solchen mancherlei aussagen lässt, was auf das Original nicht passt. Lässt man den Gesammteffect des Bildes ruhig auf sich wirken, ohne es zu zergliedern und seine Farben chemisch zu analysiren, so wird man die Meinung am besten erkennen. Es kommt aber der greuliche, irremachende Zank unter den Gläubigen daher, dass man sich in das Wissen von Dingen vertieft, die Niemand weder nach Vernunft, noch nach Offenbarung wissen

kann. Z. B. Trinität, Natur Christi, Abendmahl, Taufe, Himmel, Hölle, Auferstehung des Fleisches, Gnadenwahl, Wiederbringung u. s. w. Wenn lieber sehr viel mehr von Heiligung zu merken wäre, die nicht in dogmatischen Eruditäten, sondern in der Nachfolge Christi liegt, so würde man vielleicht weder äussere noch innere Mission brauchen, oder dieselben sich doch sehr erleichtern. Der Wandel der Christenheit würde genügen. Nun, Gott sei Dank, bei den wenigen Christen, deren Glauben nicht bloss Rechthaberei ist, sondern wahrhaftige Busse und Beugung ihres selbstischen Wesens unter die Gnadenhand Gottes, ist ja dieser Wandel noch vorhanden und er ist und bleibt uns ein wesentliches Zeugniss für die Wahrheit des Christenthums, das solche Himmelsfrucht an ihnen zeitigte. Wenn ich dagegen (namentlich an mir selber) bei christlichem Bekenntniss unchristlichen Wandel finde, so ist mir das eine harte Glaubensprüfung» . . .

Gedicht

von

Fr. P.

Es war ein Traum.

Mir träumt, ich sei im Kampf gefallen
Nach endlos langem, heissem Streit;
Verstummt des Streites Lärm und Hallen
Und milde Ruhe weit und breit;

Und mit der Stille, die hienieden
So lang' vergebens ich ersehnt',
In's Herz, ins müde, zieht der Frieden
Und aller Zwiespalt ist versöhnt;

Und meines Lebens schwerste Kette,
Des Zweifels Qual, des Irrthums Bann,
Als ob ich nie gezweifelt hätte
Und nie geirrt, — zerfiel, zerrann;

Ich seh's in ungeahnter Klarheit,
Erhoben über Zeit und Raum:
Ich fiel im Kampfe für die Wahrheit
Und für das Recht. — — — —
— — — — Es war ein Traum.

Marienburg, November 1890.



Gedichte

von

Chr. Mickwitz.

I*).

Der Mann ist einsam, der, von den Genossen
Der Jugend und des Blutes losgetrennt
Und fern der Heimath, die ihn nicht mehr kennt,
Ein Leben führt allein und abgeschlossen.

Die um ihn stehn, aus andrem Stamm entsprossen,
Missachten, was er nur mit Ehrfurcht nennt,
Und das, wofür sein ganzes Herz entbrennt,
Wird mit des Spottes Lauge übergossen.

Fürwahr, ein solches Loos ist zu beklagen!
Doch zehnfach schwerer drückt des Schicksals Hand,
Wenn in die weite Fremde hin verschlagen

*) Bereits abgedruckt in der «Nordischen Rundschau», Band II. Heft 6. Reval, 1884.

Ein ganzer Stamm, vereinsamt und verkannt,
Verurtheilt ist, den schwersten Fluch zu tragen,
Den Fluch, zu leben ohne Vaterland!

II.

Birkenbaum
Schwankt im Winde
Mit der Rinde
Weiss wie Schaum.

Ernsten Kleid's
Träumt die Tanne
Stumm im Banne
Tiefen Leids.

Sturmumschnaubt
Trotzt dem Streiche
Stolz der Eiche
Kronenhaupt.

III.

Die Menschen kommen und gehen,
Es trennt uns Zeit und Raum
Das Denken ersetzt das Sehen,
Bis still es erblasst zum Traum.

Und wenn auch die Träume verschwunden,
Sinkt müde das Herz in Schlaf;
Dann stirbt's und vernarbte Wunden
Sind sein einziges Epitaph.

IV.

Auf ein neugeborenes Kind.

Du des Vaters stilles Hoffen,
Du der Mutter Seligkeit!
Anders ist es eingetroffen,
Statt der Freude gabst du Leid!

Sündenrein, weil nie geboren,
Ohne Schuld, weil körperlos,
Hast Du Dich in's All verloren
Aus der Liebe Hoffnungsschooss.

Du nicht, wir sind zu beklagen!
Hast Du ahnend wohl gewusst,
Dass mit tausendfachen Plagen
Sich bezahlt des Lebens Lust?

Quallos durftest Du entschweben!
Unberührt von Raum und Zeit
Hast ein unvergänglich Leben
Du in deiner Eltern Leid.

V.

Le flot.

von **Henri Siéger.**

(Uebersetzt von Christoph Mickwitz).

Die rastlos rollend Alles niederspült,
Selbst Liebe tödtet und in ihr Gefälle
Titanen schlingt — der Zeit gewalt'ge Welle,
Sie steigt an uns empor und wühlt und wühlt.

Sie steigt, bis wir des Todes Gruss gefühlt.
Wie flehend der Verlor'nen Angstschrei gelle,
Sie steigt empor mit unbarmherz'ger Schnelle
Und ihre Wuth bleibt ewig ungekühlt.

Schon sinkt die Sonne und der eis'ge Hauch,
Der vor der Fluth einherweht, traf mich auch!
O Jugend, meine Jugend, fluthzerrieben!

Ein Hauch von Dir, o Zeit, und reifbedeckt
Sank ihre Blüthe hin und Nichts erweckt
Je neues Leben aus den welken Trieben.

VI.

Renommisten.

Drei Freunde sassen beim Pokal
Bei lobesamem Werke,
Sie rühmten ihrer Humpen Zahl
Und priesen ihre Stärke.

Der eine sprach: «Jüngst hatt' ich still
«Den Weg zum Wald genommen
«Und wie ich just mich wenden will,
«Seh' ich drei Gauner kommen.

«Die dringen plötzlich auf mich ein,
«Die Börse mir zu rauben.
«Was kann der eine Mann allein,
«So mochten sie wohl glauben.

«Ich aber hob nur meine Faust —
«Und wie mit mächt'gem Pralle

«Sie auf den ersten niedersaust,
«Da lagen sie auch Alle.»

Der Zweite drauf: «Mein lieber Schatz!
«Ich will nicht prahlen, aber —
«Du kennst doch auf dem Rathhausplatz
«Den ries'gen Kandelaber?

«Zwei Wochen sind's, da hatt' ich spät
«Gezecht in Freundesmitten
«Und kam nach Hause, wie's so geht,
«Mit etwas schwanken Schritten.

«Am Kandelaber stiess ich an
«Und fiel — und auf's Gewissen,
«Ich hielt mich bloss im Fallen dran
«Und hab' ihn umgerissen.»

Der Dritte hörte schmunzelnd zu
Und sprach drauf zu den beiden:
«Wer stärker sei, er oder Du,
«Das will ich nicht entscheiden.

«Allein, wie stark ihr Zwei auch seid,
«Den Preis muss Euch entreissen
«Doch König August, seiner Zeit
«Der Starke nur geheissen.

«Der hielt zum Spass bei mancher Cour
«Zwei seiner Kronvasallen
«Hinaus zum Fenster — denkt Euch nur —
«Und liess sie beide fallen!

VII.

Zeitgemässe Lyrik.

Es hält mich ein Weib in ihrem Bann,
Eine arge Zauberinne,
Die schon vor mir manch' anderem Mann
Vergiftet Herz und Sinne.

Wohl weiss ich, ihre Tücke ist gross,
Und viel noch muss ich erleiden,
Und dennoch komm' ich von ihr nicht los
Und sie will von mir nicht scheiden.

Sie liebt mich, doch in besonderer Art,
Nicht so, wie andere Frauen,
Nicht weiss sie zu kosen weich und zart,
Ihre Liebe bringt Furcht und Grauen.

Bald fliegt sie wild mit stürmischer Hast
An den Hals mir mit klammernden Armen,
Bis ohne Luft schon erstickend fast
Ich kraftlos fleh' um Erbarmen.

Bald haucht sie mir ihren Odem ein,
Den fliegenden, glühend-heissen,
Dass schier in tobender Fieberpein
Die zuckenden Nerven mir reissen.

Bald küsst mich das diabolische Weib
Mit solcher Gluth auf die Stirne,
Dass fieberschauernd mir bebt der Leib
Und das Blut mir steigt zum Gehirne.

Sie hat es nun einmal mir angethan,
Mir Leib und Seele gebrochen,
Es schmilzt im unseligen Fieberwahn
Dahin mir das Mark in den Knochen.

Meine Augen sind matt und dumpf mein Gehör,
Ja mit Schrecken werd' ich es inne,
Ich schmecke sogar und ich rieche nichts mehr,
Vertaubt sind mir all' meine Sinne.

Doch jetzt ist's zu Ende mit meiner Geduld,
Ich will mich zusammenraffen:
Der Himmel verzeiht mir gewiss die Schuld,
Ich muss sie vom Halse mir schaffen.

Ich weiss ein Gift, eine Mordsmedicin,
Ein Pulver ganz ohne Essenza,
Halb Phenacetin, halb Antipyrin —
Nun hüte Dich, Frau Influenza!

VIII.

Sprüche.

1.

Idealisten und Naturalisten.

Den Adler trägt der Frühlingssturm
Empor zum Sonnenschein;
Derweilen kriecht der Regenwurm
Tief in den Schmutz hinein.

2.

Lerne die alte Wahrheit erfassen:
Seist Du auch noch so erfahren und klug,
Von Dir selbst Dich betrügen zu lassen,
Bist Du immer noch dumm genug.

3.

Das Weltgetriebe
Macht alt und kalt
Und nur der Liebe
Zaubergewalt
Kann jung bewahren
Trotz Täuschungsschmerz
Und grauen Haaren
Das alte Herz.

4.

Wer immer an der Oberfläche bleibt,
Mag ruhig einst im Sonnenglanze sterben,
Doch wen's nicht in die dunklen Tiefen treibt,
Wird nimmermehr der Wahrheit Gold erwerben.

5.

Kometenwert.

Haltloser Richtung Funkelstern!
Du bleibst trotz äuss'rem Glanz
Doch nur, so lang nicht fest dein Kern,
Ein dissoluter Schwanz.

6.

Wer wollte manchmal aus der Haut nicht fahren,
Wenn er nur sicher wäre, dass nach Jahren
Nicht statt des eig'nen Ich's darin am Ende
Noch einen garstigern Patron er fände.

7.

Es kommt eine Klugheit selten allein,
Meist folgt eine Dummheit dicht hinterdrein.

8.

Zu wack'rem Streit
Schöpf' kampfbereit
Dir frischen Schwung
Aus alter Zeit
Erinnerung.

9.

Zieh für Dein gutes Recht Dein Schwert
Auch in verlor'nen Schlachten,
Denn wer das eig'ne Recht nicht ehrt,
Wird fremdes auch nicht achten.

10.

Wer sich auf's Kriechen nur versteht,
Hält jeden ehrlichen Gesellen,
Der aufwärts seines Weges geht,
Für einen schändlichen Rebellen.

11.

Das Thier zum Menschen zu veredeln
Ist der Natur gar herrlich gelungen:
Den Hunden gab sie den Schweif zum Wedeln
Lakaienseelen gab sie Zungen.

12.

Der Wille ist ein Mann der That,
Ein Mann des Worts der Geist,
Der eine ist zu accurat,
Der andre ist zu dreist.
Doch wo zu selt'nem Bunde sie
Ein günst'ger Gott gesellt,
Da rücken Thatkraft und Genie
Vom Platz die alte Welt.